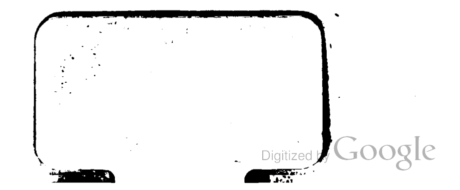

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4TTB E


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY



Geschichte

der

Religiou Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Fortsetzung sechs und zwanzigster Band.

Mainz, 1844.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Geschichte

der

Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friedrich v. Kerz.

Neun und dreißigster Band.

Mainz, 1844.

Bei Kirchheim, Schott und Thielmann.

Inhalt.

Französische Geschichte.

Erster Abschnitt.

§. 1 u. 2. Fortwährender Mangel an Einheit und Zusammenhang in Frankreichs Geschichte in dieser Periode. — Verdienste der ersten Capetinger um den französischen Thron und ihre Dynastie. — Lage und Verfassung Frankreichs bei dem Tode Heinrichs I. — Mangel an einer gesetzgebenden Gewalt. — Feudalrecht, das einzige Band, welches das in eine Menge unabhängiger Staaten zersplitterte Königreich zu einem gemeinsamen Staatskörper zusammenhält. — Oberrichterliche Gewalt des Königes. — Schrecklicher sittlicher und religiöser Verfall in den nördlichen Theilen Frankreichs S. 1—8.

Zweiter Abschnitt.

Philipp I. besteigt in einem Alter von 8 Jahren den französischen Thron.

§. 1—8. Balduin, Graf von Flandern, Vormünder des jungen Königes. — Balduins Regierungsmethode. — Successionsstreit in dem Hause Anjou. — Fehlerhaftes Betragen Balduins während der Zurüstungen des Herzogs Wilhelm von der Normandie zur Eroberung Englands S. 8—13.

§. 3—9. Nach Balduins Tod (1067) übernimmt der fünfzehnjährige König Philipp die Zügel der Regierung. — Charakter des jungen Monarchen. — Merkwürdige Geschichte Roberts des Friesen, des zweiten Sohnes des verstorbenen Grafen Balduin von Flandern. — Des jungen Königes höchst unglücklicher Feldzug gegen Robert den Friesen. — Philipp schließt ein Bündniß mit Robert, und vermählt sich mit dessen Stieftochter Bertha S. 13—21.

§. 9—12. Philipps immer mehr zunehmender Hang zu Vergnügungen und daher rührende große Vernachlässigung der Geschäfte. — Schändlicher Unfug der mächtigern französischen Herren mit den in ihren Ländern erledigten Bisthümern und Abteien. — Philipp geräth darüber in einen gefährlichen Streit mit Gregor VII. — Des Papstes harte, drohende und beunruhigende Briefe an Philipp und

dessen sehr kluges und demüthiges Benehmen dabei, wodurch er auch, ohne gerade den päpstlichen Ermahnungen sich zu fügen, dennoch dem Bannstrahl entgeht S. 21—27.

§. 12—14. Philipps unselige Ehescheidungsgeschichte von Bertha nach zwanzigjähriger Ehe. — Wegen vorgeblich allzu naher Verwandtschaft wird des Königs Ehe mit Bertha von einigen dem Monarchen ergebenen Bischöfen für ungültig erklärt, die Königin vom Hofe entfernt und in ein einsam gelegenes Schloß verwiesen. — Philipp begehrt und erhält die Hand einer Tochter des Großgrafen Roger von Sicilien. — Bertrade von Montfort, Gemahlin des Grafen von Anjou. — Philipps leidenschaftliche Liebe zu Bertrade macht seine Vermählung mit der sicilianischen Prinzessin wieder rückgängig. — Dem Entschluß des Königes, sich mit Bertrade zu vermählen, widersetzt sich der ehrwürdige Bischof Ivon von Chartres. — Bald folgen alle Bischöfe Frankreichs Ivo's Beispiel. — Da kein französischer Bischof der Vermählung des Königes beiwohnen will, so vollzieht der normännische Bischof Eudes von Bayeux Philipps Trauung mit Bertrade S. 27—34.

§. 14—16. Des Königs Ehescheidung von Bertha und Vermählung mit Bertrade hat eine Menge mit dieser Angelegenheit sich beschäftigenden Concilien zur Folge. — Das erste, gehalten zu Rheims, entscheidet zwar nichts, scheint sich aber ganz auf die Seite des Königes zu neigen. — Ivo von Chartres, die Zierde des damaligen Episcopats in Frankreich, berichtet die ganze Sache an den Papst. — Urban II. ernennt den Erzbischof von Lyon zu seinem Legaten und übergibt ihm die Untersuchung und Entscheidung dieser Angelegenheit. — Der Legat beruft ein neues Concilium nach Autün, in welchem die Ehe Philipps mit Bertrade für ungültig erklärt, und gegen Beide der Bannstrahl geschleudert wird. — Ursachen, warum die Excommunication des Königs auch nicht die mindeste politische Folge hatte, und überhaupt in Frankreich nicht haben konnte S. 34—40.

§. 16—17. Philipps erste Gemahlin Bertha stirbt, und er wird auf sein Versprechen, Bertrade von sich zu entfernen, auf dem Concilium von Nismes von dem Banne gelöst. — Der König nimmt Bertrade nicht nur wieder zu sich, sondern läßt sie auch von den Bischöfen von Trois und Meaux feierlich zur Königin von Frankreich krönen. — Philipp und Bertrade werden auf das neue mit dem Banne belegt. — Aeußerst stürmisches Concilium in Poitiers, dem auch der Herzog von Aquitanien beiwohnt. — Wilhelm, Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou: eine der merkwürdigsten Erscheinungen jener Zeit. Charakter dieses Fürsten; dessen Tugenden und Laster; gleich berühmt als glücklicher Krieger, mannhafter Ritter

und einer der anmuthigsten Troubadoure des südlichen Frankreichs S. 40—45.

§. 17—18. Ivo von Chartres verwendet sich bei dem Papste Paschal zum Besten des Königs. — Noch drei Concilien werden wegen Philipps Angelegenheit zusammenberufen, und in dem letzten, in Paris unter der Leitung des päpstlichen Legaten gehaltenen Concilium Philipp und Bertrade von dem Banne gelöst. — Eine bald darauf erfolgende päpstliche Dispensation ertheilt des Königs Ehe mit Bertrade ihre volle kirchliche Gültigkeit. — Verschiedenheit in den Berichten der Geschichtschreiber über diesen letzten Akt der Ehescheidungsgeschichte König Philipps I. S. 45—47.

§. 18—20. Philipp besucht mit seiner Gemahlin den Grafen Fulko von Anjou. — Charakter der Königin Bertrade; ihr gehässiges Betragen gegen Fulko's, in dessen erster Ehe gezeugten Sohn. — Offene Feindschaft zwischen Bertrade und Philipps Sohne erster Ehe, dem schon zum Mitregenten angenommenen und zum König gekrönten Ludwig VI. — Beiderseitige Aussöhnung unter der Vermittlung des Königs S. 47—52.

§. 20—21. Philipps Krieg mit Wilhelm dem Eroberer, König von England. — Tod des Eroberers S. 52—54.

§. 21—25. In einem Alter von sieben und fünfzig Jahren stirbt König Philipp im Jahre 1108 in Paris. — Großes Lob, welches ältere und neuere Geschichtschreiber diesem Könige ertheilen. — Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse während der langen, neun und vierzigjährigen Regierung Philipps. — Große Fortschritte der Nation auf dem Wege zu höherer Civilisation, in ihrer Bevölkerung, städtischer und ländlicher Industrie, in Ausbildung ihrer Sprache, in allen Zweigen wissenschaftlicher Kultur. — Gelehrtes Treiben selbst unter den höheren Ständen; ungemeines Ansehen der Gelehrten, hohe Achtung für ihre hinterlassenen gelehrten Werke. Suger, Abälard. — Würdigung der Verdienste des Letztern um die Wissenschaften und Verbreitung gelehrter Kenntnisse unter der Nation; dessen Verhältnisse zu Heloise. — Eroberung des Königreichs Portugal durch einen französischen Prinzen, einen Urenkel Hugo Capets. — Gleichzeitige Entstehung mehrerer berühmter geistlicher Orden, als: der Orden der Hospitalritter, der Tempelherren; der Orden der Carthäuser, der Cistercienser und der Orden von Fontevrauld 2c. 2c. S. 54—70.

Dritter Abschnitt.

Ludwig der Sechste.

§. 1—3. Ludwig, obgleich schon zu Lebzeiten seines Vaters zum Könige gekrönt, wird dennoch am fünften Tage nach seines Vaters

dem noch einmal, und zwar nicht in Rheims, sondern in Orleans, zum Könige gesalbt und gekrönt. — Ursachen dieser wiederholten Krönung, nebst den damit verbundenen besondern Umständen S. 70—74.

§. 3—7. Ludwigs Thätigkeit, obgleich unermüdet, erstreckt sich dennoch in den ersten sechs Jahren seiner Regierung blos auf seine eigenen Erbstaaten. — Ludwigs ununterbrochene, jedoch stets glückliche Kämpfe mit seinen unruhigen und ungehorsamen Vasallen. — Odo, Sohn des Grafen Burchard von Montmorenci. — Veit, Graf von Rochefort, Ludwigs gefährlichster Feind. — Hugo von Pompone, Burgherr von Gournai. — Hugo von Creci, Sohn des Grafen von Rochefort und Erbe dessen Hasses gegen das königliche Haus S. 74—83.

§. 7—9. Adelhaide, Wittwe des im Orient gestorbenen Grafen Stephan von Chartres, sucht und findet Schutz bei Ludwig gegen ihren Vasallen, den Hugo von Puiset, einen der mächtigsten Barone Frankreichs. — Ludwig erstürmt Puiset, macht den Hugo zu seinem Gefangenen und läßt dessen Burg schleifen. — Hugo's Gefangenschaft ist von kurzer Dauer; aber kaum in Freiheit gesetzt, empört er sich auf das neue gegen den König und läßt die zerstörte Burg Puiset wieder aufbauen. — Zum ersten Male in seinem Leben wird Ludwig von Hugo und dessen Verbündeten bei Touri geschlagen. — Ludwig erhält bald darauf einige Verstärkungen an Truppen, greift die Feinde auf das neue an, schlägt sie zurück, und zwingt den Hugo abermals zur Uebergabe seiner Burg, die der König nun von Grund aus zerstören läßt. — Hugo verliert nach und nach alle seine Besitzungen in Frankreich, entschließt sich endlich nach dem Orient zu ziehen, stirbt aber unter Weges, bevor er noch Palästina erreicht hatte S. 83—90.

§. 9—10. Entstehung der Communen in Frankreich. — Ludwig folgt dabei keinen festen Grundsätzen, kämpft für die Commune in Amiens und zerstört die in Laon S. 90—94.

§. 10. Engerhand von Couci und dessen Sohn Thomas von Marne, zwei der verabscheuungswürdigsten, kleinen Tyrannen Frankreichs — unerhörte Grausamkeit des Letztern. — Nach mehrjährigem Kampfe wird endlich Thomas von dem Könige gefangen genommen, stirbt aber wenige Tage darauf an der im Gefecht erhaltenen tödtlichen Wunde, und befreit durch seinen Tod die ganze Picardie von einer der schrecklichsten Landplagen. — Undankbarkeit des Stephans von Garlande gegen den König S. 94—104.

Vierter Abschnitt.

Ludwigs Kriege mit König Heinrich I. von England.

§. 1—3. Heinrichs I. wachsende Macht und die Vereinigung

der Normandie mit England erregen die Eifersucht des französischen Königs. — Ludwig verbindet sich mit den unzufriedenen Baronen in der Normandie, und Heinrich unterstützt in Geheim Ludwigs aufrührische Vasallen. — Robert, Graf von Flandern, fällt von Heinrich ab, und schließt mit Ludwig ein Bündniß, dem auch der mächtige Graf Fulko von Anjou beitritt S. 104—109.

§. 3—6. Das auf den Grenzen Frankreichs und der Normandie liegende feste Schloß Gisors wird die Veranlassung zu einem förmlichen Bruch zwischen England und Frankreich. — Damaliges vierfaches Frankreich. — Der Krieg zwischen Frankreich und England dauert ein paar Jahre, wird aber ohne Lebhaftigkeit geführt und besteht blos in feindlichen Streifzügen der Engländer in das französische und der Franzosen in das normännische Gebiet. — Friede zu Gisors. — Neuer Krieg mit England. — Robert, Graf von Flandern, Ludwigs treuester Bundesgenosse, fällt in der unglücklichen Schlacht bei Meaux. — Fulko, Graf von Anjou, fällt von Ludwig ab, und huldiget für die Grafschaft Maine dem Könige Heinrich als seinem Lehnsherrn. — Der Verlust dieser beiden mächtigen Bundesgenossen und eine Empörung seiner eigenen Hausvasallen zwingen Ludwig zum Frieden. — Zweiter Friede zu Gisors. — Nach beendigtem Kriege mit England vermählt sich Ludwig mit Adelhaide, Schwester des Grafen von Maurienne S. 109—118.

§. 6—10. Dritter Krieg mit England, weit mörderischer, als die beiden erstern, und veranlaßt durch die auf Anstiften Heinrichs geschehene, völkerwiderrechtliche Gefangennehmung des Grafen von Nevers, auf dessen Reise durch das Gebiet des Grafen Theobald von Champagne. — Ludwig ernennt den Grafen von Anjou zum Großseneschall von Frankreich, worauf dieser, der sich ohnehin von Heinrich getäuscht glaubt, gegen denselben mit Frankreich ein Bündniß schließt, dem auch der Graf von Flandern und noch mehrere französische Herren beitreten. — Die Verbündeten dringen von drei Seiten in die Normandie. — Ludwig erklärt sich jetzt öffentlich für Clito, Sohn des gefangenen Herzogs Robert von der Normandie. — Traurige Jugendgeschichte dieses edeln Prinzen. — Alle normännische Barone ergreifen die Waffen gegen Heinrich, erklären sich für Clito und lassen ihn zum Herzog der Normandie ausrufen. — Sogar Heinrichs eigener Schwiegersohn, Graf Eustach von Brenteuil, empört sich gegen denselben. — Heinrich scheint sein bisheriges Kriegsglück gänzlich verlassen zu wollen. — Unerhörte, schauderhafte, an Geißeln verübte Grausamkeit S. 118—130.

§. 10 u. 11. Graf Balduin von Flandern wird in einem Gefechte gegen Theobald von Champagne, Heinrichs Bundesgenossen,

gefährlich verwundet und stirbt in dem folgenden Jahre an der erhaltenen Wunde. — Von seinem gefährlichsten, weil tapfersten Feinde, durch dessen Tod befreit, sucht Heinrich nun auch den Grafen von Anjou für sich zu gewinnen, vermählt daher dessen Tochter mit seinem Sohne Wilhelm, dem künftigen Thronfolger Englands, worauf Graf Fulko den französischen König wieder verläßt und sich zu Heinrich hält. — Das Waffenglück neigt sich nun wieder auf die Seite Heinrichs. — Ludwig wird bei Breuville geschlagen. — Papst Calixt II. kommt nach Frankreich. — Auf dem Concilium von Rheims klagt Ludwig gegen den König von England. — Der Papst unternimmt es, den Frieden zwischen beiden Monarchen wiederherzustellen, und unter päpstlicher Vermittlung kommt nun bald darauf zum dritten Male zu Gisors der Friede zwischen Frankreich und England zu Stande S. 130—137.

Fünfter Abschnitt.

Innere Angelegenheiten Frankreichs und des königlichen Hauses.

§. 1—4. Bedeutende Erweiterung der königlichen Macht in Frankreich seit dem Regierungsantritt Ludwigs VI. — Ludwig schützt den Bischof von Clermont, und demüthiget dessen Gegner, den mächtigen Grafen von Auvergne. — Merkwürdiges Schreiben des Herzogs von Aquitanien an Ludwig VI. — Ludwig geräth mit seiner Geistlichkeit in Streit. — Der Erzbischof von Paris belegt sämmtliche Erbländer des Königes mit dem Interdikt. — Ludwig appellirt an den Papst, der das Betragen des Erzbischofs für einen Misbrauch seiner bischöflichen Gewalt erklärt und das Interdikt wieder aufhebt. — Eifer des heiligen Bernards in dieser Angelegenheit S. 137—146.

§. 4. Heinrichs verhängnißvolle Ueberfahrt von Barfleur nach England. — Vortheile, die Heinrich aus dem, seinem Hause zugestoßenen Unglück zu ziehen weiß. — Er vermählt sich zum zweitenmale mit Adelhaide, Tochter Gottfrieds des Bärtigen, Herzogs von Niederlothringen. — Graf Fulko von Anjou zieht nach Palästina; erwirbt sich große Verdienste um die orientalische Christenheit, erhält daher des Königes von Jerusalem, Balduins II. Tochter, zur Gemahlin, und wird nach dem, bald darauf erfolgten Tode seines Schwiegervaters König von Jerusalem S. 146—153.

Sechster Abschnitt.

Fortsetzung des Vorigen.

§. 1—5. Ludwig erklärt seinen erstgebornen Sohn Philipp zu seinem Nachfolger, und läßt ihn zu Rheims von dem Erzbischofe

salben und krönen. — Ein höchst unglücklicher Zufall macht dem Leben des jungen Königes, schon im zweiten Jahre nach dessen Krönung, wieder ein Ende. — Tiefe Trauer des königlichen Hauses und des ganzen Königreiches. — Papst Innocenz II. in Frankreich. — Ungemein kluges und gewissenhaftes Benehmen Ludwigs bei dem durch eine doppelte Papstwahl in der römischen Kirche entstandenen Schisma. — Ludwig erkennt Innocenz II. als rechtmäßigen Papst. — In dem, unter der Leitung Innocenz II. in Rheims gehaltenen, sehr zahlreichen Concilium, machte Ludwig dem Papste und den versammelten Vätern seinen Entschluß bekannt, seinen zweiten Sohn Ludwig zum Könige krönen zu lassen; worauf Innocenz erklärt, daß er in eigener Person den jungen König salben und krönen werde. — Ungewöhnlich große, bis dahin noch nie stattgehabte Feierlichkeit bei der Krönung Ludwigs VII. durch die Hand des heiligen Vaters S. 153—161.

§. 5—7. Eine Verschwörung der normännischen Barone zu Gunsten Clito's wird von Heinrich schnell wieder unterdrückt. — In der nicht ungegründeten Vermuthung, daß Ludwig der Verschwörung nicht fremd geblieben, auch den Aufrührern seinen Beistand versprochen habe, fällt Heinrich in Frankreich ein, während sein Schwiegersohn, Kaiser Heinrich V., sich mit einem Heere den französischen Grenzen nähert. — Der tapfere Graf Amalrich von Montfort zwingt Heinrich Frankreich wieder zu räumen; und der Kaiser zieht sich bei dem Anblick des ungeheuern, ihm weit überlegenen französischen Heeres ebenfalls wieder zurück. — Clito vermählt sich mit der jüngeren Schwester der Gemahlin Ludwigs. — Zahlreiche Versammlung der französischen Großen zu Paris. — Allgemeine, sehr ernste Bewegungen in ganz Frankreich zu Gunsten Clito's. — Ein unvermuthetes, höchst trauriges Ereigniß ist die Ursache, daß das Unternehmen auf die Normandie wieder auf unbestimmte Zeit muß ausgesetzt werden S. 161—165.

§. 7 und 8. Carl der Gütige, Graf von Flandern, wird ermordet. — Nähere Umstände dieses schrecklichen Mordes. — Ludwig rückt als oberster Lehnsherr in Flandern ein. — Grausame, obgleich gerechte Bestrafung sämmtlicher Mörder des Grafen. — Ludwig belehnt Clito mit der Grafschaft Flandern. — Ein großer Theil der flandrischen Nation, durch englisches Geld gewonnen, ruft den Dieterich von Elsaß in das Land. — Krieg zwischen Clito und Dieterich von Elsaß. — Tod des edeln, stets unglücklichen Clito in Folge einer, bei der Belagerung von Alost erhaltenen Wunde S. 165—173.

Siebenter Abschnitt.

Ausgang und Ende Ludwigs VI.

§. 1—4. Ludwig wird gefährlich krank, erholt sich zwar wieder, jedoch ohne Hoffnung auch seine vorige Gesundheit wieder zu erlangen. — König Heinrich in der Normandie. — Die Gallo-normännischen Dichter, Trouveres genannt. — Heinrich zerfällt völlig mit seinem Schwiegersohne Gottfried von Anjou, dem er seine Tochter, die verwittwete Kaiserin Mathilde, zur Gemahlin gegeben hatte. — Heinrich wird gefährlich krank, erklärt auf seinem Sterbebette, in Gegenwart einiger Bischöfe und auch weltlicher Großen, seine Tochter Mathilde zur einzigen Erbin aller seiner Länder diesseits und jenseits des Meeres, und stirbt auf dem bei Rouen gelegenen Schlosse Lisbonne am 1. December 1135. S. 173—180.

§. 4—5. Ludwigs VI. letzte Krankheit. — Aus Mangel männlicher Erben ernennt Wilhelm X., Herzog von Aquitanien, seine Tochter Eleonora zur einzigen Erbin aller seiner Staaten, jedoch unter der Bedingung, daß sie die Gemahlin Ludwigs VII. werden müsse. — Der sterbende König gibt dazu seine Einwilligung. — Ludwig VII. geht mit glänzendem Gefolge nach Limoges und vermählt sich mit Eleonore von Guyenne, deren ihrem Gemahl jetzt zugebrachte Staaten der königlichen Macht in allen Theilen Frankreichs ein entschiedenes Uebergewicht geben. — Tod Ludwigs VI. S. 180—189.

Achter Abschnitt.

Englische Geschichte.

Thronbesteigung Wilhelms des Eroberers.

§. 1—5. Umsturz beinahe aller Formen der alten angelsächsischen Staatsverfassung. — Einführung eines neuen Feudalsystems in England. — Wilhelm geht schon in den ersten Monaten nach angetretener Regierung wieder nach der Normandie. — Eudes von Bayeux und William Fiz. — Osbert S. 189—196.

§. 5—7. Häufige Empörungen in England während der erstern Jahren der Regierung Wilhelms, jedoch stets sehr schnell von demselben wieder unterdrückt. — Githa, die Mutter König Harolds S. 196—200.

§. 7—12. Neue, furchtbare und noch weit gefährlichere Empörung in Northumbrien — der Aufruhr verbreitet sich schnell auch in den südlicher gelegenen Provinzen. — Die beiden Brüder Edwin und Morcar. — Prinz Edgar Atheling. — Des unglücklichen Königs Harold drei Söhne, Godwin, Edmund und Magnus. — Im Bunde

mit den Aufrührern schickt der König von Dänemark eine Flotte mit einem Heere nach England. — Mangel an Einigkeit unter den Häuptern der Empörung. — Wohin der Eroberer sich wendet, folgt der Sieg seinen Fahnen. — Um die Northumbrier zu bestrafen, wird auf Wilhelms Befehl die ganze, über sechzig englische Meilen in die Länge und vierzig in die Breite sich erstreckende Landschaft in eine öde, menschenleere Wüste verwandelt S. 200—211.

§. 12—16. Die dänische Flotte verläßt unverrichteter Dinge wieder England. — Alle Häupter der Empörung fliehen entweder aus dem Reiche, oder unterwerfen sich dem Eroberer. — Eine Ausnahme macht Graf Hereward. — Sonderbare Geschichte dieses unbändigen, tapfern, den alten Heldenzeiten Englands angehörigen Kriegers S. 211—219.

§. 16—18. Wilhelm jetzt völlig unbeschränkter Beherrscher Englands. — Trauriger Zustand der Nation. — Wilhelm unternimmt mit Genehmigung des Papstes eine, in Ansehung des Clerus wirklich nothwendig gewordene Reformirung der englischen Kirche. — Erzbischof Lanfrank von Canterbury S. 219—228.

§. 18—20. Zu frühe entdeckte, und daher sogleich wieder vereitelte Verschwörung selbst der normännischen Barone gegen Wilhelm. — Watheofs und dessen Gemahlin Judith, eine Nichte des Königes. — Trauriges Ende des Erstern und fernere Schicksale seiner hinterlassenen Gemahlin S. 228—232.

§. 20—21. Sehr ernste und drohende, jedoch durch Wilhelms Politik wieder vereitelte Bewegungen des dänischen Königs Canut, seine Rechte auf die Krone von England geltend zu machen. — Wilhelm, der reichste Monarch des Abendlandes, dessen jährliche Einkünfte und deren Quellen. — Das Vormundschaftsrecht, ein in allen andern Ländern unbekanntes, ungemein einträgliches königliches Prärogativ S. 232—237.

§. 21—24. Prinz Robert, Wilhelms ältester Sohn, empört sich gegen seinen Vater. — Krieg mit Frankreich. — Wilhelm wird tödtlich krank. — Wilhelms letzte, wenige Tage vor seinem Tode gemachte Verordnungen. — Tod des Königes. — Unerhörter Auftritt bei der feierlichen Beerdigung desselben S. 237—248.

§. 24—28. Politischer, sittlicher und religiöser Charakter dieses Monarchen. — Dessen harte, zum Theile höchst ungerechte Polizei- und Forstgesetze. — Der *new Forest.* — Zustand Englands bei dem Tode desselben. — Schlußbemerkung zu der Regierungsgeschichte Wilhelms des Eroberers S. 248—262.

Neunter Abschnitt.

Wilhelm II. und Heinrich I.

§. 1—4. Mit Hülfe Lanfranks besteigt Wilhelm II. den Thron von England. — Verschwörung gegen den neuen König, an deren Spitze der Bischof Eudes von Bayeux sich stellt. — Die meisten in England wohnenden normännischen Barone empören sich gegen Wilhelm. — Durch die Eroberung Rochesters, des Sitzes der Empörung, wird dieselbe jedoch bald wieder gedämpft S. 262—269.

§. 4—8. Wilhelms ununterbrochenes Streben, die Normandie mit England zu vereinigen, macht den Hauptinhalt seiner ganzen Regierungsgeschichte aus. — Oeftere kleine Fehden zwischen Wilhelm und dessen Brüdern Robert und Heinrich. — Einige biographische Züge aus dem Leben der Söhne Wilhelms des Eroberers S. 269—278.

§. 8—10. Wilhelms plötzlicher ganz unerwarteter Tod. — Nähere damit verbundene, nicht unmerkwürdige Umstände. — Seine Beerdigung. — Dieses Königes ungemein gehässiger Charakter und äußerst tyrannische Regierungsmethode S. 278—283.

§. 10—11. Zweimaliger Einfall der Schotten in England während der Regierung Wilhems II. S. 283—285.

§. 11—14. Bei der Abwesenheit des ältern Bruders Robert, der mit dem ersten Kreuzzuge nach Palästina gezogen war, bemächtiget sich Heinrich, mit Hülfe einiger englischen Prälaten und Baronen, der Krone von England. — Vermählt sich bald darauf mit Mathilde, Tochter Königs Malcolm von Schottland und der Königin Margaretha, Schwester des Prinzen Edgar Atheling, mithin mütterlicher Seits ein Sprosse des angelsächsischen königlichen Hauses Cerdik S. 285—292.

§. 14—17. Nach seiner Rückkehr aus dem Orient macht Robert seinem Bruder Heinrich die Nachfolge auf dem Throne von England streitig. — Roberts ungeheure Zurüstungen zu seinem Zuge nach England. — Heinrichs ängstliche Besorgnisse. — Robert landet mit einem zahlreichen Heere bei Portsmouth. — Persönliche Zusammenkunft Heinrichs und Roberts im Angesicht beider Heere. — Ein Vertrag kommt zu Stande, dem zu Folge Robert auf die Krone von England verzichtet, und Heinrich sich verbindlich macht, alle seine Besitzungen in der Normandie seinem Bruder abzutreten, und überdieß ihm noch jedes Jahr die Summe von drei tausend Mark Silbers zu bezahlen S. 292—297.

§. 17 und 18. Heinrichs niederträchtiges, treu- und ehrloses Betragen gegen Robert. — Förmlicher Bruch zwischen beiden Brüdern, und deren gegenseitige feindliche Stellung S. 297—299.

§. 18—20. Heinrichs I. Regierungsgeschichte, weil mit der Geschichte Frankreichs innigst verwebt, ist aus dieser daher auch dem Leser schon hinreichend bekannt. — Als Heinrich starb, hatte er sein acht und sechzigstes Jahre erreicht, und sieben und dreißig Jahre in England geherrscht. — Ein Jahr früher starb auch sein Bruder, der unglückliche Robert, nach drei und dreißigjähriger Gefangenschaft, in dem achtzigsten Jahre seines Alters S. 299.

§. 20—23. Heinrich, dieser tückische, habsüchtige, rachgierige, grausame und wollüstige Monarch, dessen Charakter durchaus ohne allen moralischen Werth ist, hat dennoch unter den englischen Geschichtschreibern etliche, obgleich nur sehr wenige Lobredner gefunden. — Einige, diesen König sehr genau charakterisirende Züge aus dessen Leben. — Heinrichs Undank und tolle Abneigung gegen alle eingebornen Engländer. — Seine zwei vornehmsten Minister während seiner ganzen Regierung hindurch. — Wissenschaftlicher Zustand der Nation unter Heinrichs Regierung. — Des heiligen Bernards über das damalige gelehrte Streben der Engländer gefälltes, sehr richtiges Urtheil S. 299—313.

Zehnter Abschnitt.

Stephan und Mathilde.

§. 1—4. Allgemeine Volksbewegung in England bei der Nachricht von dem Tode König Heinrichs. — Stephan, Graf von Boulogne, Sohn der Adele, einer Schwester Heinrichs I. — Stephan erhebt Ansprüche auf die Thronfolge in England, und landet mit ganz schwachem Gefolge auf den Küsten von Kent. — Die Städte Dover und Canterbury schließen ihm ihre Thore; aber die ihm längst schon ergebenen Einwohner Londons rufen ihn vorläufig schon in ihrer Stadt zum Könige aus. — Bischof Heinrich von Winchester, Stephans jüngster Bruder. — In einer, obgleich gar nicht zahlreichen Versammlung von Prälaten in Winchester wird der, Heinrichs Tochter, der Kaiserin Mathilde geschworne Eid für ungültig erklärt. — Unhaltbarkeit der Gründe, worauf diese Erklärung beruhet. — Stephan empfängt die Huldigung der in Winchester anwesenden Prälaten, und wird dann gleich darauf in London feierlich gekrönt S. 313—322.

§. 4—6. Ankunft der Leiche Heinrichs in England und deren feierliche Beerdigung in der Klosterkirche von Reading. — Alle Großen Englands eilen jetzt, theils in eigener Person, theils durch Abgeordnete, dem neuen Könige zu huldigen. — Große Reichsversammlung zu Oxfort. — Um die Großen seines Reiches noch fester an sich zu knüpfen, ertheilt Stephan ihnen die Erlaubniß,

nicht nur ihre Burgen zu befestigen, sondern in ihren Besitzungen auch noch neue Festungen zu erbauen. — Schreckliche, für den König und das ganze Königreich verderbliche Folgen dieser unbesonnenen Begünstigung. — Stephan nimmt ein ganzes Heer fremder Söldlinge in Dienst. — Die Brabanzonen S. 322—329.

§. 6—8. Die Empörung einiger seiner Vasallen verhindert Gottfried von Anjou, nach England zu gehen und die Rechte seiner Gemahlin auf die Krone geltend zu machen. — Nach wiederhergestellter Ruhe in seinen eigenen Staaten rückt Gottfried mit einem zahlreichen Heere in die Normandie ein. — Unverständiges und grausames Betragen Gottfrieds. — Die ganze Bevölkerung des Herzogthums erhebt sich gegen ihn, und greift zu den Waffen. — Nach einem kurzen Aufenthalt von einigen Wochen wird Gottfried sammt seinem ganzen Heere wieder aus der Normandie vertrieben. — Unaufgefordert wirft sich David, König von Schottland, zum Vertheidiger seiner Nichte, der Gräfin Mathilde, auf. — David fällt in England ein. — Friede zwischen den beiden Königen, dem zu Folge Stephan nun auch von David als König von England anerkannt wird. — Stephan benutzt den mit Schottland geschlossenen Frieden, um selbst in die Normandie zu gehen. — Waffenstillstand zwischen Stephan und Gottfried von Anjou. — Ludwig VI. belehnt Stephan mit der Normandie. — Die größte Verwirrung herrscht in dem Herzogthum. Niemand gehorcht dem Stephan, als blos einige Städte, in welchen er Gelegenheit gefunden hatte, eine Besatzung von Brabanzonen zu werfen. — Stephan kehrt nach England zurück S. 329—334.

§. 8—10. Innere Unruhen in England. — David, König von Schottland, fällt auf das neue in England ein. — Unerhörte Grausamkeit der schottischen Krieger. — Stephan treibt den David aus Northumbrien hinaus, muß aber, wegen einer in Südengland ausgebrochenen Empörung, wieder dahin eilen und die nördlichen Provinzen auf das neue den Verwüstungen der Schottländer preisgeben. — Der achtzigjährige Erzbischof Thurstan von York wird jetzt der Retter seines Vaterlandes. — Die Standartenschlacht. — Sieg der Engländer. — Der Cardinal Alberich, Bischof von Ostia und päpstlicher Legat, kommt zu dem schottischen König nach Carlisle. — Friede zwischen England und Schottland S. 334—342.

§. 10 und 11. Höchst indiscretes, nothwendig den Verdacht des Königes erregendes Betragen des Bischofes Roger von Salisbury und seiner beiden Brudersöhne, der Bischöfe von Lincoln und Ely. — Reichsversammlung in Oxford. — Streit und Schlägerei zwischen den Dienstleuten der so eben erwähnten drei Bischöfe und

einiger weltlichen Großen. — Der Bischof von Salisbury und seine beiden Neffen werden auf Befehl des Königes verhaftet. — Harte Behandlung der gefangenen Bischöfe. — Förmlicher Bruch zwischen Stephan und der Geistlichkeit seines Reiches. — Concilium zu Winchester und dessen schnelle und gewaltsame Wiederauflösung S. 342—349.

Elfter Abschnitt.

Heinrichs Tochter, die Kaiserin Mathilde, landet in England.

§. 1—3. Mathildens bisheriger hülfloser Zustand in der Normandie. — Robert, Graf von Glocester, Mathildens Bruder und deren einzige, aber auch sehr feste Stütze. — Stephan will sich der Person Roberts bemächtigen, der aber, bei Zeiten von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, nach der Normandie flieht und seine Vasallenschaft dem Königè aufkündet. — Stephans Zerwürfniß mit seiner Geistlichkeit hält Robert für den günstigsten Zeitpunkt, einen Versuch auf England zu machen. — Mit einem äußerst schwachen Gefolge landen Robert und Mathilde am 30. September 1139 bei Portsmouth in England. — Auf eine von der verwittweten Königin erhaltene Einladung geht Mathilde zu ihr auf das feste Schloß Arundel. — Stephan rückt schnell vor die Burg. — Das mit nichts, was zum Aushalten einer Belagerung nothwendig ist, versehene Schloß muß sich ergeben, und obgleich Mathilde jetzt eine Gefangene Stephans ist, bewilliget dieser ihr dennoch freien Abzug und läßt sie zu ihrem Bruder Robert, der gleich nach seiner Landung sich nach Bristol begeben hatte, sicher geleiten S. 349—353.

§. 3—5. Anfang eines, acht Jahre dauernden, das Königreich schrecklich verwüstenden, bürgerlichen Krieges. — Graf von Glocester befestigt Bristol und macht es zum Waffen- und Sammelplatz seiner Parthei. — Höchst sträfliches, unpatriotisches Verhalten der meisten englischen Barone. — Entscheidende Schlacht bei Lincoln. — Durch die Verrätherei einiger, von der Gegenparthei erkauften Anführer der königlichen Reiterei wird Stephan nach langer, heldenmäßiger Gegenwehr endlich völlig geschlagen und ein Gefangener des Grafen von Glocester, der ihn nach Bristol führt, und dort seiner Schwester vorstellt. — Der Kaiserin unedles, höchst gemeines Betragen gegen ihren königlichen Gefangenen S. 353—357.

§. 5—7. Durch die Gefangennehmung des Königes scheint der Krieg um die Krone Englands beendiget. — Stephans Freunde und Anhänger, die jetzt alles für verloren halten, eilen sich der Kaiserin zu unterwerfen. — Eine Ausnahme macht jedoch Stephans

Gemahlin, die eben so kluge als liebenswürdige Königin Mathilde. — Die Kaiserin sucht um jeden Preis nun auch Stephans Bruder, den Bischof Heinrich von Winchester, für ihre Sache zu gewinnen. — Heinrich gibt seine Einwilligung zu einer Unterredung mit der Kaiserin, und zwar vor den Thoren von Winchester auf offenem Felde. — Merkwürdiger, zwischen Beiden jetzt zu Stande gekommener Vertrag. — Der Bischof huldiget der Kaiserin, als rechtmäßige Beherrscherin Englands, und seinem Beispiel folgen bald auch alle übrigen Bischöfe und Prälaten des Königreiches. — Großes Nationalconcilium in Winchester. — Stephan wird auf demselben des Thrones für verlustig erklärt, die Kaiserin als rechtmäßige Erbin der Krone von England anerkannt, und der Tag zu ihrer feierlichen Krönung in London festgesetzt S. 357—363.

§. 7—9. Die Kaiserin, des Thrones nun vollkommen versichert, überläßt sich von jetzt an allen ihren Launen und den gehässigsten Leidenschaften. Durch unerträglichen Stolz beleidiget sie selbst ihre Freunde und treuesten Anhänger und, anstatt die Liebe der Nation zu gewinnen, vermehrt sie, durch harte und ungerechte Behandlung aller ehemaligen Anhänger Stephans, mit jedem Tage die Anzahl ihrer geheimen Feinde. — Auch Bischof Heinrich fängt an, seine bisherigen, zum Besten der Kaiserin gemachten Schritte zu bereuen. — Mathilde verläßt Winchester und geht nach London, um dort das Nöthige zu ihrer bevorstehenden Krönung zu verordnen. — Der Kaiserin ganz unbegreiflich unverständiges, sinnloses Betragen gegen die, damals durch ihren Reichthum, ihre große Bevölkerung und viele Privilegien schon so wichtige und einflußreiche Hauptstadt des Königreiches. — Gräßliche Gährung in den Gemüthern aller Einwohner Londons gegen ihre zukünftige Beherrscherin. — Die Erscheinung eines, von Stephans Gemahlin abgesandten Haufens Brabanzonen vor dem südlichen Thor von London wird das Signal zu einer allgemeinen Empörung in der Stadt. — Alles greift zu den Waffen, und die Kaiserin hat kaum noch Zeit, sich auf ein Pferd zu schwingen und nach Oxford zu entfliehen S. 363—369.

§. 9. Völliger Bruch zwischen der Kaiserin und dem Bischof Heinrich. — Mathilde zieht, von ihrem Bruder begleitet, mit einem kleinen Heere nach Winchester, um sich der Person Heinrichs zu bemächtigen, der jedoch bei Zeiten die Stadt verläßt, alle alten Anhänger Stephans sammelt und die Kaiserin nun selbst in Winchester belagert. — Mathilde verläßt die Stadt Winchester, die sie aus Mangel an Lebensmitteln nicht länger mehr gegen die Belagerer behaupten kann. — Schlacht bei Stourbridge. — Das Heer der

Kaiserin wird gänzlich zerstreut, und ihr Bruder, der Graf von Glocester, ein Gefangener der Gemahlin Stephans. — Höchst edles und großmüthiges Betragen dieser Fürstin gegen den gefangenen Grafen. — König Stephan und der Bruder der Kaiserin werden gegen einander ausgewechselt und in Freiheit gesetzt S. 369—374.

Zwölfter Abschnitt.

Gänzlicher Verfall der Angelegenheiten der Kaiserin.

§. 1—3. In allen westlichen Provinzen wird Stephan jetzt wieder als rechtmäßiger König von England anerkannt. — Große Verlegenheit des Bischofes Heinrich von Winchester. — Merkwürdiges Concilium in Winchester. — Graf von Glocester geht nach Frankreich, um den Gemahl seiner Schwester, den Grafen Gottfried von Anjou, zur Theilnahme an dem Krieg in England zu bewegen. — Die Kaiserin wählt Oxford zu ihrer Residenz, und zieht in dieser Stadt alle ihre Streitkräfte zusammen. — Stephan rückt vor Oxford, schlägt das Heer der Kaiserin in die Flucht und erobert die Stadt nebst dem festen Schloß. — Die Kaiserin, unstät und flüchtig von Burg zu Burg, kommt endlich nach vielen ausgestandenen Gefahren und Mühseligkeiten in der Feste Wallinpford an S. 374—380.

§. 3—5. Alle Bemühungen Glocesters bei Gottfried von Anjou haben keinen Erfolg. — Ersterer geht wieder nach England zurück. — Bei der großen Erschöpfung beider kriegführenden Partheien wird der Krieg nur matt und ohne große Anstrengung fortgesetzt, und ein von Glocester bei Wilton über Stephan erfochtener Sieg ändert in der Hauptsache nichts in der Lage der Dinge. — Unerwarteter, allzu frühzeitiger Tod des Grafen von Glocester. — Ihrer vornehmsten Stützen beraubt, verliert die Kaiserin alles Zutrauen zu sich selbst, und eben daher auch jenes ihrer Anhänger. — Mit jedem Tage nehmen Mathildens Angelegenheiten eine schlimmere Wendung, und nach achtjährigem, fruchtlosen Kampf sieht Heinrichs I. Tochter sich endlich gezwungen, England zu verlassen und nach der Normandie zurückzukehren (1147) S. 380—384.

§. 5—6. Gottfried von Anjou erobert mit Hülfe Frankreichs die Normandie und die Grafschaft Maine S. 384—387.

§. 6—8. Abermaliges Zerwürfniß zwischen König Stephan und der hohen Geistlichkeit Englands. — Unzufriedenheit der englischen Barone. — Gottfried von Anjou stirbt, und hinterläßt seinem mit Mathilden erzeugten Sohne Heinrich, dem er früher schon die Normandie abgetreten hatte, nun auch sämmtliche Stammländer seines Hauses, nämlich die Grafschaften Anjou, Maine und Touraine. —

Heinrich vermählt sich mit Eleonora von Poitou, und vereiniget dadurch mit seinen ohnehin schon sehr bedeutenden Ländern nun auch das mächtige Herzogthum Aquitanien S. 387—393.

§. 8—9. Die mit Stephan unzufriedenen Großen laden den, nun sehr mächtig gewordenen jungen Heinrich ein, nach England zu kommen und seine Rechte auf die Krone mit den Waffen in der Hand gegen Stephan geltend zu machen. — Heinrich will sogleich diesem Rufe folgen, wird aber durch einen Krieg mit Frankreich davon abgehalten. — Nach beendigtem Kriege mit König Ludwig und dessen Verbündeten schifft sich Heinrich mitten im Winter nach England ein. — Stephans und Heinrichs Heere stehen schon einander gegenüber. — Eine blutige Schlacht scheint unvermeidlich. — Aber die englischen wie die normännischen Barone, des langen, blutigen Kronenstreites müde, bringen einen, die Interessen beider Theile mit einander vereinigenden Vergleich in Vorschlag. — Eustach, Stephans ältester Prinz, widersetzt sich den vereinten Bemühungen der englischen und normännischen Barone, und verläßt mit einem großen Theile des Heeres das Lager seines Vaters. — Eustach wird plötzlich krank und stirbt, und mit ihm zugleich auch sein treuester Freund und Anhänger, der mächtige Graf Simon von Northampton S. 393—396.

§. 9 u. 10. Nach Eustachs Tod kommt sogleich unter der Vermittlung des Erzbischofes von Canterbury und des Bischofes Heinrich von Winchester ein dem Kriege auf immer ein Ende machender Friedensvertrag zu Stande. — Stephan bleibt auf Lebenszeit König von England; aber die Thronfolge nach Stephans Tod wird dem Herzog Heinrich zugesichert. — Stephan nimmt Heinrich an Sohnes Statt an, und läßt ihm von allen geistlichen und weltlichen Großen den eventuellen Huldigungseid leisten. — Ungemein edles und seltenes gegenseitiges Benehmen Stephans und Heinrichs. — Beide gehen mit einander nach London, durchreisen hierauf mehrere Grafschaften und trennen sich endlich unter den unzweideutigsten Beweisen von Liebe und gegenseitigem Zutrauen. — Stephan ist jetzt König und alleiniger Herr von England, und durch die Einigkeit mit seinem Adoptivsohn weit mächtiger als vorher. Aber schon wenige Monate nach geschlossenem Friedensvertrag macht der Tod Stephans Leben und Regierung ein Ende, worauf Heinrich Plantagenet, und in ihm das Haus Anjou den Thron von England besteigt S. 396—399.

Des

zweiten Zeitlaufes

dreißigster Zeitraum.

Von

Gregor VII. 1060 bis zur Beendigung des Investiturstreites durch den callixtinischen Vertrag 1122.

Vierte Abtheilung.

Geschichte Frankreichs und Englands.

I.

Geschichte Frankreichs vom Tode Heinrichs I. (1060) *) bis zur Thronbesteigung Ludwigs VII. (1137) **).

---

*) Man sehe des zwei und zwanzigsten Bandes der Fortsetzung zweiten Abschnitt.

**) Quellenschriften sind: Chronicon Virduense seu Flaviniacense. Diese geht bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts. — Chronicon Alberici bei *Menken*. script. rer. Germ. T. I. Der Verfasser war Mönch in dem im Bisthum Chalons gelegenen Cistercienserkloster Trium fontium (Trois fontaines). Seine Geschichte geht bis zur zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. — *Sugerii*, de vita Ludovici Grossi (VI.) ap. *Du-Chesne* T. IV. und auch dessen Buch de rebus in administratione sua gestis; ebenfalls bei *Du-Chesne* T. IV. Suger, Abt von St. Denys, war einer der größten Staatsmänner Frankreichs. Unter Ludwig VI. und noch mehr unter dessen

Sohne Ludwig VII. hatte er in allen Staatsangelegenheiten einen nicht blos vorherrschenden, sondern stets entscheidenden Einfluß, und besaß in einem ganz vorzüglichen Grade jene praktische Gewandtheit, die auch die verwirrtesten und verwickelsten Gegenstände schnell zu durchschauen und zu höhern Zwecken zu ordnen weiß. Frankreich und das französische Königthum hatten ihm Vieles und Großes zu danken. — Hist. gloriosi regis Ludov. VII. ap. *Du-Chesne* T. IV. — *Ordel.* Vit. hist. eccles. — Endlich auch noch *Guibertus de Noningento* de vita sua Lib. III. *Du-Chesne* T. XII.; der merkwürdigen Beiträge wegen, die Guibert zu der Sittengeschichte des damaligen nördlichen Frankreichs liefert. — Hülfsschriften sind: *Mably*, observ. sur l'hist. de France; *Mezerai*, *Anquetil*, père *Daniel*, Abbé *Velly* und vorzüglich *Simonde de Sismondi*, hist. des François.

Einleitung.

1. Seit der Erlöschung des carolingischen Hauses*) hatten nun in einem Zeitraume von vier und siebenzig Jahren schon drei Capetinger, wenigstens dem Namen nach**), über Frankreich geherrscht. Keine Rückerinnerung an irgend ein glorreiches, wahrhaft historisches Ereigniß knüpft sich zwar an die Jahre ihrer Regierung; aber

*) Nämlich seit der Erlöschung des carolingischen Stammes in Frankreich; denn in Deutschland lebten noch die Nachkommen Ludwigs, eines Sohns Carls von Lotharingen, den die Königin Emma, Carls Gemahlin, in dem Gefängniß im Thurm zu Orleans geboren hatte. Ludwigs Nachkommenschaft erlosch erst am Ende der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

**) Die französischen Großen hatten sich aller königlichen Rechte und Prärogative bemächtiget. Bis zu den Zeiten Ludwig des Heiligen (von 1226 bis 1270) hatten die Könige nicht einmal die Macht, Gesetze zu geben. Bis dahin war die gesetzgebende Gewalt, wie Sismondi sagt, in Frankreich gleichsam suspendirt; denn

demungeachtet ging ihr Leben doch nicht ganz spurlos in der Geschichte vorüber. Eine, unter äußerst zarten und schwierigen Verhältnissen stets richtige und zeitgemäße Haltung ist unstreitig kein kleines Verdienst, und dieses gebührt offenbar Hugo Capets ersten Nachfolgern im höchsten Grade. Ihre ihnen eigenthümliche Stellung zu Frankreich und der französischen Nation sehr richtig auffassend, befolgten sie ununterbrochen einen und denselben eben so einfachen als wahrhaft staatsklugen

---

es gab auch keine Parlamente, keine Reichstage oder verfassungsmäßige, zu gewissen Zeiten zu haltende Reichsversammlungen, deren Verordnungen gesetzliche Kraft gehabt hätten. Was Frankreich noch als einen Gesammtkörper zusammenhielt, war blos das Feudalrecht und das aus demselben im Laufe der Zeiten sich entwickelte Herkommen. Selbst das Recht der Könige, zu den erledigten bischöflichen Stühlen Männer zu ernennen, hatten die mächtigern französischen Herzoge und Grafen in ihren Gebieten an sich gerissen und, wie wir bald sehen werden, sich die schändlichsten Mißbräuche dabei erlaubt. Nur die oberrichterliche Gewalt des Königes ward, bei den vielen Streitigkeiten, welche die Großen unter einander hatten, gewöhnlich von dem schwächern Theile, oder auch von solchen, die, weil Friede liebend, ihren Zwist lieber auf gesetzlichem Wege als durch die Waffen auszugleichen wünschten, noch anerkannt. Kurz, alle Macht und Gewalt der Nachfolger Hugo Kapets waren, während eines Zeitraumes von mehr als zwei hundert Jahren, blos innerhalb der engen Grenzen ihrer Erbstaaten, nämlich des eigentlichen Herzogthums Franzien eingeschlossen. Der Wirklichkeit nach waren sie den übrigen französischen Fürsten, besonders den Mächtigern derselben, vollkommen gleich. Der König war nur primus inter pares. Obgleich die demselben ertheilte königliche Salbung, der man damals, wie wir schon einmal bemerkten, eine ganz ungemeine Bedeutsamkeit beilegte, ihm ein Ansehen gab, vor welchem man nicht selten noch mit einer gewissen frommen, instinktartigen Scheue zurücktrat.

Plan *), suchten keines der ehemaligen königlichen Rechte vor der Zeit geltend zu machen, wußten aber bald diesen, bald jenen der mächtigern Fürsten an ihr Interesse zu fesseln, und da sie dabei vorzüglich darauf bedacht waren, wenigstens ihre eigenen, obgleich ebenfalls schon nach Unabhängigkeit strebenden Hausvasallen in gehöriger Abhängigkeit von sich zu erhalten; so gelang es ihnen auf diese Weise, ihren so sehr wankenden, weil auf nichts gegründeten Thron nach und nach immer etwas mehr zu befestigen, und die königliche Würde nun schon der vierten Generation zu übertragen. Zudem waren auch Robert II. wie Heinrich I. treffliche Menschen, treue Söhne der Kirche, edle, liebenswürdige Fürsten, denen es jedoch bei aller ihrer strengen Redlichkeit und sanften Privattugenden weder an ritterlichem Sinne, noch persönlicher Tapferkeit gebrach.

2. Frankreichs innere Lage und Verfassung waren noch durchaus dieselben, wie an jenem Tage, als Hugo Capet in Noyon von seinen und seines Bruders und Schwagers Hausvasallen zum Könige war ausgerufen, und wenige Tage darauf zu Rheims gekrönt worden. Frankreichs ganze, vom Rhein bis an die Pyrenäen, und vom Kanal bis an das mittelländische Meer sich hinstreckende Oberfläche war noch immer unter einer Menge bald mehr bald minder mächtiger, völlig unabhängiger Fürsten zersplittert, und das ganze sogenannte Königreich der ersten Könige der dritten Dynastie bestand auch jetzt noch blos in Paris, Compiegne, Melün, Etampes, Orleans, Bourges und einigen andern noch weniger bedeutenden Plätzen. Die großen Kronvasallen, wovon einige weit mächtiger als der König, und mehrere an Macht ihm gleich, bekümmerten sich wenig um ihn, und gehorchten nur dann, wenn ihr eigenes Inte-

*) Man sehe der Fortsetzung B. II. Absch. 1. §. 5.

resse oder, was auch nicht selten der Fall war, gewisse, besonders freundschaftliche Verhältnisse zu dem königlichen Hause es ihnen geboten. Da jedoch nicht nur die Hausländer des Königs, sondern auch der andern Fürsten in den Händen einer Menge Lehnsträger waren, wovon die vornehmsten Barone hießen, und selbst wieder Lehnsträger und Afterlehnsträger hatten; so geschah es bisweilen, und in der Folge immer häufiger, daß bald die Fürsten gegen ihre Barone, bald diese gegen ihre Lehnsherren des Königs oberrichterliche Gewalt in Anspruch nahmen. Bei ihrer in so engen Grenzen eingeschlossenen Territorialmacht hatten sie freilich nicht immer Mittel, ihren richterlichen Aussprüchen die nöthige Geltung zu verschaffen; aber eben daher waren sie auch genöthiget, in der Ausübung ihrer oberrichterlichen Gewalt stets mit ungemein großer Klugheit und Umsicht zu Werke zu gehen. Dieses sahen sie auch wohl ein, und ihrer hierin sehr feinen Politik kann diesfalls keine Inconsequenz zur Last gelegt werden. Um z. B. ihre richterlichen Aussprüche keiner Gefahr, mißachtet zu werden, auszusetzen, traten sie bei Streitigkeiten unter den mächtigern ihrer Großen, wenn von einer der streitenden Partheien ihre Dazwischenkunft war nachgesucht worden, blos als Vermittler auf, hielten dabei jeden Verdacht von Partheilichkeit von sich ferne, machten auf diese Weise keinen der streitenden Theile sich zum Feinde, sondern erzeugten vielmehr in beiden das Gefühl einer größern Verbindlichkeit als bisher gegen den königlichen Thron. Daher kann es auch endlich, daß schon unter Ludwig VI. (1108—1137), als man in den nördlichen, in Cultur weit hinter den südlichen, stehenden Provinzen Frankreichs von nichts als Mordthaten, Raubscenen, Vielweiberei, Raub verheiratheter Frauen ꝛc. hörte, und schauderhafte Sittenrohheit und völliger Mangel an religiösen Begriffen unter dem Adel herrschte*), die Nation endlich

*) Wie sehr unter dem Adel jener Gegenden Frankreichs

allgemein zu der Ueberzeugung gelangte, daß diesem

---

aller religiöse Glaube erstorben war, davon erzählen Guibertus de Novigento in seiner Lebensgeschichte, und Wilhelm von Walmsbury (de Gest. Reg. Angl.) eine Menge, für die damaligen Zeiten beinahe unglaubliche Beispiele. Die heiligsten Mysterien und Wahrheiten der Religion wurden von den Großen als abgeschmackte Mährchen verlacht; die ehrwürdigsten Institutionen unserer Kirche waren für die meisten nur Gegenstände des Spottes, und wer irgend ein auch noch so wesentliches Kirchengebot recht frevelhaft übertrat, rechnete sich dieses zur Ehre, und schämte sich nicht, seines Frevels sich noch laut und öffentlich zu rühmen. — So z. B. kam, wie Guibert erzählt, ein Graf von Soissons, — also Einer der mächtigsten und angesehensten des dortigen Adels — am Vorabend des heiligen Osterfestes in die Kirche. Es war damals noch Sitte der Gläubigen, die Nächte vor sehr hohen Festen in der Kirche im Gebete und unter Psalmengesang zu durchwachen. Der Graf war bei Zeiten gekommen, bevor noch das Volk sich in der Kirche versammelt hatte. Er wünschte also sich einstweilen mit Jemand unterhalten zu können, rief daher einen, im Rufe der Frömmigkeit stehenden Geistlichen zu sich, und forderte ihn auf, ihm von den Geheimnissen der verflossenen Tage, sowie des morgigen Festes Etwas zu sagen. Der Geistliche fügte sich sehr gerne diesem, wie er glaubte, so frommen Wunsche des Grafen, erzählte ihm sehr umständlich die ganze Leidensgeschichte des Herrn, und dessen wundervolle Auferstehung von den Todten, welche morgen die Kirche feiern würde, und die, wie der Apostel lehre, den Grund unsers Glaubens ausmache. — Aber auf einmal brach jetzt der Graf in lautes Gelächter aus. „Alles," sagte er, „was du mir so eben erzählt hast, ist ja offenbar nur ein altes Mährchen, nichts als bloßer leerer Wind." — Ganz erstaunt erwiederte der Geistliche: „Wenn ihr das, was ich Euch gesagt habe, für Fabel und leeren Wind haltet: warum erblicke ich Euch dann jetzt zu dieser Zeit in der Kirche an heiliger Stätte?" — „Die Ursache," entgegnete der Graf, immer noch laut zu lachend fortfahrend „will ich dir ganz unumwunden sagen. Nur

schrecklichen Unfug blos durch Vermehrung des königlichen

---

die schönen Frauen und Jungfrauen, die ebenfalls kommen und die Nacht über in der Kirche wachen werden, haben mich hieher gezogen; auf diese laure ich, und diese sind die einzige Ursache meines Hierseyns." — — Ein anderer dieser Großen, Namens Teutegald, füllte sich an einem gebotenen Fasttage — und damals war das Fastengebot der Kirche noch sehr streng, ward auch von den Gläubigen stets gewissenhaft befolgt — den Bauch beinahe bis zum Erbrechen voll, und nachdem er in Gegenwart mehrerer Zeugen noch andere sehr grobe Unanständigkeiten (quod dici nefas est, sagt Guibert) sich erlaubt hatte, zeigte er seinen vollen Bauch, streichelte ihn mit der Hand und sagte, daß dieser jetzt voll der Herrlichkeit Gottes sey. — — Ein Graf von Poitiers ließ, in der Nachbarschaft eines seiner Schlösser, große Gebäude in Form eines Frauenklosters errichten, und rühmte sich dabei öffentlich, daß er eine Abtei von Pelzhauben hier gründen wolle, nannte dabei mehrere, durch ihren schändlichen Lebenswandel berüchtigte Frauenspersonen, von welchen er die Eine zur Abtissin, die Andere zur Priorin und die übrigen zu Officialen seines Instituts machen werde. — Bald darauf jagte er seine Frau fort, entführte einem Andern die seinige; und als die Bischöfe ihn wegen dieses doppelten Ehebruchs zur Rede stellten und ihn mit der Excommunication bedrohten, erwiederte er ihre Ermahnungen theils mit Spott und Hohn, theils mit groben Mißhandlungen. — Wenn der höhere Adel, den die Vorsehung an die Spitze der Völker gesetzt hat, in solchen Unglauben und solche Verdorbenheit versunken ist: welchen verderblichen Eindruck müssen nicht dergleichen Beispiele einer allen göttlichen und menschlichen Geboten höhnender Ruchlosigkeit auch auf die niedern Volksklassen hervorgebracht haben! Nothwendige Folgen der damals in Frankreich gänzlich gelähmten königlichen Macht, und der nun eben daher rührenden, durch keine weltliche Gewalt mehr gezügelten und selbst keine religiöse Schranken mehr kennenden Ungebundenheit so vieler großer und kleiner, sämmtlich noch ganz roher und im höchsten Grade übermüthiger Feudalherren.

Ansehens und der königlichen Gewalt noch könnte gesteuert werden. Diese Ueberzeugung, die auch das Losreißen der Städte von ihren Herren und die Entstehung der Stadtgemeinden nicht wenig beförderte, trug ganz vorzüglich zu immer größerer Erweiterung und Erhöhung des königlichen Ansehens bei; und da die capetingischen Könige das zweifache Glück hatten, daß nämlich ihr Stamm nicht nur nicht erlosch, sondern auch in kurzer Zeit mehrere sehr bedeutende Lehen der Krone anheim fielen, die sie mit ihren Erbländern vereinigen konnten, so überwog schon gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts die Macht der Könige bei weitem selbst die vereinte Macht der noch übrigen Kronvasallen, die nun nach und nach sämmtlich wieder in das ihnen geziemende primitive Abhängigkeits-Verhältniß von den Königen herabsanken. — Uebrigens bietet Frankreichs Geschichte auch in der gegenwärtigen Periode nur wenig wahrhaft historischen Stoff, und die unfruchtbare Oede, welche das eilfte Jahrhundert in den Annalen Frankreichs bildet, ist noch nicht zu Ende; aber demungeachtet ist es gerade diese dunkle Zwischenzeit, in welcher die französische Nation, aus sich selbst und durch sich selbst, den Grund zu allem dem legte, wodurch nachher in den folgenden Perioden das eben so überraschend schnelle, als kräftige Aufblühen von Frankreichs Macht herbeigeführt und so ungemein begünstiget ward; und der tiefere pragmatische Geschichtsforscher wird hierin abermals einen um so mehr überzeugenden, weil auf geschichtlichen Thatsachen beruhenden Beweis finden, daß gewöhnlich eine Nation nur dadurch groß und herrlich wird, wenn sie ihre ihr eigenthümliche Natur ausbildet und sich zu dem macht, wozu sie ihre ursprüngliche Geistesform bestimmt hat.

II.

1. Philipp I. — Als König Heinrich I. starb (1060), war sein Sohn noch keine acht Jahre alt.

Aber der Vater, sein nahes Ende ahnend, hatte denselben schon im letzten Jahre seiner Regierung, in Gegenwart einer Menge Bischöfe und auch einiger weltlichen Großen, zum Könige krönen lassen. — Der Tod eines französischen Königes war in jenen Zeiten noch ein, Frankreich nur wenig oder gar nicht interessirendes Ereigniß. In der damaligen Feudalverfassung gab es daher auch keine über eine Regentschaft während der Minderjährigkeit des Königs gesetzliche Bestimmung. Wirklich bedurfte es auch in solchem Falle für Frankreich keiner Regentschaft, sondern blos eines treuen Vormünders, das heißt, eines wachsamen Erziehers und redlichen Verwalters der Domainengüter seines königlichen Mündels*), und der zugleich auch mächtig und thätig genug wäre, des jungen Königes unruhige Hausvasallen im Gehorsam zu erhalten. Sehr weislich ernannte daher Heinrich in seinem Testamente den Grafen von Flandern zum Vormunde seines Sohnes. Balduin der Fünfte war ein ausgezeichneter Herr, stand seiner Klugheit, Tapferkeit und Redlichkeit wegen bei der ganzen Nation in hoher Achtung, und war durch seine Gemahlin Alix, Heinrichs Schwester, ein sehr naher Verwandter des königlichen Hauses**). — Balduin

*) Von einer eigentlichen Landesregierung konnte ohnehin nicht die Rede seyn, da, wie wir schon bemerkten, auch die Erbländer der ersten Capetinger unter eben so vielen Hausvasallen vertheilt waren, wovon einige selbst wieder Untervasallen hatten, alle aber in ihren Gebieten richterliche und polizeiliche Gewalt ausübten. Der Vormünder des jungen Königes hatte also offenbar nichts zu regieren, sondern blos zu verwalten.

**) Unstreitig hätte Philipps Mutter, die verwittwete Königin Anna, das nächste Recht auf die Vormundschaft über ihren Sohn gehabt. Mehrere Beispiele aus der französischen Geschichte, selbst schon unter der ersten Dynastie, sprachen für sie. Aber Anna, wie man sich

entsprach vollkommen dem Vertrauen, das der sterbende König in seine Einsicht und Rechtschaffenheit gesetzt hatte. Mit der ihm eigenen, alles wohl berechnenden Klugheit beschränkte er seine vormundschaftliche Thätigkeit auf gewissenhafte Verwaltung der königlichen Güter; und sich vollkommen damit begnügend, daß der Name und die Regierungsjahre seines Pupillen in allen Provinzen

---

erinnern wird, war eine russische Prinzessin, des Großfürsten Jaroslaw Tochter, hatte daher keine Familienverbindungen in Frankreich, ward immer noch als eine Fremde allda betrachtet, machte demnach auch selbst keine Ansprüche auf die Vormundschaft, sondern zog sich in das, von ihr in Senlis erbaute Kloster zurück. Hier machte ihr Rudolph von Perronne, mit dem Beinamen der Große, Graf von Crespy und Valois, öftere Besuche, ward von den Reizen der noch jungen königlichen Wittwe gefesselt, und war so glücklich, ihr auch gegen ihn dieselbe Neigung einzuflößen. Rudolph trennte sich hierauf von seiner bisherigen Gemahlin und ward mit Annen vermählt. Natürlicher Weise durften die Bischöfe dazu nicht schweigen; sie berichteten den Vorfall nach Rom, und Rudolph und Anna wurden mit dem Banne belegt. Aber die Excommunication machte auf Beide keinen andern Eindruck, als daß sie sich nur noch zärtlicher liebten. Da aber mehrere weltliche Großen, wahrscheinlich aus Neid gegen den Grafen von Valois, sich in die Sache mischten, so würde sie wahrscheinlich sehr ernste Folgen herbeigeführt haben, hätte nicht Rudolphs frühzeitiger, ganz unerwarteter Tod Anna zum zweitenmale zur Wittwe gemacht. Sie wollte sich nun in den Schoos ihrer Familie zurückziehen, und ging nach Rußland. Leider aber fand sie hier ihre Brüder in mörderische Kriege untereinander verwickelt, und zwar ohne alle Aussicht auch nur auf die Möglichkeit einer Aussöhnung der gegen einander erbitterten Brüder. Dieß machte ihr den Aufenthalt in ihrem Vaterlande unerträglich. Sie kehrte also wieder nach Frankreich zurück und begab sich in das Kloster Vilins bei la Ferte Alais in Isle de France, wo sie, ein sehr erbauliches Leben führend, bis zu ihrem Tode blieb, und auch in der Kirche dieser Abtei begraben ward.

Frankreichs den öffentlichen Akten beigefügt wurden; mischte er sich durchaus nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs, nahm selbst an den wichtigen Ereignissen, wovon während seiner Administration die Normandie der Schauplatz zu werden anfing, nicht den mindesten Antheil; und da er diese so zeitgemäßen Grundsätze auch in der, die Aufmerksamkeit von ganz Frankreich erregenden, streitigen Successionssache des Hauses Anjou befolgte, so erwarb er dadurch der Krone die, obgleich nicht sehr bedeutende Grafschaft Gatinois. Mit diesem Successionsstreit hatte es folgendes Bewandniß: Der, dem Leser schon bekannte Gottfried Martel, Graf von Anjou, einer der ausgezeichnetesten Fürsten seiner Zeit, war ohne Nachkommen gestorben, seine Staaten fielen also an die beiden Söhne seiner, mit dem Grafen Alberich von Poitou vermählten Schwester Adelheide. Der ältere davon hieß Gottfried mit dem Beinamen: der Bärtige, der jüngere Fulko, der in der Folge seiner übeln Launen wegen den Beinamen: der Mürrische (Rechin) erhielt. Diese Beiden theilten die Erbschaft; aber leider fiel die Theilung so ungleich aus, daß der Friede zwischen Beiden unmöglich von langer Dauer seyn konnte. Bald brach demnach ein blutiger, zum Theil selbst mit Grausamkeit geführter und einige Jahre dauernder Bruderkrieg aus; anfänglich mit wechselndem Erfolge, bis endlich Gottfried, durch den schändlichsten Verrath eines Franzosen, dem er sein volles Zutrauen geschenkt hatte, ein Gefangener seines jüngern Bruders ward. Fulko hielt seinen Bruder Gottfried in sehr enger und harter Haft. Als aber der Papst Alexander II. sich desselben annahm, erhielt er durch die kräftige Vermittelung des heiligen Vaters wieder seine Freiheit, worauf Gottfried, obgleich durch einen, ihm während seiner Gefangenschaft gereichten Gifttrank eben so sehr an Geist als an Körper geschwächt, dennoch sogleich den Krieg gegen seinen Bruder wieder er-

neuerte, aber auch jetzt, nicht glücklicher als das erstemal, wieder in die Gefangenschaft seines Bruders gerieth und auch bald darauf in dem Gefängnisse starb. Diesem Bruderkrieg blieb Balduin völlig fremd, wodurch aber gerade Fulko, um sich in dem Besitz der ganzen Erbschaft seines mütterlichen Oheims noch mehr zu befestigen, bewogen ward, den Schutz des Königes nachzusuchen, und um ihn zu erhalten, die Grafschaft Gatinois abtrat, die nun mit den capetingischen Erbstaaten*) vereint ward.

2. Graf Balduin starb in dem Jahre 1067. — Von den spätern französischen Geschichtschreibern wird zwar seine Administration ungemein gerühmt; aber demungeachtet wirft doch offenbar des Grafen Betragen während der Vorbereitungen Wilhelms des Eroberers zu seinem Zug nach England, einen nicht hinwegzuleugnenden Schatten auf dieselbe zurück. Wilhelm suchte aus allen Gegenden Frankreichs, durch Geld und die glänzendsten Versprechungen, Soldaten und französische Ritter an sich zu ziehen. Auch von dem Administrator hatte er ein Hülfscorps zu seiner Expedition nach England begehrt. Dieses ward ihm zwar verweigert, aber doch sein Unternehmen auch nicht im mindesten erschwert, im Gegentheile auf alle Weise befördert; und Balduin, der freilich Wilhelms Schwiegervater war, begünstigte

*) Diese erhielten schon unter Philipps Vater, dem König Heinrich, durch die Grafschaft Sens, eine, obgleich ebenfalls nicht sehr beträchtliche Vermehrung. Ein für die Krone weit größerer Gewinn würde es gewesen seyn, wenn Heinrich gleich bei dem Antritt seiner Regierung das schon unter Robert II. der Krone anheim gefallene Herzogthum Burgund seinem jüngern Bruder Robert nicht abgetreten hätte. Dieser sank zwar für seine Person sehr bald in eine völlige politische Nullität, ward aber dennoch der Stammvater der ersten königlichen Linie der Herzoge von Burgund, die eine Dauer von mehr als drei hundert Jahren hatte.

nicht nur die Werbungen desselben in seinen und des Königs Erbländern, sondern munterte sogar auch noch seine Vasallen und Ritter auf, den Fahnen des Herzogs zu folgen, ihm zur Eroberung Englands behülflich zu seyn und dort durch tapfere Thaten sich Ruhm und reiche Besitzungen zu erwerben. Es gehörte doch gewiß eine große Verblendung dazu, um nicht einzusehen und zu fühlen, daß Frankreich an einem, mit der Krone Englands geschmückten und der ganzen Macht dieses Königreiches ausgerüsteten Herzog von der Normandie einen äußerst lästigen und gefährlichen Vasallen haben würde.

3. Als Balduin starb, hatte dessen bisheriger königliche Pupill sein fünfzehntes Jahr erreicht. Von einem neuen Vormünder war jedoch nicht mehr die Rede, und obgleich zu Folge eines alten Herkommens Frankreichs Könige erst mit dem zwanzigsten Jahre volljährig, mithin auch regierungsfähig waren, so übernahm dennoch der junge König jetzt selbst schon die Regierung. — Heinrichs Sohn fehlte es nicht an trefflichen Naturanlagen; aber eine sehr vernachlässigte Erziehung verhinderte deren Entwickelung und nöthige Ausbildung. Während der Vormundschaft führte Philipp auf einem seiner Schlösser ein ruhiges und angenehmes, aber ganz geschäftloses Leben. Zwar machte der Graf, sein Vormünder, ihm bisweilen einen Besuch, sprach jedoch alsdann mit ihm wenig oder gar nicht von Geschäften, ließ blos, wenn Urkunden auszufertigen waren, dieselben von ihm unterzeichnen. Alle übrige Zeit war den dem Alter des jungen Königes angemessenen Vergnügungen geweihet. Diese Lebensweise war ganz nach dem Wunsche des immer mehr zum Jünglinge reifenden königlichen Knaben; aber leider verlor er dabei auch nach und nach alle Lust zur Arbeit, während sein Hang zu den Freuden und Genüssen des Lebens in eben dem Verhältniß wuchs; und als er jetzt

in einem Alter, wo er noch so sehr eines Führers und Lehrers bedurfte, sein eigener Herr ward, betrachtete er den Thron, den er bestieg, blos als einen Sitz träger Ruhe, und die königliche Würde und Gewalt nur als einen Freibrief, allen nur zu frühe in ihm erwachenden, ungeregelten Begierden seines Herzens sich ohne Rückhalt überlassen zu dürfen. Sinnlichkeit war der vorherrschende Zug in seinem Charakter. Von jungen, ihm ähnlichen Herren umgaben, überließ er sich ohne alles Maß den Freuden der Tafel, ergab sich immer mehr und mehr dem Trunk, endlich auch den Weibern, und verlor nun in den Armen der Wollust vollends allen Muth und alle geistige Kraft. Indessen hatte er doch bisweilen lichtvollere Intervallen, in denen er zum Bewußtseyn seiner Würde und hohen Bestimmung erwachte; so daß er bei allen Ausschweifungen seines Lebens dennoch von Zeit zu Zeit auch wieder edlern Bestrebungen sich hingab.

4. Wie allen Capetingern fehlte es auch Philipp nicht an persönlicher Tapferkeit und ritterlichem Sinne. Gleich in den ersten paar Jahren seiner Regierung unternahm er, mehr dem Rufe der Ehre und Dankbarkeit, als den Forderungen seines eigenen Interesse folgend, einen Feldzug gegen Robert den Friesen. Graf Balduin V. von Flandern, des Königes ehemaliger Vormünder, hinterließ zwei Söhne, Balduin und Robert. Nach einem längst schon in Flandern bestehenden Herkommen ward die Grafschaft, wenn der regierende Herr mehrere Söhne hatte, nie unter denselben getheilt. Stets kamen die ältesten Söhne ganz allein in den Besitz der Grafschaft, zwar nicht zu Folge des damals noch nicht eingeführten Rechts der Erstgeburt, sondern blos kraft einer testamentarischen Verfügung der Väter. Auch Balduin V. hatte demnach seinem ältesten Sohne Balduin VI. die Nachfolge in der Regierung

zugesichert und dessen jüngern Bruder Robert, durch einen über heilige Reliquien geleisteten Eid, auf alle Ansprüche auf irgend einen Theil der Grafschaft Verzicht thun lassen. Da aber damals der größte Theil Spaniens, weil noch in den Händen der Sarazenen, als ein Land betrachtet ward, das keinem Herrn gehörte, und worauf jeder kühne und glückliche Eroberer ein Recht hätte; so ermunterte auch Balduin seinen Sohn, sich in Spanien eine Besitzung zu erkämpfen, und übergab ihm zu diesem Zwecke eine trefflich ausgerüstete und zahlreich bemannte Flotte. Für kühne Abenteurer, deren es damals bei den unter dem Adel herrschenden romanhaften Begriffen eine Menge in Frankreich gab, waren die spanischen Küsten ein ungemein lockender Gegenstand. Das Chalifat lag in einer völligen Ohnmacht; die meisten Statthalter hatten sich davon losgerissen, eine Menge kleiner unabhängiger Staaten gegründet, waren aber unter sich selbst in unaufhörlichen Fehden mit einander verwickelt, und diese völlige Zersplitterung der Nationalkraft der spanischen Sarazenen konnte wirklich den alten Grafen wie dessen Sohn zu sehr glänzenden Hoffnungen berechtigen. Robert landete mit seiner Flotte auf den Küsten von Gallizien. Das Glück schien anfänglich sein Unternehmen zu begünstigen. Er schlug einige saracenische Heerhaufen in die Flucht, drang verheerend immer tiefer in das Innere des Landes, machte ungeheure Beute, konnte aber demungeachtet sich keines einzigen festen Platzes bemächtigen. Als aber gar alle weit umher wohnenden Emirs ihre sämmtlichen Streitkräfte vereinten, und ihn mit ihrer ganzen, ihm nun weit überlegenen Macht angriffen, ward er völlig geschlagen, alle schon gewonnene Beute ihm wieder abgenommen und Robert, nachdem er beinahe sein ganzes kleines Heer verloren hatte, gezwungen, sich eiligst wieder einzuschiffen und nach Flandern zurückzukehren.

6. Dieses unglückliche Ende einer Expedition, von der man sich so vieles versprochen hatte, hielt der alte Graf blos für die Folge der Ungeschicklichkeit seines Sohns, dessen Mangels an Erfahrung und kriegerischem Talent, machte ihm darüber harte Vorwürfe, forderte ihn jedoch endlich wieder auf, sein Glück noch einmal in Spanien zu versuchen. Dazu war Robert sogleich bereit; worauf Balduin unverzüglich eine neue, mit allem wohl versehene Flotte ausrüsten ließ, auf der sein Sohn mit einem ansehnlichen Truppencorps und einer Menge junger Abenteurer, die Glück und Unglück mit ihrem Anführer theilen wollten, sich wieder einschiffte. Diesmal war Robert entschlossen, entweder ein Stück spanisches Küstenland zu erobern, oder auf spanischem Boden sich begraben zu lassen. Aber kaum war seine Flotte einige Seemeilen von den flandrischen Küsten entfernt, als ein furchtbarer Sturm sich erhob. Roberts Flotte wurde völlig zerstreut; viele Schiffe wurden an Klippen geschleudert und zertrümmert, und der größte Theil der auf der Flotte befindlichen Mannschaft fand in den Wellen sein Grab. Nur mit vieler Noth und unter großer Gefahr gelang es Robert, auf einem elenden Boot die Küste von Flandern wieder zu erreichen. — Um keinen Preis wollte der junge, bisher unglückliche Abenteurer unthätig in seinem Vaterlande bleiben; durch die bisher erlittenen Unfälle sich von fernern Versuchen abschrecken zu lassen hielt er für schändlich und eines französischen Ritters unwürdig. Robert richtete jetzt seinen Blick nach Griechenland. Seitdem die Griechen in Italien die Normänner und deren Tapferkeit hatten kennen gelernt, waren sie lange Zeit bemüht gewesen, so viele Leute von dieser tapfern Nation, als sie nur immer konnten, in ihre Dienste zu ziehen; und schon seit mehreren Jahren befand sich, unter dem Namen: Fremden-Legion, eine sehr zahlreiche Schaar Normänner unter dem Heere des griechischen Kaisers. Bei jeder Gelegen-

heit hatten sie schon auffallende Beweise einer ungewöhnlichen Tapferkeit gegeben, aber auch die Griechen und deren ganze Verfassung und Regierung immer mehr zu verachten gelernt. Ueberdrüßig endlich, einer so schwachen Regierung, die nicht einmal ihre Verdienste zu würdigen wußte, noch länger zu dienen, faßten sie den Entschluß, sich von dem griechischen Heere zu trennen, verschiedener festen Plätze sich zu bemächtigen, noch mehrere andere ihrer Landsleute dahin zu berufen, und, wie in Italien, auch in Griechenland einen unabhängigen normännischen Staat zu gründen. Woran es ihnen jedoch noch fehlte, war blos ein Anführer, dessen fürstliche Geburt und Verbindungen im Abendlande ihrem neuen Staate, besonders im Anfange, einigermaßen zur Stütze dienen könnten. Da Robert von diesen Entwürfen Kunde erhalten hatte, so bot er sich jetzt den Normännern zu ihrem Anführer an, ward von ihnen angenommen und schickte sich nun unverzüglich an, als Pilger gekleidet nach Constantinopel zu gehen. Aber bevor er noch seine Vorbereitungen beendiget und die Reise antreten konnte, erhielt er die höchst unwillkommene Botschaft: der Kaiser Constantin Dukas habe die Verschwörung entdeckt, die Häupter davon strenge bestraft, die Fremdenlegion aufgelöst, die Mannschaft in mehrere andere Schaaren eingereihet und endlich allen Küstencommandanten den Befehl ertheilt, den flandrischen Prinzen Robert, wenn er irgendwo landen sollte, entweder sogleich aus dem Wege zu räumen, oder ihn gefangen und unter guter Bedeckung nach Constantinopel zu schicken.

7. Dieser abermals mislungene Plan benahm jedoch Balduins Sohne weder Muth noch Hoffnung. Da das Glück ihn in entlegenen, fremden Gegenden nicht begünstigen wollte, so glaubte er einen Versuch machen zu müssen, ob nicht unter dem vaterländischen Himmel ein

freundlicheres Gestirn ihm leuchten würde. Er warf nun seinen Blick auf Friesland. Diese, an Flandern gränzende Grafschaft begriff damals die Provinzen Holland, Seeland und die Gegend von Antwerpen sammt dieser Stadt. Florenz, Graf von Friesland, war schon seit einigen Jahren todt und seine hinterlassene Gemahlin, Gertrude von Sachsen, regierte als Vormünderin ihres noch sehr zarten Sohnes Dietrich die Grafschaft. Mit dem größten Eifer bewarb sich also jetzt Robert um die Hand der verwittweten Gräfin, und da Gertrude gar keine Lust zu einer zweiten Ehe hatte, mithin Roberts Gesuch zurückwieß, so sammelte dieser eine zahreiche Schaar kriegs- und beutelustiger Leute, und fiel damit in Friesland ein, ward jedoch von den Friesen mit großem Verlust zurückgeschlagen. Aber mit einer verlornen Schlacht hielt Robert noch nicht alles für verloren. Seinen Verlust an Leuten hatte er bald wieder ersetzt, fiel auf das neue wieder in Friesland ein und ward abermals geschlagen und zurückgetrieben. Aber auch zwei verlorne Schlachten konnten Robert nicht bewegen, einem Wunsche zu entsagen, dessen Erfüllung er, es koste was es wolle, zu erzwingen entschlossen war. Er erneuete nun unaufhörlich seine feindlichen Einfälle, und obgleich von den Friesen stets besiegt und zurückgetrieben, ward doch endlich die Gräfin eines Krieges müde, dessen Ende nicht abzusehen war, und um sich und ihren Unterthanen Ruhe zu verschaffen, entschloß sie sich endlich dem ungestümmen Brautwerber ihre Hand zu geben. Robert hatte jetzt seinen Zweck erreicht, er ward Gertrudens Gemahl, durch sie Graf von Friesland, und von jetzt an Robert der Friese genannt.

8. Während nicht sowohl die Eroberung Frieslands als vielmehr die Eroberung der Hand einer jungen und reichen Wittwe den Robert ein paar Jahr beschäftigte, war indessen sein Vater Balduin V. gestorben und dessen

ältester Sohn Balduin VI. ihm in der Herrschaft gefolgt. Sey es aus Eifersucht auf seinen Bruder, oder aus irgend einem geheimen Groll gegen Robert: kurz er foderte von demselben, und zwar sehr gebieterisch, die Abtretung der Grafschaft Friesland, auf die er Ansprüche zu haben vorgab und daher mit seinen Staaten vereinigen wollte. Obgleich Balduin selbst von der Richtigkeit seiner Ansprüche und der schreienden Ungerechtigkeit seiner Foderung überzeugt seyn mußte, blieben bei ihm doch alle Bitten und Gegenvorstellungen seines Bruders fruchtlos. Mit einem, für den Umfang seiner Staaten ungemein zahlreichen Heere brach Balduin auf und zog gegen seinen Bruder nach Friesland. Bald kam es zwischen beiden Theilen zu einem entscheidenden Treffen, und zum erstenmale in seinem Leben blieb Robert diesmal Sieger. Balduin ward völlig geschlagen, sein Heer zerstreut, er selbst in dem Treffen getödtet. Robert wußte seinen Sieg zu benutzen. Er drang in Flandern ein, bemächtigte sich in kurzer Zeit aller festen Plätze und ward nun auch Herr von Flandern und der ganzen reichen, väterlichen Erbschaft. — Balduins hinterlassene Gemahlin, Richilde von Hennegau, floh jetzt mit ihren beiden Söhnen, Arnulf und Balduin, nach Paris und bat den König um Schutz und Hülfe gegen Robert, ihren und ihrer Kinder Unterdrücker. Nicht nur Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Vormünder, den Großvater von Richildens Söhnen, sondern auch Ritterpflicht, verfolgte edle Frauen gegen ihre Feinde zu schützen, foderten den jungen Monarchen zu schleuniger Hülfeleistung auf. Ohne zu zögern zog Philipp ein Heer zusammen, weit zahlreicher, als die feindlichen Streitkräfte es nothwendig gemacht hätten. Mit Ausrüstung des Heeres, mit der Auswahl der Truppen und deren Eintheilung, so wie mit allen zu einem Kriege erfoderlichen Vorbereitungen glaubte der König sich nicht beschäftigen zu müssen. Das Heer, mit dem er nach

Flandern eilte, bestand daher meistens aus schnell zusammengerafften, undisciplinirten, wenig oder gar nicht geübten Leuten. Schon die jungen Ritter, welche den König umgaben, waren gerade so geschmückt und geputzt, als wenn sie nicht einer Schlacht, sondern einem festlichen Turnierspiel entgegen gehen wollten. Der flandrische Feldzug war Philipps erste Waffenthat. Blutarm an Erfahrung und Kriegskunde, aber desto reicher an Dünkel und jugendlicher Selbstüberschätzung, drang er ohne alle Vorsicht in Flandern ein. Robert wußte bald seinen königlichen Gegner zu würdigen. Er zog sich also anfänglich immer vor ihm zurück, änderte öfters seine Stellungen, die er stets eiligst zu befestigen suchte, bestätigte dadurch den König nur noch mehr in seiner tollen Zuversicht, lockte ihn endlich auf ein, demselben höchst nachtheiliges Terrain, griff ihn dann plötzlich an und brachte ihm eine furchtbare Niederlage bei. Viele der vornehmsten französischen Ritter blieben in dem Treffen, unter andern auch Arnulf, Richildens ältester Sohn. Wer nicht durch die Schnelligkeit seines Pferdes sich zu retten vermochte, ward Roberts Gefangener. — Diese derbe Lection benahm Philipp alle Lust zu weiterer Fortsetzung des Krieges. Richilde mußte jetzt anderswo Hülfe suchen. Sie wandte sich nach Deutschland an Kaiser Heinrich den Vierten. Dieser übertrug den Krieg gegen Robert den Friesen dem Herzoge von Lothringen, Gottfried dem Bucklichen. In Verbindung mit dem Bischofe von Lüttich rüstete Gottfried ein ansehnliches Heer aus, mit dem er den Robert bald aus ganz Friesland vertrieb. Als er aber hierauf auch in Flandern einfiel, verließ ihn sein bisheriges Waffenglück. Robert hatte hier so treffliche Vertheidigungsanstalten getroffen und entwickelte in allen seinen Bewegungen eine solche militärische Intelligenz, daß weder der Herzog von Lothringen noch der Bischof von Lüttich etwas auszurichten vermochten; und da Robert jetzt auch noch durch den

König von Frankreich, mit dem er indessen ein Bündniß geschlossen hatte, bedeutend verstärkt ward, so sah sich das lotharingische Heer nun bald in der Nothwendigkeit, nicht nur Flandern, sondern selbst Friesland zu verlassen, worauf Robert auch diese Grafschaft sogleich wieder besetzte. — Nach noch einigen, in den folgenden Jahren gemachten, sehr schwachen und daher fruchtlosen Versuchen, Richilden und ihrem Sohne Flandern wieder zu verschaffen, mußte die unglückliche Fürstin sich endlich mit der kleinen Grafschaft Hennegau begnügen, die der Bischof von Lüttich ihrem Sohne Balduin lehnsweise übergab. — Das Band der Freundschaft, welches seit einigen Jahren König Philipp und den Eroberer von Flandern mit einander vereinte, ward jetzt dadurch noch fester geknüpft, daß Philipp Gertrudens Tochter, mithin Roberts Stieftochter zur Gemahlin begehrte. Bertha, so hieß die Prinzessin, war jung, schön und lieblich; Philipp liebte sie von Herzen; aber auch ihr mißfiel der wohlgestaltete junge Monarch nicht, und so schloß nun gegenseitige Neigung eine Verbindung, die einst für Bertha die Quelle unaussprechlicher Leiden werden sollte.

9. Der immerwährende Zank und Hader zwischen König Wilhelm dem Eroberer und dessen Söhnen, der nun auch unaufhörliche innere Kriege in der Normandie zur Folge hatte, schützte Philipp gegen jeden ehrgeizigen Versuch seines übermächtig gewordenen, nun auch England unumschränkt beherrschenden Vasallen. Aber gerade diese Sicherheit, die sich ihm von einer Seite darbot, von der so vieles zu befürchten gewesen wäre, war für Philipp ein Unglück. Er versank nach und nach in eine völlige Unthätigkeit, gerieth in derselben auf immer noch gefährlichere Abwege, schwelgte sorglos auf seinem Throne in träger Ruhe, ward endlich ein vollendeter gekrönter Wüstling; und das Merkwürdigste in Philipps fernerer Lebensgeschichte ist jetzt blos dessen mehrere Jahre dauern-

der Conflikt mit zwei auf einander folgenden großen Päpsten.

10. In keinem Lande, selbst nicht in Italien, und noch weit weniger in Deutschland, herrschte das Laster der Simonie so schamlos und so allgemein als in Frankreich. Zwar hatten die drei ersten Capetinger ihre Hände stets rein davon erhalten. Aber dafür trieben die mächtigen Kronvasallen, die längst schon das Recht usurpirt hatten, zu den in ihren Herzogthümern oder Grafschaften erledigten bischöflichen Stühlen zu ernennen, mit den Bisthümern und Abteien einen desto schändlichern und ruchlosern Trafik. Mehr als einmal hatte man sogar den, außer Italien, noch nirgends erhörten Scandal erleben müssen, daß erledigte Bisthümer den Töchtern, am Tage ihrer Vermählung, als Aussteuer gegeben wurden. Schon Papst Alexander II. hatten diesem schrecklichen Uebel zu steuern gesucht, seine Bemühungen waren jedoch größtentheils fruchtlos geblieben. Desto kräftiger und entschlossener trat daher Gregor VII., wie der Leser schon weiß, gleich in dem ersten Jahre, nachdem er den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, diesen scandalösen, das hohe bischöfliche Amt wie die ganze Kirche erniedrigenden Mißbräuchen entgegen. Zwar hatte Philipp in den ersten Jahren seiner Regierung, wenigstens so viel man weiß, sich mit keiner Art von Simonie befleckt. Als ihm aber, bei sehr beschränktem Einkommen und doch einer sehr glänzenden Hofhaltung und immer mehr ausschweifenden Lebensweise, es öfters an Geld gebrach, fing er ebenfalls an, in Bisthümern und Abteien blos reich fließende Quellen königlicher Einkünfte zu erblicken; und nun soll Niemand, wenigstens ward der Papst so belehrt, den Mißbrauch, Kirchen und Pfründen zu verkaufen, auf eine solche Höhe wie Philipp getrieben haben. Gregor schrieb ihm daher diesfalls einen, nichts als wahrhaft väterliche Ermah-

nungen enthaltenden Brief, worin er ihm die große Gefahr vorstellte, der er sein Seelenheil bei fernerem Verkauf geistlicher Würden aussetzte, worauf auch Philipp dem heiligen Vater versprach, sich nie mehr Etwas dergleichen zu Schulden kommen zu lassen. Als aber bald darauf der Archidiaconus Landrich von der Geistlichkeit und dem Volke einstimmig zum Bischof der durch den Tod des Bischofes Drogo erledigten Kirche von Macon gewählt ward, und nun Philipp, uneingedenk seines dem Papste gemachten Versprechens, dennoch dem Neugewählten die Investitur nicht unentgeldlich ertheilen wollte, entbrannte Gregor in gerechtem Zorn. Jetzt drohete er, nicht nur den König von der Gemeinschaft der Gläubigen auszuschließen, sondern ganz Frankreich mit dem Interdict zu belegen. Da er wußte, daß der Bischof Roklen von Chalons das Vertrauen des Königs besäße und mit demselben in sehr freundschaftlichen Verhältnissen stände, so gab er demselben den Auftrag, den König sehr ernsthaft zu ermahnen, bei Versorgung der Kirchen sich in Zukunft genau an die Satzungen und Vorschriften der Kirche zu halten. „Philipp“ sagt Gregor in seinem Schreiben an den Bischof von Chalons, „möge entweder auf immer dem Laster der Simonie entsagen, oder die Franzosen, weil sämmtlich von dem Bannfluch der Kirche getroffen, werden ihm den Gehorsam aufkündigen, wenn anders sie nicht würden aufhören wollen, Christen zu seyn“*). — Dem Erzbischof Humbert von Lyon befahl bei dieser Gelegenheit der Papst, dem Landrich auch gegen den Willen des Königes die bischöfliche Weihe zu ertheilen, und sogar

*) Nam aut Rex ipse, repudiato turpi Simoniacae haeresis mercimonio, idoneas ad sacrum regimen personas promoveri permittat; aut Franci pro certo, nisi fidem christianam abjicere maluerint, generalis anathematis mucrone percussi, illi ulterius obtemperare recusabunt. (Greg. Pap. Reg. Lib. I. epist. 35).

auch dann, wenn Landerich selbst es von sich abzulehnen suchen sollte, widrigenfalles würde er selbst, der Papst, den Landerich in Rom zum Bischofe weihen. Da Letzteres wirklich geschah, so möchte man daraus schließen, daß der Erzbischof Humbert sich dem Verlangen des Papstes nicht ganz nach dessen Wunsche möchte gefügt haben.

11. Aber noch mehr gereizt ward Gregor gegen Philipp, als dieser sehr bedeutende Geldsummen bei einigen italienischen Kaufleuten, welche auf eine Messe nach Frankreich gekommen waren, — man weiß nicht aus welchem Grunde, — hatte in Beschlag nehmen und hierauf zum Besten der königlichen Kammer confisciren lassen. Da ein Schreiben des Papstes zu Gunsten der beraubten italienischen Kaufleute ohne Wirkung blieb, zudem das päpstliche Decret, welches die Investitur von Laienhand verbot, großen Widerspruch in Frankreich erfuhr, auch die aus allen Ländern zu den Schwellen der Apostel nach Rom wallenden Pilger, bei ihrer Reise durch französische Provinzen, unaufhörlichen Neckereien und selbst den grausamsten Erpressungen ausgesetzt waren, der Papst endlich auch von den Ausschweifungen des Königes Manches, vielleicht selbst Uebertriebenes, mochte gehört haben, daher demselben alle in Frankreich herrschende Laster zur Last legte; so glaubte er gegen denselben keine fernere Schonung mehr beobachten zu müssen. Den Augen des von heiligem Eifer erglühten Papstes entschwanden nun alle äußere, irdische Verhältnisse. Er erblickt in Philipp nicht mehr den König, sondern blos den tief gesunkenen Sünder, dem man auch, gegen dessen Willen, die ernste, mahnende und strafende Stimme der h. Kirche müßte hören lassen. In seinen Briefen an Frankreichs Bischöfe und auch an einige, jedoch nur sehr wenige weltliche Großen erlaubte sich daher Gregor jetzt die heftigsten Ausfälle gegen den Monarchen. Den Erstern machte er

den Vorwurf, daß, weil sie den Verirrungen des Königes nicht kräftigern Einhalt gethan, sie sich selbst zu Mitschuldigen desselben gemacht hätten. Er fodert sie auf, alles anzuwenden, um den Monarchen auf bessere Wege zu bringen, und wenn er ihren Ermahnungen nicht folgen würde, so sollten sie sich aller Gemeinschaft mit demselben lossagen und ganz Frankreich mit dem Interdict belegen*). In einem andern Schreiben an den Grafen Wilhelm von Poitiers droht der Papst, nicht nur den König, wenn er sich nicht bessern würde, von der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen, sondern auch über jeden, der alsdann dem Philipp noch ferner königliche Ehre und Gehorsam leisten würde, das furchtbare Anathema der Kirche auszusprechen und diesen Bannfluch täglich an dem Altar des heiligen Petrus zu wiederholen, und auf das neue zu bestätigen**). — Am stärksten drückt sich der Papst in einem, an die drei Erzbischöfe Manasses von Rheims, Richard von Sens, Richard von Bourges und den Bischof Adral von Chartres gerichteten Schreiben aus. Nachdem Gregor darin über den schrecklichen Sittenverfall in Frankreich und den völligen Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung in diesem Reiche schmerzhaft geklagt hat, fährt er in folgender Weise fort: „Alle Laster bleiben dort ungestraft, der Meineid, die Kirchenräubereien, die Blutschande, die schändlichsten Verräthereien werden dort für nichts geachtet. Bürger, Verwandte und Brüder plündern einander, und leben in immerwährender Feindschaft. Pilgrimme, die nach Rom gehen, oder von daher zurück kommen, werden, um Geld von ihnen zu erpressen, in Gefängnisse geworfen und auf das grausamste mishandelt; und die Ursache alles dieses Greuels ist euer vom Teufel verführter König; er,

*) Ab ejus Vos obsequio atque communione penitus separantes, per universam Franciam omne divinum officium publice celebrari interdicite.

**) Greg. Reg. L. II. epist. 18.

der nicht den Namen eines Königes, sondern eines Tyrannen verdient, der sein ganzes Leben in Lastern und Schandthaten zubringt, und der, keine der königlichen Pflichten erfüllend, seinen Scepter als ein Elender und Unglücklicher führt, und nicht nur seinen Unterthanen zu Verbrechen Anlaß gibt, sondern sogar durch sein lasterhaftes Beispiel sie noch dazu ermuntert" *). — Gregor ermahnt hierauf die Bischöfe auf das dringendste, alle Mühe anzuwenden, um den König von dem Pfade des Lasters wieder auf die Bahn der Tugend zurückzuführen; zu diesem Zwecke sollten sie sich versammeln, und nach gehaltener Berathung dem Könige kühn unter das Angesicht treten, alle seine Laster und Verbrechen ihm vorhalten, sein Herz dadurch zu erschüttern und ihn wenigstens zu bewegen suchen, das den italienischen Kaufleuten geraubte Geld denselben wieder zurückzugeben. Sollten sie, die Bischöfe, sich hierin lau und fahrlässig erweisen, so droht ihnen Gregor, sie ihrer bischöflichen Kirchen und Würden zu entsetzen." — — Diese päpstlichen Briefe brachten zwar bei dem Könige nicht die Wirkungen hervor, die Gregor vielleicht davon erwartet hatte; aber in so ferne benahm sich doch Philipp sehr klug dabei, daß er selbst durch die härtesten Vorwürfe und beleidigendsten Ausdrücke des Papstes nicht gereizt ward, weder sich

*) Quarum rerum Rex verter, qui non rex sed tyrannus dicendus est, suadente diabolo, caput et causa est, qui omnem aetatem suam flagitiis et facinoribus polluit, et et suscepta regni gubernacula miser et infelix gerens, subjectum sibi populum non solum nimis soluta ad scelera imperio relaxavit, sed ad omnia, quae dici et agi nefas est, operum et studiorum suorum exemplis incitavit. — Dieses päpstliche Schreiben ist vom 10. September ein Tausend und vier und siebenzig (dib. 2. epist. 5.) — — Daß Frankreich, besonders die nördlichen und mittlern Provinzen desselben, der Schauplatz einer Menge Greuelthaten waren: das ist dem Leser bekannt; aber derselbe wird sich auch erinnern, daß sie

noch seine Würde dadurch verletzt glaubte; daher auch sich nie ein unehrbietiges Wort gegen das Oberhaupt der Kirche erlaubte, im Gegentheil ihm stets die schönsten Versprechungen machen ließ, obgleich höchst wahrscheinlich ohne von weitem daran zu denken, sie auch in Erfüllung gehen zu lassen. Indessen gereicht es doch unstreitig Philipp zur Ehre, daß, als man um dieselbe Zeit von vielen Seiten, besonders der Anhänger Kaiser Heinrichs IV. in ihn drang, nicht mehr Gregor, sondern Clemens III. als rechtmäßigen Papst anzuerkennen, er dennoch um keinen Preis zu bewegen war, die Sache der allgemeinen Kirche zu verlassen und in die Reihe der Schismatiker zu treten.

12. Weit strenger ward jedoch der König, nach Gregors Tode, von dem in dem Jahre 1088 auf den römischen Stuhle erhobenen Papste Urban II. behandelt.

---

größtentheils Folgen des so tief gesunkenen königlichen Ansehens und der eben so sehr gelähmten und beschränkten königlichen Gewalt. Der in einem großen Theile Frankreichs herrschenden Gesetzlosigkeit hatte demnach Philipp, wenn er auch den Willen dazu gehabt hätte, nicht steuern können; und so scheint derselbe nicht gerade alle die Vorwürfe, welche der Papst ihm wegen des damals wahrhaft bejammernswerthen Sittenverfalls eines Theils der Nation machte, nicht ganz verdient zu haben. Aber was der Papst mit Recht von dem Könige fodern konnte und fordern mußte, war, daß er durch Tugend, Gerechtigkeit und wahren christlichen Sinn allen Franzosen vorleuchte, und wenn, um jenen Unordnungen Einhalt zu thun, seine Gewalt nicht hinreiche, er diese mit der geistigen Macht vereinige, und durch ein gemeinschaftliches Streben, so viel möglich, Recht und Gerechtigkeit und praktisches Christenthum in Frankreich wieder aufleben lasse. Da jedoch Philipp gerade das Gegentheil davon gethan, so hatte er auch in so ferne die strenge Rüge des Papstes verdient.

Aber dazu gab dieser König auch eine nur allzugerechte Veranlassung. Schon seit zwanzig Jahren war er mit Bertha, der Stieftochter Roberts des Friesen, vermählt. Sie hatte ihm drei Kinder geboren, Ludwig, den er nachher zum Mitregenten annahm, Heinrich, der schon in noch zarter Jugend starb und Constantia, welche später die Gemahlin Bohemunds, des Fürsten von Antiochien, ward. Aber Bertha fing an zu ältern, die Rosen waren auf ihren Wangen verschwunden, und Philipp, der sein Bett und seinen Thron mit einer jüngern und blühendern Gemahlin zu theilen wünschte, faßte nun den, eines für alle edleren und feineren Gefühle abgestumpften Wüstlings würdigen Entschluß, das Weib und die Gefährtin seiner Jugend, die Mutter seiner Kinder, zu verstoßen. Ein Vorwand dazu ward bald gefunden; denn da der geringste Grad der Verwandtschaft damals zur Auflösung einer Ehe hinreichte, und es zu jeder Zeit feile Genealogisten gab, welche falsche, einen verbotenen Grad nachweisende Stammrollen für gute und prompte Bezahlung zu verfertigen bereit waren, so mußte nun auch eine zu nahe, Philipps zartes Gewissen ängstigende Verwandtschaft die Ursache seiner Ehescheidung mit Bertha werden*), und da mehrere

---

*) Das in jener Zeit so ungemein weit ausgedehnte, bis über den siebenten Grad der Verwandtschaft sich erstreckende Verbot der Ehe, war offenbar die Quelle einer Menge Verwirrungen und Unordnungen in den Familien. Statt häusliche Tugenden zu befördern, diente es sehr oft nur zur Hülle grober Ausschweifung. Wollte, besonders unter dem höhern Adel, ein Mann seiner Frau, der Mutter seiner Kinder, los seyn, so ward bald mittels eines verfertigten falschen Stammbaumes eine Verwandtschaft in verbotenem Grade aufgefunden. Sind die heut' zu Tage, selbst mit tiefer historischer Forschung verfertigten Stammbäume nicht immer fehlerfrei, wie mangelhaft und unzuverlässig müssen sie erst in jenen Zeiten gewesen seyn, wo der

französische Bischöfe, ohne die Sache näher zu prüfen, die Auflösung des Königes zwanzigjähriger Ehe, wegen

---

Adel weder durch Wappen noch durch eigene Namen sich von einander unterschied, man auch von allen, mit dem Geschichtsstudium verbundenen Wissenschaften kaum die Elemente kannte, und bei der überall zur Sitte gewordenen Verfälschung der Urkunden, die ächten von den falschen nur zu oft gar nicht mehr unterschieden werden konnten. — Aber noch weit bejammernswerther war es, wenn eine, die Ehe verhindernde Verwandtschaft, besonders in weit entferntem Grade vorhanden war, wovon gewöhnlich weder der Gatte noch die Gattin am Tage ihrer Vermählung etwas wußten, nichts von weitem davon ahneten. Ward nun selbst erst nach Jahren, und nachdem schon mehrere Kinder, zarte Sprossen einer bisher keuschen Ehe, das Band gegenseitiger Neigung noch fester geknüpft hatten, endlich dennoch eine solche Verwandtschaft entdeckt, bisweilen selbst blos aus boshaften Motiven ausgeforscht: wie traurig und beinahe verzweiflungsvoll war alsdann nicht das Schicksal des bis jetzt so glücklichen und zuzufriedenen Ehepaars? Die zartesten, von Natur, Blut und Liebe geflochtenen Bande mußten nun gewaltsam zerrissen werden. Der Mann mußte auf immer jene verlassen, an der er so viele Jahre hindurch eine liebevolle Freundin, eine zarte Theilnehmerin an allen seinen Freuden und Leiden, und treue Gefährtin auf der oft rauhen Bahn seines Lebens gefunden hatte; und diese mußte ihrer Seits sich von Kindern trennen, in denen sie so lange Zeit ihr anderes Selbst zu betrachten und zu lieben gelernt hatte. Da in jenen Zeiten noch durchaus keine Dispensationen ertheilt wurden, so gab es auch für ein solches tief verwundetes, blutendes Herz kein linderndes, viel weniger heilendes Mittel; im Gegentheil ward es von der kalten Hand eines eifernden Bischofes immer nur noch blutiger gedrückt, bis endlich beide Theile sich entschlossen, den bittern Kelch zu leeren und dem ganzen Glücke ihres Lebens zu entsagen. — In diesem Falle, wie man sich erinnern wird, befand sich zum Theil Philipps Großvater, der edle, liebenswürdige, wahrhaft fromme

allzunaher Verwandtschaft, zu Folge der bestehenden Kirchengesetze, für gesetzmäßig hielten, so ward die Königin, für deren Schicksal sich Niemand zu interessiren schien, ohne weiteres vom Hofe entfrnt, in das einsam gelegene Schloß Montreuil verwiesen und dort gleich einer Gefangenen bewacht. Für eine neue Gemahlin hatte Philipp, wenigstens in seinen Gedanken, schon gesorgt. Sobald er sich jetzt seiner bisherigen ehelichen Bande entlediget glaubte, ordnete er ein Gesandtschaft an den Großgrafen Roger von Sicilien, Bruder Roberts Guiscard, und bewarb sich um die Hand seiner Tochter Emma, jedoch unter der Bedingung, daß sie eine, der

König Robert II. — Füglich hätte man damals die Frage aufwerfen können: was größeres Scandal gebe, entweder eine, zwar wegen einer, jedoch blos in entfernterm Grade nachzuweisende Verwandtschaft verbotene, aber völlig unwissend und schuldlos eingegangene Ehe, besonders wenn schon Kinder die Frucht derselben waren und ihr eine noch höhere Weihe gegeben hatten, fortbestehen zu lassen, oder sie nachdem sie schon so lange bestanden hatte, gewiß zu nicht kleinem Anstoß aller wahrhaft keuschen Seelen aufzulösen und, indem man beide Theile berechtigte, sich wieder zu verheirathen, auch auf diese Weise die in erster Ehe erzeugten Kinder bisweilen zu gleicher Zeit ihres Vaters wie ihrer Mutter zu berauben und sie zu höchst bedauernswerthen, größtentheils den böswilligen Launen einer Stiefmutter oder Stiefvaters preisgegebenen Waisen zu machen. — — Alle menschliche Gesetze und Verordnungen, wenn sie nicht auf positiven göttlichen Gesetzen beruhen, oder unmittelbar daraus hergeleitet werden können, vermögen nur auf eine bestimmte Zeit und unter gewissen Umständen heilsam zu wirken; ist diese Periode vorüber, und man läßt dennoch die Herrschaft solcher Gesetze bestehen; so ist es zwar immer noch Pflicht, sich derselben zu unterwerfen, aber sie kann dann eben so leicht, wie vorher eine Quelle des Segens, nun auch eine Quelle des Verderbens werden.

hohen Verbindung angemessene Mitgabe von ihrem Vater erhalten müßte. Roger, der Sohn eines gemeinen Edelmanns aus der Normandie, fand sich natürlicher Weise durch eine Familienverbindung mit einem Könige von Frankreich ungemein geschmeichelt, und da er Philipps Trennung von seiner bisherigen Gemahlin von der Kirche genehmigt und bestätiget glaubte, so nahm er den Antrag mit Freude an, ließ einige Schiffe ausrüsten und sandte seine Tochter mit einem glänzenden Gefolge und wahrhaft königlichen Schätzen an ihre, an den mächtigen Grafen Raimund von Toulouse verheirathete Schwester nach Languedok.

13. Aber während der Unterhandlungen an dem Hofe von Palermo, und bevor noch die sicilianische Fürstentochter in Frankreich ankommen konnte, war plötzlich auf Philipps Ehescheidungsscene ganz unerwartet ein Vorhang gefallen, der alles bisher Geschehene verhüllen sollte, und nun auch wirklich einer langen Reihe ganz anderer Scenerien zum Vordergrund diente. — Die Entfernung der Königin vom Hofe und des Königes Entschluß, sich eine andere Gemahlin beizulegen, waren natürlicher Weise bald in ganz Frankreich ruchbar geworden, und als auch Bertrade von Montfort Kunde davon erhielt, entstand sogleich in ihrer Brust der Wunsch, die durch Berthas Entfernung an der Seite des Königes erledigte Stelle einzunehmen. Aber Montforts Tochter hatte deren eigennütziger Oheim und Vormünder schon vor ein paar Jahren an Fulko den Mürrischen, Grafen von Anjou, verheirathet. Dieser, durch seine ihn oft anwandelnden trüben und mürrischen Launen ohnehin nichts weniger als sehr liebenswürdig, war überdieß in Jahren ziemlich weit vorgerückt, mit mancherlei Infirmitäten des Alters behaftet, und hatte sich schon von zwei Frauen geschieden, die beide Ermengrad hießen, und auch beide noch lebten. Natürlich konnte an der

Seite eines solchen Herrn eine junge Gattin nicht sehr viele freudige Stunden zählen. Aber Bertrade stand jetzt gerade noch in ihrer vollen Jugendblüthe; sie war eine blendende Schönheit, und in ihrem ganzen Wesen lag eine, mit dem edelsten Anstande verbundene Grazie, die jeden, der sich ihr näherte, bezauberte. Ganz Frankreich war voll des Lobes ihrer Schönheit, ihres Geistes, ihrer Anmuth und Liebenswürdigkeit*). Ihres Sieges

*) Nur Schade, daß dieser ungewöhnlichen, so sehr einnehmenden körperlichen Wohlgestalt nicht auch, wie wir bald hören werden, eine gleiche, innere Seelenschöne entsprach! Daß blendende Schönheit der Frauen, besonders wenn Geist, Witz, Verstand ihren Reizen einen noch höhern Glanz ertheilt, schon grenzenloses Elend nicht nur über Einzelne, sondern bisweilen selbst über ganze Völker herbeigeführt habe: dieß läßt sich geschichtlich nachweisen; denn was den Sinnen schmeichelt, sie bestrickt und überhaupt in der Sinnenwelt herrscht, ist gewiß nicht das Beste in der Schöpfung. Aber eben so wenig darf man auch den segenvollen, wohlthätigen, nicht minder verbreiteten Einfluß verkennen, den zwar weniger schöne, aber wahrhaft edle und, weil von dem Geiste der Religion Jesu beseelt, auch ächt fromme Frauen auf einzelne Individuen wie auf ganze Staaten gehabt haben. Ohne uns diesfalls auf den höhern Schauplatz der Welt- und Völkergeschichte zu stellen, wollen wir jetzt nur darauf aufmerksam machen, wie für so vielen, in dem finstern Labyrinth des Unglaubens Befangenen solche privilegirte weibliche Seelen schon ein Leitstern zu jenen glücklichen Höhen wurden, und noch täglich werden, auf welchen Wahrheit und Schönheit, Erkenntniß und Liebe in unumwölkter Klarheit leuchten. — Wohl möchte also alles Unheil, das jene durch ihre außerordentlichen Reize blos in der Sinnenwelt mächtig gebietenden, leichtfertigen Wesen schon gestiftet haben, durch das stille, den Augen der Weltmenschen gewöhnlich verborgene Wirken edler und frommer, aber eben daher auch gerade nur die edelsten Naturen beherrschender Frauen hinreichend compensirt werden.

also schon zum Voraus versichert, sandte Bertrade einen Vertrauten an den König, und ließ ihm sagen, daß, wenn er seinen Thron mit ihr theilen wollte, sie bereit sey ihm ihre Hand zu reichen. Philipp hatte selbst vor einiger Zeit Bertrade gesehen, und der Eindruck, den sie schon damals auf ihn gemacht hatte, erwachte durch die erhaltene Zusage jetzt wieder in ihm mit einer Stärke, der seine weiche und schwache Seele nicht widerstehen konnte. Er verließ unverzüglich Paris, eilte nach Tours, wo er unter einem schicklichen Vorwand dem Grafen von Anjou einen Besuch machte, auch einige Tage sich bei ihm aufhielt. In dieser Zeit ward das Nöthige zwischen Bertrade und dem Könige verabredet, und sobald dieser von Tours wieder abgereißt war, entwich Bertrade heimlich aus ihrem Palaste. Nahe bei Tours erwartete sie schon eine hinreichende Anzahl junger französischer Ritter, unter deren Bedeckung sie glücklich in Orleans ankam und dort mit offenen Armen von dem Könige empfangen ward.

13. Aber für alle edlere Seelen, auch für viele Bischöfe war die Ehescheidung des Königes ein Gegenstand der Aergerniß; besonders trauerte darüber der dem Leser schon so vortheilhaft bekannte Bischof Ivo von Chartres. In den ehrerbietigsten Ausdrücken schrieb er an den König, ihn inständigst bittend, der Kirche und dem ganzen Königreich nicht einen solchen Anstoß zu geben. Natürlich blieb dieser Brief von Philipp völlig unbeachtet. Als aber Ivo nun hörte, daß der König entschlossen sey, sich mit Bertrade förmlich zu vermählen, und daß sogar viele Bischöfe sich hierin dem Könige gefällig erweisen wollten, entbrannte der erleuchtete Bischof in gerechtem Eifer, und erließ an dieselben, so wie noch an mehrere andere Bischöfe ein sehr ernstes Schreiben, in welchem er sie an ihre Pflichten erinnerte und ihnen vorstellte, welcher Gefahr sie sich

aussetzen, und welche große Verantwortlichkeit sie auf sich ziehen würden, wenn sie in dieser äußerst delicaten Sache blos aus Menschenfurcht einen, ihre hohe bischöfliche Würde erniedrigenden Schritt thun sollten. Ivo stand sowohl, seiner großen Gelehrsamkeit als auch vorleuchtenden Frömmigkeit wegen, bei dem ganzen hohen Clerus Frankreichs in dem größten Ansehen, und die Folge seines Schreibens war, daß von allen Bischöfen, die Philipp zu der Feierlichkeit seiner Vermählung einladen ließ, auch nicht ein einziger erschien, und alle, unter irgend einem Vorwande, ihr Ausbleiben entschuldigen oder sogar zu rechtfertigen wußten. Was Philipp nicht in seinem Königreiche finden konnte, mußte er nun in einem fremden Lande suchen, und er fand es in der, zwar dem Lehnsnexus nach zu Frankreich gehörigen, aber der That nach demselben völlig fremden Normandie. Hier zeigten sich der Erzbischof von Rouen, wie auch noch einige andere Bischöfe, und unter diesen Eudes von Bayeux, Sufragan des Erzbischofes von Rouen und Halbbruder Wilhelms des Eroberers weit nachsichtiger als jene in Frankreich, und Eudes von Bayeux, der bekanntlich in seinem Charakter und ganzen Wesen nichts bischöfliches hatte, war sogar gewissenlos genug, die Trauung zu vollziehen, wofür er zur Belohnung einige sehr fette Pfründen in Frankreich erhielt.

14. Wegen dieser Ehescheidungsgeschichte des Königes, die mehrere Jahre dauerte, wurden nun eine Menge Concilien gehalten. Das erste kam in Rheims zusammen (17. Sept. 1094). Aber die dort versammelten Bischöfe, obgleich sie sich nicht wagten, etwas in der Hauptsache zu entscheiden, neigten sich doch sämmtlich auf die Seite des Königes, und da dieser indessen den Bischof von Chartres, weil derselbe weder durch Versprechungen noch Drohungen gewonnen werden konnte, auf mancherlei Weise kränken, verfolgen, selbst die

Güter der Kirche von Chartres hatte verheeren lassen; so gingen nun die in Rheims versammelten Bischöfe gar so weit, daß sie ihren so ehrwürdigen Bruder im heiligen Amte des Ungehorsams und der Untreue gegen den König anklagten und ihn vorladen ließen, sich vor ihnen wegen der gegen ihn erhobenen Klage zu rechtfertigen. Offenbar waren jedoch die rheimser Bischöfe nicht Ivo's competente Richter; ihre Vorladung blieb also ohne Wirkung. Der Bischof von Chartres appelirte an den Papst und berichtete ihm den ganzen Hergang. Aber schon früher war Papst Urban II. von der, alle Bischöfe Frankreichs in Bewegung setzenden Ehescheidungsgeschichte in Kenntniß gesetzt worden, und da er mit Recht den Bischöfen nicht trauete, deren Diöcesen in den unmittelbaren Erbländern des Königes lagen, so hatte er den Erzbischof Hugo von Lyon zu seinem Legaten ernannt und ihm die Untersuchung und Entscheidung des ganzen Handels übertragen. Dieses päpstliche Decret kam bald nach Abhaltung der rheimser Synode bei dem Erzbischofe an, und wenige Wochen darauf (18. Octbr.) versammelte Hugo ein neues Concilium zu Autün. Dieses war weit zahlreicher, als jenes in Rheims, und einstimmig ward nun hier der Bannstrahl gegen Philipp und Bertrade geschleudert, und Beiden, unter Androhung noch schärferer Censuren, geboten, sich wieder von einander zu trennen. Weder Philipp noch Bertrade hatten jedoch Lust, sich diesem Spruche zu unterwerfen, Ersterer war zu sehr in Bertrade verliebt und diese zu sehr von den Reizen eines Königsthrones gefesselt. Gegen Beide ward also der Bannfluch auf einigen darauf folgenden Concilien erneuert, und endlich sogar von Urban II. selbst, und zwar auf französischem Boden, nämlich auf dem berühmten Concilium zu Clermont, auf das neue ausgesprochen und bestätiget.

15. Die Excommunication des Königes hatte je-

doch durchaus keine politischen Folgen; nicht die mindeste Bewegung ward dadurch veranlaßt. Die Ursache davon lag in der damaligen scharf gehaltenen Feudalverfassung, die, wie wir schon bemerkten, die einzige Gesetzgebung Frankreichs ausmachte. Die ersten und mächtigsten Kronvasallen hatten ihre Länder ebenfalls unter einer Menge Unter- und Hintervasallen, wovon die mächtigsten Barone hießen, vertheilt. Um diese in gehöriger Abhängigkeit zu erhalten, hatten sie den Pflichten des Lehnmannes gegen seinen Lehnsherrn eine immer höhere Bedeutung zu geben gewußt, daher auch selbst schon jeden Schein einer Empörung gegen ihren obersten Lehnsherrn, den König, zu vermeiden gesucht; sie begnügten sich damit, daß sie unabhängig waren, der König ihnen nichts zu befehlen hatte, und dieser, wenn er ihrer Dienste oder Hülfe bedurfte; mit ihnen, gleich unabhängigen, selbstständigen Herren unterhandeln mußte. Das Feudalrecht war derselbe Boden, auf welchem, so wie das königliche Ansehen, auch ihre eigene Macht sich gründete; erschütterten sie jenes, so ward auch das Letztere schwankend. Es würde also offenbar gegen ihr eigenes wesentlichstes Interesse gewesen seyn, wenn sie, unter dem Vorwande der gegen den König ausgesprochenen Excommunication, sich gegen denselben hätten erheben, oder ihn gar des Thrones für verlustig erklären sollen. Sie mußten ja befürchten, daß bei einer ähnlichen, nur gar zu leicht sich ergebenden Veranlassung*), ihre eigenen Vasallen, unter denen es schon ziemlich mächtige und mitunter unruhige Herren gab, das-

*) Viele der mächtigsten französischen Großen, wie z. B. Wilhelm IX., Herzog von Güjenne und Graf von Poitou, ferner Fulko von Anjou und noch mehrere andere führten einen Lebenswandel, der, wenn bei der Kirche diesfalls Klage gegen sie wäre erhoben worden, auch nothwendig deren Ausschließung von derselben hätte herbeiführen müssen.

selbe auch gegen sie zu unternehmen sich für berechtiget halten würden. Zudem war auch Philipp klug genug gewesen, seinen, obgleich erst achtzehnjährigen, aber mit den schönsten Anlagen und Fähigkeiten ausgerüsteten Prinzen Ludwig zum Mitregenten zu erklären und ihn mit den dabei üblichen Feierlichkeiten salben und krönen zu lassen; und Ludwig war zu fromm und zu edel, um etwas gegen seinen Vater, und zu klug und einsichtsvoll, um etwas gegen das Interesse des Königthums zu unternehmen. Endlich war auch die, unter den letzten Carolingern, und selbst noch unter dem Stifter der dritten Dynastie beinahe völlig erloschene, sittliche Idee des Königthums seit einiger Zeit immer mehr und mehr in Frankreich wieder erwacht. Die mächtigen französischen Herzoge und Grafen sahen ein, daß, wenn Frankreich nicht völlig zerstückt werden, sondern noch als ein Gesammtreich fortbestehen sollte, es durchaus eines Mittelpunctes bedürfte; aber ein solcher, alle Radien in sich vereinender Mittelpunct konnte nur der Königsthron seyn. Immer mehr und mehr scharten sich daher seit einiger Zeit Frankreichs Große wieder um denselben, suchten ihn mit desto größerm äußern Glanz zu umgeben, da dieser ja nothwendig auch auf sie zurückfiel und ihre eigene Größe und Macht sich darin spiegelten. Die ersten Kronvasallen und mächtigsten Herren machten jetzt sehr häufige Besuche an dem königlichen Hofe, besonders da dieses für sie jedesmal eine ehrenvolle Veranlassung ward, eine Pracht und einen Reichthum zu entfalten, der ihrem Stolze und ihrer Eigenliebe nicht wenig schmeichelte. Auch strömten unter Philipps Regierung jedes Jahr eine Menge Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern an den königlichen Hof, um dort feine Sitten und ritterliche Bildung zu erhalten. Diese machten schon eine verhältnißmäßig ziemlich zahlreiche Schaar aus, die nöthigenfalls für den Monarchen sogar eine Art bewaffneter Macht bildeten; man nannte sie das

Haus des Königes*), (la maison du Roi) und in dieses aufgenommen zu werden hielt man für ein ganz besonderes Glück, das sich bisweilen selbst auf das ganze Leben eines Solchen erstrecken konnte; denn obgleich der König, bei seiner so sehr geschmälerten Macht, gerade nicht sehr viel mehr zu vergeben hatte; so blieb der Thron demungeachtet doch immer ein Ausfluß einer Menge Gnadenerweisungen und anderer zeitlicher Vortheile. Der König hatte zu Bisthümern zu ernennen und viele Pfründen und Beneficien zu vergeben, die für die nachgebornen Söhne adeliger Familien ein allgemeiner Gegenstand des Verlangens waren. War endlich die Erziehung eines solchen Jünglings vollendet und hatte er in dieser Zeit sich die Gunst des Monarchen zu erwerben gewußt, so gab dieser ihm für seinen Herrn ein Empfehlungsschreiben mit, das stets schnelle Beförderung des Empfohlenen zur Folge hatte. Für einen Herzog von Aquitanien, einen Grafen von Anjou oder Flandern, die selbst über bedeutende Fürstenthümer geboten, war es unstreitig ein Kleines, einen ehemaligen königlichen Edelknaben in ihre Dienste aufzunehmen und ihm ihre Gnade fühlen zu lassen; und sie waren stets desto bereitwilliger dazu, da es für sie ungemein schmeichelhaft war, von einem Könige von Frankreich ein Schreiben erhalten zu haben, in welchem derselbe gleichsam selbst, wo nicht gerade eine Gnade, doch eine Gefälligkeit sich von ihnen erbat. Aber wie groß und wie blendend, obgleich bei entschiedener innerer Schwäche, dennoch der äußere, die französische Königskrone umfließender Schimmer war, geht ganz vorzüglich daraus hervor, daß sogar die ersten, dem Könige an Macht gleichen, bisweilen noch mächtigern Kronvasallen mit

*) Von diesem Hause waren auch jene rüstigen Jünglinge, unter deren Bedeckung Bertrade zu dem Könige nach Orleans geflohen war.

der größten Emsigkeit Hofstellen nachsuchten, und z. B. ein Graf von Anjou ein ungemeines Vergnügen darüber äußerte, als der König ihm auf sein Verlangen die Würde eines Großseneschalls von Frankreich übertrug, wodurch dem Herzog nun die Ehre ward, bei großen feierlichen Staatsfesten mit eigenen Händen die Schüsseln auf die Tafel des Königes zu setzen. — — Leicht wird man also jetzt begreifen, warum in Frankreich der gegen den König geschleuderte Bannstrahl auf den Gang politischer Ereignisse und des weltlichen Regiments keinen Einfluß haben konnte. — Wohl mögen diese, dem Könige so günstigen Verhältnisse vieles dazu beigetragen haben, daß Philipp auch während der Zeit, da er im Banne war, von dem Papste und den Bischöfen mit ungewöhnlicher Milde behandelt ward*). Die Wirkungen seiner Excommunication erstreckten sich nicht weiter, als blos daß er an großen Festen nicht wie gewöhnlich mit der Königskrone sich schmücken durfte, ferner daß an den Orten, wo er sich befand, die Glocken nicht durften geläutet werden, auch der öffentliche Gottesdienst bei verschlossenen Thüren gehalten und nur mit gedämpfter Stimme gesungen werden durfte. Die Nachsicht der Bischöfe gegen den König ging gar so weit, daß sie ihm gestatteten, in einem Gemach seines Palastes eine stille Messe, der er beiwohnen durfte, sich lesen zu lassen. Uebrigens betrug sich auch Philipp während dieser Zeit mit vieler Bescheidenheit, vermied sorgfältig jede Gelegenheit, wo er dem Herkommen gemäß die königlichen Insignien hätte anlegen müssen, wieß neue Zumuthungen, dem Papste Urban den Gehorsam aufzukündigen und dem Gegenpapste Clemens III. sich zu unterwerfen, mit Unwillen

---

*) Sogar in seinen Schreiben nannte Urban II. den excommunicirten König doch noch immer seinen geliebten Sohn.

zurück und behandelte die Bischöfe seines Reiches stets mit aller ihen gebührenden Auszeichnung.

16. Indessen fühlten Philipp und Bertrade doch in ihrem Zustand der Excommunication eine gewisse Unbehaglichkeit, die für sie immer quälender ward. Wo sie hinkamen, wurden sie von dem Volke nie mit großem Jubel empfangen; überall begegneten ihnen mehr ernste und trauernde als freudige und freundliche Gesichter, eine öde Stille verbreitete sich über jede Stadt, in der sie sich aufhielten, und sobald sie diese verließen, ertönten sogleich wieder Glockengeläut und Gesang der Geistlichkeit in den Kirchen: Ausdrücke der Freude, daß die Stadt jetzt wieder von der Gegenwart eines excommunicirten Königes befreit werde*). Philipp wünschte mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden; er entfernte demnach Bertrade von seinem Hofe, versprach sich jedes Umganges mit derselben zu enthalten, und da seine rechtmäßige Gemahlin, die Königin Bertha, indessen gestorben war, so ward Philipp auf einem, im Jahre 1099 in Nimes gehaltenen Concilium von dem Banne gelößt und mit der Kirche ausgesöhnt. Aber mit seinen, dem Papste gemachten Versprechungen war es dem Könige nichts weniger als Ernst gewesen. Sein Verlangen war nur, jetzt ohne alle, einen Verzug veranlassenden Weitläufigkeiten von dem Banne losgesprochen zu werden, in der Hoffnung, hierauf schon Mittel zu finden, den Papst zu besänftigen und durch

---

*) Als der König eines Tages bei seiner Abreise aus einer Stadt, bevor er noch das Thor derselben erreicht hatte, schon das Läuten der Glocken und den lauten Gesang in den Kirchen hörte, sagte er scherzend zu Bertrade: „Sieh meine Liebe! auf welche artige Weise die Leute uns aus ihrer Stadt jagen.“ — (*Willelm. Malmsb.* L. V. p. 14.)

zuvorkommendes Betragen gegen den römischen Stuhl und die Vermittelung einiger, auch in Rom in großem Ansehen stehender Bischöfe zu bewirken, daß man in Zukunft mit größerer Nachsicht ihn behandeln werde. Kaum hatte also das Concilium von Nimes sich getrennt, als auch Philipp seine geliebte Bertrade nicht nur wieder an den Hof kommen, sondern sogar im Anfange des folgenden Jahres (1100) von dem Bischofe Philipp von Trois und dem Bischofe Günther von Meaux feierlich zur Königin von Frankreich krönen ließ. Papst Urban nahm dieses sehr übel auf und würde auf der Stelle wieder den Bannfluch über den König ausgesprochen haben, wäre er nicht durch den Tod daran verhindert worden. An Urbans Nachfolger, Paschall II., ordnete Philipp seiner Angelegenheit wegen unverzüglich eine Gesandtschaft; aber der Papst gab den Gesandten kein Gehör, sondern sandte die beiden Cardinäle Johann und Benedikt als seine Legaten nach Frankreich, mit dem Auftrage, dort in einem Concilium die Sache auf das neue zu untersuchen und den Canons gemäß zu entscheiden. Die Legaten begaben sich zuerst zu dem König, um ihn zu ermahnen und zu bitten, dem Scandal von selbst ein Ende zu machen und die Bertrade von seinem Hofe auf immer zu entlassen. Alle ihre Bemühungen waren jedoch fruchtlos. Als sie sahen, daß der König durchaus nicht zu bewegen sey, sich von derjenigen zu scheiden, gegen die er in leidenschaftlicher Liebe entflammt war, beriefen sie die Bischöfe zu einem Concilium nach Poitiers, und zwar in der Absicht, aus der sie gar kein Geheimniß machten, den König auf das neue mit dem Banne zu belegen. Auf dem Concilium von Clermont hatte die Excommunication des Königes keine Schwierigkeit gehabt. Papst Urban II. war ja selbst in eigener Person gegenwärtig gewesen. Niemand hatte es demnach gewagt, eine Stimme dagegen zu erheben, Alles sich schweigend unter dem Ansehen des apostolischen

Stuhles gebeugt. Aber jetzt nahm die Sache eine ganz andere Wendung. Philipp hatte auf dem Concilium von Poitiers sowohl unter den weltlichen Herren, als auch unter den Bischöfen und dem Volke eine Menge Freunde, Anhänger und Vertheidiger. Der mächtigste Herr in Frankreich, Wilhelm IX., Herzog von Güjenne und Graf von Poitiers erhob sich zuerst und erklärte öffentlich: Er werde nie zugeben, daß man in seiner Gegenwart den Bannfluch gegen seinen König und Herrn (seigneur) ausspreche. Auch einige Bischöfe äußerten laut ihre Unzufriedenheit darüber, daß man gegen den König mit solcher Härte verfahre. Daran störten sich jedoch die Legaten nicht; aber Wilhelm, sobald er dieses merkte, verließ zornig die Kirche; mehrere andere weltliche Herren folgten ihm nach, auch selbst einige Bischöfe und eine Menge aus dem zahlreich in der Kirche versammelten Volk. Doch auch dieses machte keinen Eindruck auf die Legaten; als sie aber nun wirklich das Anathema über den König aussprachen, entstand eine heftige Bewegung unter dem Volke in der Kirche; es stieß die gröbsten Schmähungen und Verwünschungen gegen die Cardinäle aus, und Einer schleuderte sogar von der Tribüne herab einen Stein gegen den Kopf eines Legaten, den derselbe zwar nicht traf, aber dafür einen neben ihm stehenden Geistlichen die Hirnschale zerschmetterte. Beinahe alle Bischöfe und deren Begleiter ergriffen jetzt die Flucht. Nur wenige, und unter diesen der nachher so berühmt gewordene Stifter des Klosters von Fontevraud, Robert von Arbriselles, blieben ungeschreckt auf ihren Stühlen; sie entblößten sogar sämmtlich ihr Haupt, um anzuzeigen, daß sie keine Steinwürfe fürchteten und bereit wären in Vertheidigung der Sache Gottes und der Kirche sich steinigen zu lassen. Diese schöne, würdevolle Haltung brachte auf das Volk die Wirkung hervor, daß es wenigstens die noch anwesenden Bischöfe und Geistlichen ruhig

aus der Kirche gehen ließ. Gegen den Herzog Wilhelm, den man mit Recht als die Ursache dieser unerhörten, kirchenschänderischen Scene betrachten konnte, ward jedoch keine Klage erhoben, und die erste Sitzung des Conciliums von Poitiers war auch zugleich die letzte desselben*).

---

*) Wilhelm, Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, war unstreitig damals der mächtigste Herr in Frankreich. Seine Besitzungen waren ungleich größer, bedeutender, mehr bevölkert und reicher als jene des Königes. Da er, von Seite seiner Gemahlin, auf einen Theil der Grafschaft Toulouse ein Recht zu haben behauptete, so bemächtigte er sich derselben während des Grafen Raimunds Abwesenheit aus Europa und erhielt dadurch abermals einen nicht unbedeutenden Länderzuwachs. Mit dieser großen Territorialmacht verband Wilhelm eine Menge der glänzendsten und blendendsten Eigenschaften, eine ungewöhnliche körperliche Wohlgestalt, die anmuthigsten und feinsten Manieren, eine ungemeine Lebhaftigkeit und nie getrübte Heiterkeit des Geistes und eine persönliche Tapferkeit, der das damalige Ritterwesen in Frankreich (l'esprit chevalesque) einen noch höhern, wahrhaft romantischen Schwung gab. Er selbst suchte die Gefahren, blos um sie zu überwinden, und je größer und drohender sie waren, desto mehr frohlockte sein Herz, desto höher stieg sein Muth und desto kühner ging er denselben entgegen. Ritterehre war das höchste Gut seines Lebens und der Sieg in einem Zweikampfe hatte für ihn mehr Werth, als eine an der Spitze eines Heeres gewonnene Schlacht. Festliche Turniere waren daher für ihn ein Lieblingsschauplatz, auf welchen er gewöhnlich seine körperliche Stärke und ungemeine Gewandtheit in allen ritterlichen Künsten zu entfalten suchte; um darauf zu glänzen und sie durch seine Gegenwart zu verherrlichen, rannte er von einem Ende Frankreichs zum andern, und keine Entfernung war für ihn zu groß. Selbst in Spanien mußten neue Lorbeern für ihn blühen. Mit einem glänzenden und zahlreichen Gefolge tapferer französischer Ritter ging Wilhelm im

17. Indessen befand sich jetzt Philipp und Bertrade wieder unter dem Banne, was, wie es scheint, die Letztere ungleich mehr als den König beunruhigte. Dieser

Jahre 1120 über die Pyrenäen, kämpfte über ein Jahr lang gegen die Saracenen in Spanien, that überall Wunder persönlicher Tapferkeit und half endlich dem kriegerischen König Alphons von Arragonien jenen berühmten, über den König von Cordova und noch sechs andere, mit demselben verbundene maurische Könige errungenen Sieg erkämpfen. — Mit Ruhm bedeckt und ungeheurer, über die Feinde des Christenthums gewonnener Beute kam Wilhelm nach Aquitanien zurück. — Aber auch noch von einer ganz andern Seite erlangte dieser französische Fürst eine nicht minder große, aber ungleich weniger beneidenswerthe Berühmtheit. Wilhelm war nämlich einer der ersten und anmuthigsten Troubadours des südlichen Frankreichs. Seine Lieder, die zu den ältesten Troubadourgesängen gehören, welche auf uns gekommen sind, athmen jedoch nichts als Wollust und unlautere Liebe, und nicht selten wird das, was noch zu jeder Zeit dem Christen heilig und ehrwürdig war, von des fürstlichen Dichters leichtfertiger und schlüpfriger Muse schändlich entweihet. Wilhelms Gedichte zeugen von der Sittenlosigkeit ihres Verfassers und den grenzenlosen Ausschweifungen, denen er sich hingab, und woran er den König Philipp so weit hinter sich zurückließ, daß eigentlich gar keine vergleichende Zusammenstellung hier möglich wird. — Kein Wunder also, daß Wilhelm IX. von Aquitanien, im Bewußtseyn seiner eigenen, verbrecherischen Ausgelassenheit, sich der Excommunication des Königes widersetzte und jenen scandalösen Volksaufstand in der Kirche herbeiführte. — Dieser Herzog Wilhelm von Aquitanien und Graf von Poitou ist auch derselbe, der bei seinem Schloß Niort ein Serail für sich errichtete und es zum Spotte klösterlicher Institutionen scherzweise sein Kloster zu nennen pflegte, hierauf seine Gemahlin fortjagte, einem seiner Untervasallen die Seinige entführte und dann den Bischof von Poitiers, der ihn deswegen excommuniciren wollte, aus seiner Diöcese vertrieb.

hatte sein fünfzigstes Jahr erreicht, und Unmäßigkeit in sinnlichen Genüssen seine Gesundheit geschwächt. Bertrade mußte also befürchten, daß, wenn der König stürbe, bevor noch ihre Ehe mit demselben von der Kirche als gültig wäre anerkannt worden, sie und ihre mit Philipp gezeugten Kinder einem höchst traurigen Schicksal entgegen gehen würden. Länger als ein Jahr blieb jetzt leider diese Angelegenheit wieder auf sich beruhen. Als aber endlich Papst Paschal nach Frankreich kam, ließ Philipp ihm sagen, daß er jeder Buße, die er ihm auferlegen würde, sich gerne unterwerfen wollte, nur möchte er ihm die wegen seiner mit Bertrade eingegangenen Ehe nöthige päpstliche Dispensation nicht versagen. Paschal war, wie der Leser weiß, ein ungemein sanftmüthiger, alles gerne mit evangelischer Milde schlichtender und vermittelnder Herr. Die Königin Bertha war längst schon gestorben, also auch das Haupthinderniß einer Vermählung des Königes mit Bertrade nicht mehr vorhanden; und was die Letztere betrifft, so konnte man deren frühere Verbindung mit dem Grafen von Anjou offenbar nicht als eine Ehe betrachten, da Fulko ja schon zwei Frauen hatte, die beide noch am Leben waren. Auch war in dem ganzen langen Gange der diese Angelegenheit betreffenden Verhandlungen nie von einer gesetzwidrigen Ehescheidung Bertrades mit dem Grafen von Anjou die Rede gewesen. Der Papst war also sehr zur Nachsicht geneigt, und als auch noch einige, durch Frömmigkeit ausgezeichnete Bischöfe, und unter diesen der ehrwürdige Ivo von Chartres, den Paschal ungemein schätzte, an ihn schrieben und ihn baten, er möchte dem Könige den Weg zur Rückkehr in den Schoß der Kirche erleichtern, daher ihm die nachgesuchte Dispensation nicht verweigern, so gab der heilige Vater seine Einwilligung dazu. Auf Befehl des Papstes wurden nun diesfalls wieder drei Concilien gehalten; die beiden ersten zu Beaugencie

und Troies, auf denen aber, man weiß nicht aus welchen Gründen*), nichts entschieden ward. Aber mit nur noch größerer Wärme schrieben Ivo von Chartres und die andern mit ihm gleichgesinnten Bischöfe jetzt wieder zu Gunsten des Königes an den Papst und erneuerten ihre frühere Bitte. Paschal übertrug die Sache dem Bischofe Lambert von Arras als seinem Legaten, der dem Willen des Papstes gemäß sogleich ein Concilium in Paris versammelte. Vor dieser Synode erschien der König selbst, und zwar barfuß und in der Stellung eines Büßenden. Nachdem er auf einige, an ihn gerichteten Fragen mit vieler Demuth geantwortet hatte, erklärte er seine Bereitwilligkeit, jeder Buße sich zu unterwerfen, die der Legat im Namen des Papstes ihm auferlegen würde, machte hierauf auch durch einen Eid sich verbindlich, daß er, bevor er die päpstliche, seiner Ehe mit Bertrade ihre volle Gültigkeit gebende Dispensation erhalten haben würde, sich nicht nur jedes ehelichen Umganges mit ihr enthalten, sondern sogar bis dahin sie weder sehen noch sprechen wolle. Auch Bertrade, welche nach dem König vor dem Concilium erschien, beschwor das Nämliche; worauf Beide die Lossprechung erhielten und alle gegen sie erlassene Censuren zurückgenommen wurden. Einige Zeit darauf traf auch die so sehr ersehnte päpstliche Dispensation ein, und nun konnten Philipp und Bertrade sich von jetzt an laut und öffentlich Gemahl und Gemahlin nennen, ohne daß kirchliche Censuren, oder strafende Ermahnungen der Bischöfe noch ferner ihre häusliche Zufriedenheit getrübt hätten**).

*) Gründe werden zwar angegeben, aber sie sind zu frivol, als daß man sie auch nur für wahrscheinlich halten möchte.

**) In Ansehung dieses letzten Acts der Ehescheidungsgeschichte Philipps weichen die Geschichtschreiber bedeutend von einander ab. Wir folgten der Erzählung des

Abbé Velly, weil in derselben alle die groben Widersprüche verschwinden, welche die andern Berichte enthalten. „Diesen zu Folge soll auf dem letzten Concilium zu Paris von gar keiner Dispensation die Rede gewesen seyn und Philipp dennoch unter Leistung eines Eides versprochen haben, allem Umgange mit Bertrade zu entsagen, sie auf immer von sich zu entfernen. Auch Bertrade habe dasselbe beschworen. Aber demungeachtet hätten gleich darauf Beide ihren Eid gebrochen und nach wie vor wieder wie Gemahl und Gemahlin mit einander gelebt." — — Die Unrichtigkeit und Falschheit dieser Darstellung geht schon, und zwar handgreiflich, daraus hervor, daß man bei keinem der gleichzeitigen Chroniker auch nur eine Sylbe findet, die darauf hindeutet, daß Philipp und Bertrade, nach dem Concilium von Paris, ferner noch von der Kirche auch nur im mindesten wären beunruhiget worden. Schon dieser Umstand hätte jenen Chronisten ihre eigene Erzählung im höchsten Grad verdächtig machen müssen; denn läßt es sich auch nur einen Augenblick denken, daß der römische Stuhl diesem neuen, durch doppelten Meineid nur noch sträflicher gewordenen Scandal ganz ruhig und gleichgültig zugesehen, und alle die Bischöfe, deren Diöcesen nicht in den königlichen Erbländern lagen, daher bis jetzt mit so vieler Strenge gegen den König aufgetreten waren, ebenfalls gleich stummen Hunden dazu geschwiegen haben würden? Würde ferner, als Philipp einige Zeit darauf mit seiner Gemahlin nach Languedok kam, die Geistlichkeit ihn mit der größten Ehrerbietung empfangen und sogar Bertrade als Königin begrüßt haben? und würden endlich, was am lautesten spricht und der Abbé Suger uns sagt, der doch gewiß Alles am besten wissen konnte und wissen mußte, Philipps mit Bertrade gezeugte Söhne successionsfähig erklärt und ihrer Mutter nach dem Tode ihres Gemahls ein königliches Schloß zum Wittwensitz und ein, nur einer Königin geziemender Unterhalt angewiesen worden seyn. Alles dieses beweißt die, nach dem Concilium von Paris von der Kirche und deren Oberhaupt anerkannte Rechtmäßigkeit der Ehe Philipps mit Bertrade so genügend, daß man gar keinem Zweifel darüber mehr Raum geben kann.

18. Bald darauf machte der König mit seiner Gemahlin dem Grafen Fulko von Anjou einen Besuch zu Angers. Der Hof dieses Grafen bot nun eines der seltsamsten Schauspiele dar, nämlich eine schöne Dame sitzend zwischen zwei Männern, wovon der Eine ehemals und der Andere jetzt ihr Gemahl war, und Beide in den Huldigungen mit einander wetteifernd, die sie derselben darbrachten. Jeder suchte allen ihren Wünschen zuvorzukommen, und der Graf von Anjou, gewöhnlich zu den Füßen Bertradens auf einem Schemmel sitzend, lauschte mit Aufmerksamkeit auf jede ihrer Mienen, um gleichsam schon auf ihrer Stirne und in ihren Augen zu lesen, was ihr angenehm seyn könnte, während auch Philipp nicht minder sich anstrengte, den Grafen an Artigkeiten gegen die Königin noch zu übertreffen. — Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt, daß an Bertrade, außer einer bezaubernden Schönheit, auch nicht ein gutes Haar gewesen sey. Dieß ist nun wohl offenbar übertrieben, denn daß sie bei ihrer ungewöhnlichen körperlichen Schönheit auch vielen Geist, Verstand und Menschenkenntniß besaß: das ist nicht zu leugnen, davon gab sie zu viele Beweise. Aber leider kann man nicht in Abrede stellen, daß Bertrade, wenn ihr Stolz und Ehrgeiz gereizt wurden, oder noch mehr wenn das zeitliche Glück ihrer Kinder oder die Größe ihres Hauses mit in das Spiel kamen, zu Erreichung ihrer Zwecke auch selbst die verwerflichsten Mittel nicht verschmähete. — Dem Grafen Fulko von Anjou, wie ihrem nachherigen rechtmäßigen Gemahl, dem Könige Philipp, hatte Bertrade zwei Söhne geboren. Die Erstern führten beide den Namen ihres Vaters, von den zwei andern hieß der älteste, gleich seinem Vater, ebenfalls Philipp und der jüngere Florus. Aber der König wie der Graf hatten aus ihrer ersten Ehe schon Söhne. Fulko von Anjou hatte von Ermengarde den Gottfried Martel, einen, nach dem Zeugniß aller Geschicht-

schreiber, höchst edeln, liebenswürdigen Prinzen, und Philipp von seiner ersten Gemahlin Bertha den Ludwig, der ihm auch nachher auf dem Throne folgte. Natürlich war den nachgebornen Söhnen, so lange die Erstgebornen lebten, alle Aussicht auf die Nachfolge in den Ländern ihrer Väter benommen; aber gerade diese ihren Söhnen zu verschaffen, war längst schon Bertradens einziges Sinnen und Trachten. Bei dem Grafen von Anjou gelang es ihr jetzt wirklich schon in so weit, daß sie denselben mit seinem ältesten Sohne völlig entzweite; so daß sie gegründete Hoffnung hatte, der alte Graf werde seine ganze väterliche Zärtlichkeit seinem zweiten Sohne Fulko zuwenden und diesen endlich auch zum Erben seiner Staaten erklären. Bald darauf fiel Gottfried Martel bei der Belagerung von Condé und zu Folge eines Gerüchtes, das jedoch durchaus auf keinem hinreichenden Beweise beruhet, soll der liebenswürdige Jüngling den Tod aus den Händen einiger, von seiner Stiefmutter gedungenen Meuchelmörder empfangen haben. Bertradens Sohn, Fulko, war nun des väterlichen Erbes sicher, erhielt auch nach dem Tode seines Vaters dessen sämmtliche Besitzungen, die er jedoch, als er im Jahre 1135 König von Jerusalem ward, seinem jüngern Bruder überließ.

19. Früher schon hatte Bertrade auch mit Ludwig, Bertha's Sohne, ein ähnliches Spiel treiben wollen, was jedoch gänzlich mißlang. Als Heinrich I. nach dem Tode seines Bruders Wilhelm (1100) König von England ward, eilte auch Ludwig über den Kanal, theils um dem neuen Könige zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, theils auch um den festlichen Ritterspielen, die bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, beizuwohnen. Aber kaum war Ludwig in England angekommen, als schon einige Tage darauf Heinrich einen Brief aus Frankreich mit dem königlichen Siegel erhielt, in wel-

chem er ersucht ward, den, obgleich von seinem Vater schon zum Mitregenten angenommenen und zum König gekrönten Prinzen Ludwig verhaften, und auf ein entferntes Schloß in strenge Haft bringen zu lassen. Heinrich errieth sehr leicht, von welcher Hand dieser Brief kommen könnte; da er aber wußte, daß Bertrade alles über Philipp vermochte, und er, wegen seiner Angelegenheiten in der Normandie, dem Könige von Frankreich nicht vor den Kopf stoßen wollte, trug er die ganze Sache seinem Staatsrathe vor, und dieser war einstimmig der Meinung, daß es einem Könige von England nicht gezieme, sich zum Werkzeuge fremder Leidenschaften gebrauchen zu lassen; jedoch, ward bemerkt, wäre es zu wünschen, daß Ludwig sobald als möglich das Königreich wieder verlassen möchte. Heinrich selbst wollte zwar dem Prinzen nichts von dem erhaltenen Briefe sagen, machte jedoch einem Vertrauten desselben, der mit ihm nach England gekommen war, den ganzen Inhalt des von dem französischen Hofe erhaltenen Schreibens bekannt. Dem Ludwig selbst gab Heinrich nur einen Wink davon, daß wohl etwas in Frankreich vorgehen könnte, was seine schleunige Rückkehr dahin nothwendig mache; und um den Sinn dieser Worte dem Prinzen recht verständlich zu machen, schickte er ihm auch noch an dem nämlichen Tage die Geschenke, die man fürstlichen Personen am Tage ihrer Rückkehr zu geben pflegte. Ludwig reißte also unverzüglich ab; und da er unter Weges von seinem Vertrauten von dem ganzen Geheimniß in Kenntniß gesetzt ward, so warf er, sobald er bei seinem Vater angekommen war, sich demselben zu Füßen, ihn flehentlichst bittend, ihm zu sagen, wodurch er sich seine Ungnade in so hohem Grade zugezogen habe. Philipp, ganz erstaunt, wußte die Bitte seines Sohnes gar nicht zu deuten, und als Ludwig ihn jetzt mit dem Inhalte des aus Frankreich an König Heinrich gesandten Briefes bekannt machte, betheuerte Philipp, daß er von

der ganzen Sache nichts wüßte. Beide suchten jetzt gegenseitig sich zu verständigen, und nun ward es bald klar, daß dieses Werk der Finsterniß ganz allein von Bertrade herrühre. Ueber seine Stiefmutter war jetzt Ludwig im höchsten Grade aufgebracht; aber auch Bertrade, die sich entdeckt sah, warf ebenfalls die Maske ab. Die gegenseitige Feindschaft der Königin und des Thronerben ward in kurzer Zeit offenkundig; der Hof theilte sich in zwei Partheien, und Ludwig wie auch Bertrade schienen entschlossen, zu den ärgsten Mitteln zu schreiten. Der Prinz machte einen Versuch seine Stiefmutter ermorden zu lassen; aber diese fand einen geschickten Giftmischer, der jenem ein langsam tödtendes Gift beibrachte. Ludwig fing an zu kränkeln; troß aller angewandten Mittel ward das Uebel immer größer, und schon hatten die Aerzte alle Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten, aufgegeben, als der Kranke von einem arabischen Arzte und dessen ungewöhnlichen Kenntnissen in der Heilkunde hörte. Dieser ward unverzüglich an den Hof berufen, und hatte wirklich das Glück, den Prinzen nach ein paar Monaten vollkommen wieder herzustellen; nur daß auf Ludwigs Gesicht eine Blässe zurückblieb, die er auch in seinem ganzen Leben nie verlor*). Aber um so mehr war er gegen seine Stiefmutter erbittert, und der Haß, den er gegen dieselbe in seinem

*) Die meisten großen Herren in dem südlichen Frankreich, in Italien, Spanien ꝛc. hatten damals an ihren Höfen größtentheils arabische Leibärzte, oder doch solche, die auf der arabischen Hochschule zu Cordova die Arzneikunde studirt hatten. Da den Arabern ihre Religion keine anatomischen Versuche gestattete, so waren sie zwar nur schlechte, oder höchstens sehr mittelmäßige Chirurgen; aber dafür desto größere und sinnigere Botaniker, die die Pharmacie mit einer Menge neuer heilender Kräuter und Pflanzen bereicherten. Erst später bedienten sich die Araber auch der Metalle in ihren Arzneimitteln.

Busen nährte, äußerte sich nach seiner Genesung noch heftiger und leidenschaftlicher als vorher. Philipps häusliches Glück ward dadurch nicht wenig getrübt. Er gab sich also die größte Mühe, den Frieden zwischen seinem Sohne und der Königin wieder herzustellen. Anfänglich wollte es ihm gar nicht gelingen, als er aber die nicht unbedeutende Herrschaft Vexin Ludwig zum Eigenthum gab, vermochte dieses schöne Geschenk in Verbindung mit den Bitten des Vaters endlich so viel über den Prinzen, daß er mit seiner Stiefmutter sich auszusöhnen versprach. Auch Bertrade suchte sich dem Prinzen zu nähern, und so kam nun bald zur größten Freude des nichts mehr als Ruhe, Friede und Behaglichkeit liebenden Philipps eine vollkommene Aussöhnung zwischen der Königin und dem Thronerben zu Stande. Konnte vielleicht auch Ludwig in seinem Herzen Bertrade weder sehr schätzen und noch weniger lieben, so verbannte er doch, wie die Folge es beweißt, jeden Gedanken an Rache aus seiner edeln Seele. Beide lebten friedlich an dem Hofe Philipps, und Ludwig erlaubte sich von jetzt an nie, selbst nicht nach dem Tode seines Vaters, eine den äußern Anstand nur im mindesten verletzende Rede gegen die Königin.

20. So lange Wilhelm der Eroberer, Herzog von der Normandie und König von England lebte, hatte er stets jeden Zwist, der zwischen ihm und Philipp offene Feindseligkeiten hätte herbeiführen können, sorgfältig vermieden. Philipp war Wilhelms, in dessen Eigenschaft als Herzog von der Normandie, oberster Lehnsherr; da jener aber selbst mächtige und unruhige Vasallen hatte, so wollte er diesen nicht, durch Verletzung seiner Lehnspflicht gegen den König in Frankreich, ein böses, sie zur Empörung gegen ihn selbst ermunterndes, sie gewissermaßen dazu berechtigendes Beispiel geben. Aber so vorsichtig hierin auch Wilhelm verfuhr, so kam es dennoch in dem letzten

Jahre seiner Regierung zwischen ihm und König Philipp von Frankreich zu einer blutigen Fehde. Die Veranlassung dazu gab von Seite des Letztern ein, zwar etwas indiscreter, aber im Ganzen genommen harmloser Scherz. Wilhelm von England war ein ungewöhnlich starker Esser, daher auch ungemein beleibt. Da jedoch diese Dickleibigkeit immer zunahm, sein monstruös dicker Bauch ihm endlich zur Last ward, und er nun Arzneimittel dagegen gebrauchte, zog er sich gerade dadurch eine Krankheit zu, die ihm mehrere Wochen hindurch das Bett zu verlassen nicht erlaubte. Lachend frug nun Philipp eines Tages Einen von seinen Hofleuten: ob dann sein Bruder, der König von England, noch immer im Kindbette sey und seinen dicken Bauch nicht verloren habe? Unglücklicher Weise ward dieser Scherz dem König von England hinterbracht, der, ohnehin schon anderer Ursachen wegen gegen Philipp aufgebracht, nun in einen solchen Zorn gerieth, daß er ihm zurücksagen ließ: „er wolle, sobald er aus den Wochen seyn werde, seinen ersten Kirchengang zu Paris in der St. Genovefakirche halten, aber statt der Wachskerzen zehn tausend Lanzen mitbringen.“ — Wilhelm hielt treulich Wort, denn kaum war er von seiner Krankheit wieder hergestellt, als er seine sämmtlichen Schaaren in der Normandie zusammenzog und feindlich in die Landschaft Vexin einfiel, alles mit Feuer und Schwert verheerte, endlich die Stadt Mantes belagerte, sie eroberte und in einen Aschenhaufen verwandelte. Aber an dem Brande von Mantes nahm Wilhelm, immer noch von Zorn glühend, eine solche thätige Theilnahme, daß er sich dadurch ungemein erhitzte, und da er gleich hierauf in einen nassen Graben stürzte, über welchen er mit seinem Pferde hatte setzen wollen, ward er auf der Stelle von einem heftigen Fieber befallen. Sobald sich der König bedeutend krank fühlte, ließ er sich zuerst nach Rouen, und dann nach dem Kloster von St. Gervais bringen, wo er nach unge-

fähr sechs Wochen in dem drei und sechzigsten Jahre seines Alters starb (1087). Bis zu seinem letzten Athemzug verließ ihn weder die Gegenwart des Geistes, noch die Festigkeit und Härte seines Charakters*). — Da die Söhne Wilhelms, nach dem Tode ihres Vaters, ebenfalls sogleich in endlose Streitigkeiten unter sich zerfielen, jetzt Friede schlossen und gleich darauf die Waffen wieder gegen einander ergriffen; so fand Philipp in diesem immerwährenden Wechsel von Eintracht und Zwist, den er, seiner bisherigen Politik treu bleibend, immer zu nähren und unter den Brüdern zu unterhalten suchte, wenigstens eine sichere Bürgschaft, daß er von Seite Englands und der Normandie nicht leicht in seiner trägen Ruhe werde gestört werden.

21. Philipp starb im Jahre 1108**). Er hatte sieben und fünfzig Jahre gelebt, und länger regiert, als

*) Die Erzählung der, mit König Wilhelms Tod und Begräbniß verbundenen, nicht unmerkwürdigen Nebenumstände wird schicklicher ihren Platz in der englischen Geschichte finden.

**) Zu Melün am 29. Julius. Auf seinem Sterbebette ließ er sich das Ordenskleid des heiligen Benedikts anlegen, wahrscheinlich in der Hoffnung, daß, wenn er vor dem Weltrichter in einem Ordenshabit erschiene, seine im Purpur begangenen Sünden größere Nachsicht finden würden. Indessen ist es doch sehr wahr, daß Philipp in den letzten Tagen seines Lebens aufrichtige und unverfälschte Gefühle und Gesinnungen ernster Reue und Buße äußerte. Saint-Denis ist und war der gewöhnliche Begräbnißort der Könige von Frankreich; aber Philipp verlangte dringend, daß er nicht in Saint-Denis, sondern in der Kirche eines, von ihm bezeichneten, an der Loire liegenden Benediktinerklosters sollte begraben werden; denn, sagte er zu seinem Sohne und den um sein Sterbelager stehenden Bischöfen, die Leiche eines so großen Sünders, wie er gewesen, sey nicht würdig, neben den Gebeinen des hei-

einer der frühern und die mehresten der spätern Capetinger; denn von dem Tage an, an welchem er als achtjähriger Knabe kurz vor dem Tode seines Vaters zum Könige war gekrönt worden, hatte seine Regierung eine Dauer von neun und vierzig Jahren gehabt. Sein ältester Sohn Ludwig folgte ihm auf dem Throne; der mit Bertrade gezeugte zweite Sohn, Philipp, erhielt die Grafschaft Mantes und die Herrschaft Mehün, und Bertrade bekam zu ihrem Leibgeding aus den königlichen Domainen die Herrschaft Ober-Brüyere, in der Diöcese von Chartres*), wo sie bald darauf eine, von der Abtei Fontevrault abhängige Priorei stiftete, gegen das Ende ihres Lebens sich dahin zurückzog und als eine demüthige Nonne auch darin starb. — Französische Geschichtschreiber, selbst ältern Datums, machen blos Unmäßigkeit, allzugroße Genußliebe und Trägheit — gewiß in einem Monarchen schon sehr bedeutende Gebrechen — König Philipp zum Vorwurf; legen ihm dafür eine Menge anderer großer Eigenschaften bei, wovon wir jedoch in der Geschichte fruchtlos die Beweise suchen. Wahr mag es übrigens seyn, daß sein Aeußeres ungemein einnehmend und viel versprechend war, daß sein ganzes Wesen in Stellung und Haltung das Gepräg der Majestät eines Königes trug, er auch durch seine feinen, lieblichen und herablassenden Manieren die Ge-

---

ligen Dionisius ihre Ruhestätte zu finden. Gegen den heiligen Benedikt hatte Philipp in seinem ganzen Leben stets eine ganz besondere hohe Verehrung gehabt; und wie vieles vermag nicht die Fürbitte eines so großen, ausgezeichneten Freundes Gottes!

*) Gewiß ein vollständiger Beweis, daß die Rechtmäßigkeit der Ehe Philipps mit Bertrade nicht nur von der Kirche, sondern ebenfalls von ganz Frankreich war anerkannt worden; was auch in der Chronik von Anjou, wie in jener von Mellerais und vorzüglich in Sugers Lebensgeschichte Ludwig des Sechsten seine volle Beglaubigung findet.

mäther seiner Umgebungen sich eigen zu machen wußte: unstreitig Eigenschaften, die in einem Monarchen manches Mangelnde, jedoch nicht das Wesentlichste, wenn es fehlen sollte, zu ersetzen im Stande sind.

22. In die großen Ereignisse, wovon Frankreich in dieser langen Regierungsperiode der Schauplatz war, griff Philipp auf keine Weise, selbst nicht durch seine hohe Stellung, nur einigermaßen bedeutend ein. Alles geschah ohne seine Mitwirkung. Selbst der unter dem Adel sich immer mehr verbreitende schwärmerische Rittergeist vermochte nicht seiner, vielleicht allzu lahmen Phantasie einen höhern Aufschwung zu geben, und die, obgleich zum Theile überspannten Begriffe von Ritterehre und Ritterpflicht blieben ihm völlig fremd; aber dennoch die Richtung, die die Nation nun einmal genommen, richtig beurtheilend, ließ er seinem Sohne eine, ganz in dem Geiste des damaligen Ritterwesens liegende Erziehung geben, und Ludwig VI. war der erste Capetinger, der eine ritterliche Bildung in dem wahren Sinne jener Zeit erhielt. — Auch an den Kreuzzügen nahm Philipp, weder befördernd noch hemmend, einigen Antheil, war jedoch klug genug, den Enthusiasmus, der den hohen wie niedern Adel Frankreichs nach dem Orient trieb, zum Vortheil seiner Krone zu benutzen, indem er demselben in seinen Geldverlegenheiten Schlösser, Herrschaften und Güter um äußerst wohlfeile Preise abkaufte und mit seinen Domainen vereinte. — Zwar wecken keine Denkmäler aus dieser Periode sehr große Erinnerungen; aber ganz unbemerkt geschah demungeachtet doch manches Großartige in derselben. Die Impulsion dazu gab freilich keinesweges der Thron, sondern alles war blos Wirkung jenes, der französischen Nation eigenen, in ihr immer fortlebenden Geistes ganz besonderer, ungewöhnlicher Regsamkeit. Höchst auffallend sind schon die großen Fortschritte der

Städte unter Philipps Regierung; bedeutend nimmt die Bevölkerung derselben zu, immer höher steigt ihre Industrie und gegen das Ende dieser Regierung bemerkt man in allen nur einigermaßen bedeutenden Städten eine Wohlhabenheit, die man im Anfange derselben vergeblich würde gesucht haben. Aber mit diesem, immer mehr aufblühenden Wohlstand erwachte, wie in den Städten Italiens, auch in den französischen derselbe Geist der Freiheit, dasselbe ausdauernde Streben, sich von dem Joche ihrer kleinen Tyrannen zu befreien und eigene selbstständige, politische Corporationen zu bilden; die nächste Folge davon war die Entstehung der, von eigen gewählten Obrigkeiten regierten Stadtgemeinden, die nicht, wie irrig geglaubt wird, erst unter Ludwig VI., sondern schon unter seinem Vater, vielleicht auch gar noch weit früher entstanden. Eben so war auch in derselben Zeit auf einmal wieder eine ganz besondere Liebe zu den ernsten, wie zu den schönen Wissenschaften erwacht. Der geistige Charakter der Nation ward zwar dadurch noch nicht sehr veredelt, obgleich das Ritterwesen, besonders bei immer größerer Beimischung poetischer Ausschmückung, in Verbindung mit der in dieser Periode so schnell fortschreitenden Ausbildung der Sprache, und deren Gewinn an Eleganz und Anmuth, die noch rohen Sitten der höhern Stände stets mehr und mehr abschliff, und in ihren Kreisen feinere und gefälligere Manieren einführte. Mit großem Eifer studirte man Theologie, speculative Philosophie, Mathematik, und der Dialektik gab deren immer häufiger werdende Anwendung auf Theologie ein beinah unbegrenztes Feld. Selbst unter dem höhern Adel ward ein, vorher auch nicht von weitem geahntes wissenschaftliches Treiben bemerkbar. Gelehrte fingen in Frankreich an in der Gesellschaft den ersten Rang einzunehmen; mit einer Art ganz eigener Ehrfurcht blickte man zu ihnen empor, und allgemein anerkannte, große Gelehrsamkeit war der sicherste Weg,

der sogar Männer, wie z. B. Suger, obgleich von ganz obscurer Geburt und eben so unscheinbarem Aeußern, selbst ohne ihr Zuthun, zu den höchsten Würden in der Kirche, wie im Staate führte. Nur Schade, daß die Gelehrsamkeit jener Zeit, mithin auch die Gelehrten größtentheils noch ziemlich unproduktiver Natur waren. Großen Abbruch that indessen dem Studium ernster Wissenschaften die zu gleicher Zeit erwachende Liebe zur Dichtkunst. Man nannte sie die fröhliche Wissenschaft (la gaie science) und die Dichter hießen Troubadours. Aber alle ihre Gedichte waren erotischen Inhalts, athmeten nichts als Liebe und Wollust; waren aber eben daher nur desto beliebter in den höhern Sphären der Gesellschaft, in den Palästen und bei dem sogenannten schönen, weicher organisirten Geschlecht der Frauen. In den Ländern südlich der Loire wimmelte es von Troubadours; sie wanderten von Burg zu Burg, waren überall willkommen, fanden, wohin sie kamen, gastfreundliche Aufnahme, Lohn und Ermunterung. Zu dem Orden der Troubadours zu gehören, rechneten sich selbst Fürsten und Grafen zur Ehre. Sehr oft stellten diese sogar unter den Troubadours feierliche Wettkämpfe an, die dann gewöhnlich Gerichtshöfe der Liebe genannt wurden. Aber bei allem dem gewann der geistige Charakter der Nation durchaus nichts, ward eher verschlechtert als veredelt. In den wahrhaft zahllosen Gesängen und Liedern dieser lieblichen Dichter verlor das Laster nicht nur seine abschreckende Gestalt, sondern gewann auch noch einen Reiz, der es weit anziehender, als Unschuld und fromme Einfalt, machte. Auf den Burgen und in den Palästen wurden nun häusliche Tugenden immer seltener, aber leider nur desto häufiger Verletzungen ehelicher Treue; und die strenge Sitteneinfalt der Städtebewohner und deren bürgerliche Tugenden bildeten nun, wenigstens auf einige Zeit, einen auffallenden Contrast mit der erschlafften Moral der sogenannten französi-

schen großen Welt. — — Unter Philipps Regierung blühete auch der, durch seine alles umfassende Gelehrsamkeit eben so berühmte, als durch seine Geschichte mit Heloise allbekannte Peter Abälard oder Abailard. Er war ein Mann von ganz außerordentlichen Gaben, ein geistiges Gestirn erster Größe, das jedoch, weil gezwungen der wissenschaftlichen Richtung seiner Zeit zu folgen, gleich einem, wenige Augenblicke blendenden Meteor, bald wieder spurlos verschwand. Indessen war sein Ruhm über ganz Frankreich verbreitet und er genoß während seines Lebens eine Verehrung und eines Ansehens, wie solches noch keinem Gelehrten weder vor noch nach ihm zu Theil ward. Als öffentlicher Lehrer trat er zuerst in Melün, dann in Corbeil und endlich in Paris auf. Ueberall ward ihm allgemeiner, rauschender Beifall, und die Zahl seiner Schüler, die sich bisweilen auf einige Tausende belief, war gewöhnlich zu groß, als daß ein Hörsaal sie hätte fassen können und Abälard gezwungen war, seine Vorträge in freiem Felde oder auf öffentlichen Plätzen zu halten. Als er in Paris lehrte, war der Zufluß der aus allen Provinzen herbeiströmenden Schüler so außerordentlich, daß deren Anzahl bisweilen eben so stark war wie jene sämmtlicher Bürger der Stadt Paris*).

23. Aber wie groß auch Abälards Ruhm der Gelehrsamkeit gewesen seyn mochte, so waren gewiß seine Eitelkeit, sein Stolz und sein Egoismus nicht viel kleiner; daher die Menge seiner Gegner und sein eigenes unruhiges, oft stürmisch bewegtes Leben. In seinen Verhältnissen zu Heloise erscheint Abälard nichts weniger als sehr liebenswürdig. In dem Briefe, in welchem er das ihm zugestoßene Unglück einem seiner Freunde berichtet, tritt Einem, beinahe aus jeder Zeile,

*) Hist. lit. de la France.

des Verfassers Eitelkeit und ekelhafter Egoismus höchst widerlich entgegen, während man rührende Beweise einer treuen, reinen, wahrhaft liebenden Seele fruchtlos darin sucht. Man möchte beinahe glauben, Abelards Liebe zu Heloise habe ihren Sitz mehr in seinem Blute als in seinem Herzen gehabt. Auch die Rache, die Fulbert an ihm nahm, hatte nicht darin ihren Grund, daß Abälard, anstatt der Lehrer Heloisens zu seyn, deren Verführer ward; sondern weil derselbe, nachdem er mit ihr entflohen und Beide mit einander in Bretagne waren getraut worden, und nun Fulbert, um die Ehre seiner Nichte zu rechtfertigen, diese Verbindung veröffentlichen wollte, dieses durchaus nicht zugab, immer fortfuhr ein Geheimniß daraus zu machen und endlich sogar Heloise bewog, von dem, was ihr Onkel bekannt zu machen suchte, gerade das Gegentheil, und zwar eidlich zu behaupten. Dadurch fühlte natürlicher Weise Fulberts Ehrliebe sich tief verwundet. Sein gerechter Unwille traf jetzt eben so sehr die Nichte, wie deren Verführer. Als dieser aber nun Heloise, unter dem Vorwand, sie der harten Behandlung eines erzürnten Oheims zu entziehen, nach dem Kloster von Argenteuil brachte, wo sie auch war erzogen worden; da regte sich in Fulberts Brust schwarzer Argwohn, dem er sich auch so sehr hingab, daß er endlich keinen Augenblick mehr daran zweifelte, Abälard wolle, blos um Heloisen los zu werden, sie zur Nonne in Argenteuil machen. Jetzt glaubte Fulbert sich zu dem Aeußersten berechtiget, erkaufte einige Leute und ließ durch diese, die des Nachts sich in Abelards Schlafzimmer einzuschleichen wußten, denselben entmannen. — Um vor der Welt seine Schmach zu verbergen, resignirte Abälard sein Canonicat, ging nach St. Denis und ward in dem dortigen Kloster ein Mönch, und zwar ungefähr um dieselbe Zeit, als auch Heloise in dem Kloster von Argenteuil den Schleier

nahm*). — Abälard hatte zwar jetzt einen Mönchshabit, aber noch lange nicht auch einen neuen innern Menschen angezogen; er war noch derselbe und fiel nun gar auf den unglücklichen Gedanken, sein Genie und seine große Gelehrsamkeit auch in theologischen Schriften glänzen zu lassen. Wenn ein eitler, von Schulweisheit aufgeblasener Gelehrte in den göttlichen Büchern forschen und blos eiteln Ruhms wegen noch tiefer in die Geheimnisse unserer heiligen Religion einzudringen sucht, so wird derselbe stets auf Abwege gerathen; denn dem Stolzen offenbart sich nicht die Weisheit Gottes. Dieß war nun auch das Schicksal Abälards. Seine Abhandlung über die heilige Dreieinigkeit enthielt offenbare ketzerische, von der Kirchenlehre frevelhaft abweichende Sätze, zum Theil auch jene Irrthümer, welche später die Socinianer auf das neue wieder aufklaubten und der Welt auftischten. Das Buch ward also zuerst auf dem Concilium von Soissons, und mehrere Jahre nachher auch auf der Synode von Sens, welcher der heilige Bernard beiwohnte, verdammt. Die versammelten Väter drangen in Abälard, die von der Synode verworfenen Sätze entweder nicht für die seinigen anzuerkennen, oder sie sogleich zu widerrufen. Sein Stolz erlaubte ihm jedoch weder das Eine noch das Andere; er appellirte an den Papst und verließ trotzig den Sitzungssaal. Aber der heilige Bernhard sandte unverzüglich einen sehr umständlichen Bericht an den Papst, worauf Innocenz II. das von der Synode ausgesprochene Verdammungsurtheil nicht nur bestätigte, sondern auch noch befahl, den Abälard, wenn er seine Irrthümer nicht widerrufen und

*) Nicht Frömmigkeit, sondern blos tief gekränkte Liebe und die Aussicht auf ein ödes, freudenleeres Leben waren Heloisens Beweggründe in ein Kloster zu gehen. Als man ihr den klösterlichen Schleier reichte, recitirte sie einige, auf ihren gegenwärtigen Zustand sich beziehende Verse aus Lucan.

durch ein, mit der Kirchenlehre übereinstimmendes Glaubensbekenntniß das gegebene Scandal wieder gut machen wollte, in seinem Kloster einzusperren, auch in Zukunft kein öffentliches Lehramt ihm wieder zu gestatten. Abälard wollte nun nach Rom gehen, um selbst seine Sache vor dem Papst zu führen. Aber zum Glück führte ihn auf der Reise dahin sein guter Genius in das Kloster von Clugny. Der Abt, ein sehr verständiger und dabei ausgezeichnet frommer Mann behielt ihn einige Zeit in seinem Kloster, und unterzog sich zugleich auch der Bekehrung des Verirrten. Vor dem durchdringenden Blicke des wahrhaft erleuchteten, weil in Gott lebenden, frommen Abtes beugte sich endlich der Stolz des Gelehrten. Abälard kam zur Besinnung, widerrief seine Irrthümer, zeugte aufrichtige Reue, erhielt durch die Vermittelung des ehrwürdigen Abtes Verzeihung von dem Papste, und ward auf demselben Wege auch mit dem heiligen Bernhard wieder ausgesöhnt*). Er verließ nun nicht mehr das Kloster von Clugny, führte von jetzt an einen sehr erbaulichen Wandel und fand daher auch bald in seiner einsamen, klösterlichen Zelle jenen Trost und jenen himmlischen Frieden, der ihm in dem geräuschvollen Getümmel der Welt und unter seinen eiteln Bestrebungen nie zu Theil worden war. Abälard erreichte kein sehr hohes Alter. Er starb im vier und sechzigsten Jahre seines Lebens (1144). Heloise, die indessen längst schon ihren Schmerz, sich selbst und die Welt überwunden und mit noch einigen frommen, weiblichen Seelen sich nach Paraclet zurückgezogen hatte

---

*) In seinen Briefen an den Papst hatte der heilige Bernhard ihn sehr hart hergenommen. In Abälard, sagte der Heilige, wären die drei größten Irrlehrer, nämlich Arius, Nestorius und Pelagius vereint. Er nennt ihn einen Mönch ohne Zucht, einen geistlichen Obern ohne Wachsamkeit, einen Menschen ohne Sitten, einen zweiten Herodes, einen Vorläufer des Antichrist.

und nun in diesem stillen Sitze des Friedens schon seit mehreren Jahren nur Gott und der Ewigkeit lebte, begehrte und erhielt von dem Abte in Clugny die Asche ihres Gemahls. Heloise ließ sie in ihrem Kloster Paracket begraben, damit zu seiner Zeit auch ihre eigenen irdischen Ueberreste neben jenen ihres einst so zärtlich geliebten Gatten ihre Ruhestätte finden möchten*).

24. Zu den Merkwürdigkeiten der Regierung Philipps gehört unstreitig auch, daß während derselben, durch einen französischen Prinzen, Ur-Urenkel Hugo Capets, der Grund zu dem nachherigen Königreich Portugal gelegt ward. — Die Sarazenen waren noch immer im Besitze des bei weitem größten Theils Spaniens. Unter ihrem Joche seufzten noch Lusitanien, Murcia, Andalusien, Valencia, Granada, Tortosa, und ihre Besitzungen erstreckten sich bis weit über die Gebirge von Castilien

*) Höchst wahrscheinlich haben Abälards Schriften und Gelehrsamkeit zur Verewigung seines Andenkens ungleich weniger beigetragen, als dessen Verhältnisse zu Heloise und deren, in sein eigenes so sehr verflochtenes Schicksal. Auch möchte er wohl in spätern Zeiten seinen Nachruhm ganz vorzüglich Pope's unnachahmlichem, an Schönheit alles übertreffendem Gedichte zu danken haben. — Die Schriften, welche Abälard hinterließ, bestehen in Briefen, Predigten und dogmatischen Abhandlungen. Unter dem Titel: Abälard und Heloise, erschienen im vorigen Jahrhundert eine Menge Briefe, die jedoch durchaus unächt und blos phantastische Produkte verschiedener romanhafter Köpfe sind und deren Bekanntmachung durch den Druck wahrscheinlich nur durch buchhändlerische Speculationen veranlaßt ward. Eine ächte, nach den besten noch vorhandenen Manuscripten verfertigte Ausgabe der Briefe Abälards und Heloisens erschien, und zwar lateinisch, also in der Sprache, in welcher sie wirklich geschrieben wurden, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in London. Diese Ausgabe ward jedoch nicht sehr verbreitet und ist jetzt vermuthlich völlig abhanden gekommen.

und Saragossa. Die Christen hatten blos Asturien, einen Theil von Altcastilien und Arragonien, die Hälfte von Catalonien, Barcelona, Navarra und endlich auch einen nicht unbedeutenden Theil von Lusitanien. Die Beherrscher dieser kleinen Königreiche hatten bisher stets ihre Gebiete auf Kosten der Sarazenen zu erweitern gesucht, und französische Ritter und andere Abenteurer dieser Nation ihnen in ihren Kriegen mit den Sarazenen treffliche Dienste geleistet. Aber diese Hülfsleistung von Seite Frankreichs war nie so stark und nachdrucksvoll gewesen, als unter Philipps Regierung. Die Kreuzzüge nach dem Orient hatten den Eifer, selbst des höhern französischen Adels, auch die Feinde des Christenthums in Spanien zu bekämpfen, auf das neue wieder geweckt; und mächtige französische Fürsten und Herren, wie Wilhelm von Aquitanien, Hugo von Frankreich rc. rc. zogen mit zahlreichen Schaaren über die Pyrenäen, ernteten dort Ehre und Ruhm, und halfen nicht selten durch die dort gemachte, oft ungeheure Beute, ihre zerrütteten Finanzen wieder auf. Diese glücklichen Erfolge ermunterten begreiflicher Weise auch noch Andere, demselben Beispiel zu folgen. Aber keinem von allen diesen Kreuzfahrern war es bisher gelungen, sich ein bleibendes Besitzthum in Spanien zu erkämpfen. Dieses war einem französischen Prinzen, nämlich dem jungen Heinrich von Burgund, Neffen König Philipps vorbehalten. Mit einem zahlreichen Haufen tapferer und entschlossener burgundischer und französischer Ritter landete der junge Held, ungefähr in dem Jahre 1093, in dem Hafen von Cale an der Küste von Lusitanien, ging an den Hof Alphons des Sechsten, Königs von Leon und Castilien, und leistete diesem durch seine ausgezeichnete Tapferkeit so treffliche Dienste, daß er ihn gar nicht mehr aus seinem Reiche entlassen wollte, daher ihm die Statthalterschaft über sämmtliche, den Sarazenen in Lusitanien, im Lauf vieler Jahre nach und nach

abgenommenen Landschaften übertrug *). Um aber den eben so tapfern als einsichtsvollen französischen Prinzen noch fester an sich zu fesseln, gab König Alphons ihm auch noch seine Tochter Theresia zur Gemahlin. Heinrich war jetzt ein Glied des königlichen Hauses von Castilien, und Alphons überließ daher in seinem Testamente seinem Schwiegersohne sämmtliche Landschaften, die derselbe bisher verwaltet hatte, als ein erbliches Eigenthum, und berechtigte ihn auch, dasselbe durch neue Eroberungen über die Mauren noch zu vermehren. Heinrich war nun ein selbstständiger, völlig unabhängiger, und ziemlich mächtiger spanischer Fürst **). So lange er lebte, führte er zwar selbst nur den Titel eines Grafen von Portugal; aber gleich nach ihm ward schon sein Sohn und Nachfolger Alphons, nachdem derselbe mit einer kaum fünfzehntausend Mann starken Armee ein aus mehr als hunderttausend Mann bestehendes Sarazenenheer, in den Ebenen von Orique in die Flucht geschlagen hatte, von seinem siegreichen Heere zum König ausgerufen. Alphons nahm hierauf sogleich den Königstitel und Würde an, und Beides ward ihm gegen das Versprechen eines jährlich an den römischen

---

*) Alles, was die Christen den Saracenen in Lusitanien abgenommen hatten, hieß damals schon Portucalia, von Portus Cale (dem Hafen Cale); woraus nachher der dem ganzen Königreiche gegebene Name Portugal entstand, und der nun bald des Landes alten Namen Lusitanien völlig verdrängte.

**) Die Landschaften, welche Heinrich beherrschte, bestanden in den heutigen beiden Provinzen Entre Minho-e Douro, Tralosmontes und dem größten Theil der Provinz Beira bis an den Mondegafluß; so daß Heinrich damals schon Herr von Coimbra war. Seine Besitzungen machten demnach ungefähr die Hälfte des gegenwärtigen Königreiches Portugal aus.

Stuhl zu zahlenden Peterspfennig von den Päpsten bestätiget *).

25. Nicht unbemerkenswerth ist auch die Entstehung so vieler geistlichen Orden in Frankreich während Philipps des Ersten Regierung, als: der Orden der Hospitalritter oder Hospitaliter. Derselbe hatte einen doppelten Charakter, er war ein militärischer und zugleich auch ein geistlicher Orden. Die Mitglieder desselben waren in drei Klassen getheilt. Die erste bestand aus eigentlichen Rittern, ausgezeichnet durch Geburt und Rang, des Krieges kundig, und daher bestimmt, gegen die Ungläubigen zu streiten. In der zweiten Klasse befanden sich jene, die weder zum Adel noch zu dem geistlichen Stande gehörten; ihre Bestimmung war, die Armen in den Hospitälern zu pflegen, und die Ritter auf ihren Kreuzzügen zu begleiten. Man nannte sie die dienenden Brüder, und sie unterschieden sich von den Rittern durch einen Waffenrock von anderer Farbe. Die dritte Klasse bestand aus Geistlichen von verschiedenen Graden. Außer ihren gewöhnlichen gottesdienstlichen Verrichtungen in den Kirchen und am Krankenbette, mußten sie auch im Kriege bei dem Heere das Amt der sogenannten Feldpaters versehen. Alle drei Klassen legten das dreifache Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit ab. Ihre Kleidung war schwarz mit einem weißen Kreuze. — — Der Orden der Hospitaliter fand bald Nachahmung, und so entstand, nur etwas später, auch jener der Tempelherren oder Tempelritter, daher so genannt, weil Balduin II., König von Jerusalem, ihnen bei Entstehung ihres Ordens ein nahe bei dem Tempel ste-

*) Es versteht sich von selbst, daß von allem dem in der Geschichte Spaniens nähere und umständlichere Erwähnung geschehen wird.

hendes Haus zur Wohnung angewiesen hatte. Die Stifter des Tempelherrenordens waren zwei französische Edelleute, Hugo von Payens und Gottfried von St. Aldemar. Diese Ritter legten ebenfalls die drei Gelübde ab, lebten anfänglich in groser Armuth, erhielten jedoch einige Zeit darauf sowohl vom Könige als Patriarchen von Jerusalem einige Güter, nachher aber immer noch weit beträchtlichere Schenkungen, und wurden endlich so wohlhabend und begütert, daß ihr groser Reichthum wahrscheinlich die Ursache ihres Unglückes und völligen Untergangs ward *). — Auch einige, nachher sehr berühmt gewordene Mönchsorden entstanden in Frankreich während Philipps Regierung. Zuerst der Carthäuserorden in dem Jahre 1084. Zu seinem Stifter hatte er den heiligen Bruno, einen der angesehensten und gelehrtesten Theologen seiner Zeit, und den Namen Cartheuserorden von einer, in der Dauphine gelegenen, von furchtbaren Felsenwänden eingeschlossenen Gegend, die man die Chartreuse nannte, und wo der heilige Bruno in dem so eben erwähnten Jahre das erste Kloster erbauete. Anfänglich

*) Die Geschichte des Untergangs dieses Ordens, so wie der Ursachen, die eine so furchtbare Catastrophe herbeiführten, deckt noch immer ein geheimnißvoller Schleier, der jedoch bald verschwinden müßte, wenn irgend ein Geschichtforscher, sey es ein Franzos oder auch ein Ausländer, die freilich nicht kleine Mühe nehmen wollte, mit den dahin sich beziehenden, in den Archiven von Paris und noch einigen andern französischen Städten liegenden Urkunden sich bekannt zu machen, und sie einer strengen kritischen Prüfung zu unterwerfen. Wer, ungeschreckt bei dem Anblick der ungeheuern, mit mehr als hundertjährigem Staube bedeckten Papiermassen, den Muth hätte, sich dieser Arbeit zu unterziehen, würde unstreitig der Geschichte Frankreichs wie der Menschheit keinen kleinen Gewinn bringen.

standen sie blos unter einem Prior, indem der gottesfürchtige Bischof Hugo von Grenoble die Stelle eines Abtes vertrat. — Beinahe gleichzeitig ist auch die Entstehung des Cistercienserordens in Frankreich (1098), ebenfalls so genannt von einem, in der Diöcese von Chalons gelegenen Ort, der Citeau, im Latein. Cistercium, hieß. Die Brüder dieses Ordens lebten anfänglich in so großer Armuth und litten an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens einen solchen Mangel, daß, wenn nicht Hülfe gekommen wäre, der Orden nothwendig wieder hätte eingehen müssen. Diese Hülfe brachte der heilige Bernhard, der in dem Jahre 1113 sich nach Citeau begab und bei den Brüdern eine so strenge Beobachtung ihrer Ordensregel und mit dieser eine solche Heiligkeit einführte, daß den bisher so armen und dürftigen Brüdern nun bald von allen Seiten so viele Geschenke und Reichthümer zuflossen, daß der Orden in kurzer Zeit in vier blühende Abteien, nämlich La Ferte, Pontigny, Clervaux und Morimond sich verbreiten konnte. Da derselbe die Fortdauer seiner Existenz dem heiligen Bernhard zu danken hatte, und dieser Heilige als der zweite Gründer des Ordens betrachtet werden konnte, so wurden die Mönche seitdem bald Cistercienser, bald auch Bernhardiner genannt. — Eine flüchtige Erwähnung verdient auch noch die Stiftung des Ordens von Fontevrauld in der Diöcese von Poitiers; besonders da dieses Institut das erste war, welches ein Manns- und ein Frauenkloster in sich vereinte. Beide Geschlechter waren natürlicher Weise von einander strenge geschieden, lebten getrennt in besondern Wohnungen, und in jener der Frauen herrschte die strengste Clausur. Die Mönche bestanden aus Geistlichen und Laien. Die Ersten waren zu den gottesdienstlichen Verrichtungen in der gemeinschaftlichen Klosterkirche, die Andern zu Feld- und anderer Arbeit bestimmt. Das Leben der Frauen war

ganz contemplativer Art, und alle ihre Zeit zwischen Gebet und Betrachtung getheilt. Das Sonderbare dieses Institutes war es auch, daß ein solches Kloster keinen Abt oder Prior, sondern blos eine Abtissin, der auch die Mönche gehorchen mußten, zum Vorstand hatte, und daß zu dieser Würde nie eine, von frühester Jugend an im Kloster erzogene Jungfrau, sondern nur eine Frau, die vorher in der Welt gelebt hatte, und der demnach auch weltliche Geschäfte und Einrichtungen nicht unbekannt waren, durfte gewählt werden. Der Stifter dieses Ordens war Robert von Abriselles, ein eben so frommer als gelehrter Geistlicher von Angers, der jedoch, bevor er Ordensstifter ward, schon mehrere Jahre in einer Einsiedelei ein ungemein strenges, asketisches Leben geführt hatte. In ganz vorzüglichem Maße besaß er die Gabe geistlicher Beredsamkeit; und als er eines Tages vor dem Papste Urban II. während dessen Anwesenheit in Frankreich geprediget hatte, gab dieser ihm nicht bloß die Erlaubniß, sondern den bestimmten Auftrag, im ganzen Lande weit umher das Wort Gottes dem Volke zu verkündigen. Robert gehorchte dem Befehle des Papstes. Sichtbarer Segen von Oben befruchtete die Worte des frommen Predigers; wohin er kam, führte er eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts von der Bahn des Lasters wieder auf den Pfad der Tugend und des Heils zurück. Nachdem er die Abtei in Fontevrault gegründet und geordnet hatte, nahm er weder die Würde noch den Titel eines Abtes an, überließ die Leitung aller Angelegenheiten der Abtei der Abtissin, und nannte sich blos den Geschäftsträger der frommen Frauen von Fontevrault. Sehr schnell blühete dieser Orden empor, und theilte sich endlich in vier Provinzen, wovon jede aus vierzehn bis fünfzehn Prioreien bestand *).

*) Ueber alle diese Mönchsorden, so wie über deren Stifter werden wir in der speciellen Kirchengeschichte, wo-

III.

Ludwig der Sechste.

1. Als König Philipp I. starb, zählte dessen Sohn und Nachfolger Ludwig VI. acht und zwanzig Jahre. Zwar war er schon zu Lebzeiten Philipps zum König gekrönt worden, hatte, weil mit dem unbeschränkten Vertrauen seines Vaters beehrt, alle Regierungsgeschäfte besorgt, und dabei eben so viel Einsicht und Gerechtigkeitsliebe, als unermüdete Thätigkeit bewiesen. Aber demungeachtet ward er jetzt bei seiner eigentlichen Thronbesteigung auf das neue wieder gesalbt und gekrönt. Allem Ansehen nach haben ganz besondere, jedoch unbekannte Ursachen, vielleicht auch mancherlei, obgleich ungegründete Besorgnisse die Wiederholung der Krönung nothwendig gemacht; selbst die allzugroße, sogar altes Herkommen verletzende Eile, mit der dabei verfahren ward, scheint darauf hinzudeuten; besonders da sogar der weise und fromme Bischof Ivo von Chartres in den König drang, sich unverzüglich noch einmal krönen zu lassen. Schon am fünften Tage nach Philipps Tode hatte demnach Ludwigs VI. abermalige Krönung Statt. Aber diese feierliche Handlung ward diesmal nicht in Rheims von dem Erzbischof dieser Stadt, sondern von dem Erzbischof von Sens in Orleans vollzogen. Die Ursache davon war, weil gerade um dieselbe Zeit ein, von einer gespaltenen Bischofswahl herrührendes Schisma die Kirche von Rheims verwirrte.

---

hin eigentlich diese Materie gehört, in ein weit genaueres, den Leser mehr befriedigendes Detail eingehen. Wir machten nur deswegen jetzt eine kurze Erwähnung davon, weil wirklich die Entstehung so vieler geistlichen Orden in Frankreich und deren schnelles Emporkommen mit zu der Charakterisirung der langen Regierungsperiode Philipps des Ersten gehört.

Nach dem im Jahre 1106 erfolgten Tode des Erzbischofs Manasses war nämlich Rudolph, Probst der Kirche von Rheims, ein Mann von allgemein anerkanntem Verdienst, von einem Theil der Geistlichkeit und des Volkes erwählt worden, während ein anderer Theil der Clerisei und der Einwohner von Rheims, denen die Gesinnungen des Königes bekannt waren und die sich denselben fügen wollten, den Archidiacon Gervasius, einen Sohn des Grafen Hugo von Rotel, zum Erzbischof gewählt hatte. Diese Wahl ward jedoch gleich darauf von Paschal II. auf dem Concilium von Rheims für nichtig erklärt, und ohne die Genehmigung des Königes einzuholen, dem Rudolph die bischöfliche Weihe von dem Papste ertheilt. Ludwig wollte weder von dem Einen, noch dem Andern sich krönen lassen; nicht von Rudolph, weil er ohne die Genehmigung des Königs sich in den Besitz der Kirche von Rheims gesetzt hatte, und nicht von Gervais, weil derselbe nur von einem Theile des Clerus und des Volkes, mithin noch nicht allgemein als Erzbischof anerkannt war.

2. Aber kaum waren die Krönungsceremonien vorüber, und Ludwig noch in dem Königsmantel und mit allen Insignien der königlichen Würde geschmückt, als Abgeordnete von der Kirche in Rheims ankamen, und im Namen derselben gegen eine, nicht in Rheims, sondern in einer andern Stadt vorzunehmenden Königskrönung feierliche Protestation einlegten, indem es ein grober Eingriff in die, dem Erzbischofe von Rheims zustehenden, und in uraltem Herkommen gegründeten Rechte und Privilegien wäre. Unglücklicher Weise für den Erzbischof waren dessen Abgeordneten zu spät angekommen; der Krönungsakt war schon vollzogen und Ludwig zum König gesalbt und gekrönt; und unverrichteter Dinge mußten die Abgeordneten wieder nach Rheims zurückkehren. Aber Ivo von Chartres erließ unverzüg-

lich ein Circularschreiben an alle Bischöfe Frankreichs, in welchem er die Anmaßungen der Kirche von Rheims, wie deren vorgebliches Krönungsrecht zu bekämpfen und die in Orleans vorgenommene Krönung zu rechtfertigen suchte. Da jedoch dieser weise Bischof wohl einsah, daß der Erzbischof Rudolph diesen Schritt sich nur deswegen erlaubt hatte, um dadurch eine Annäherung zwischen ihm und dem Könige herbeizuführen; so bot er demselben seine Vermittelung bei dem Monarchen an. Sehr gerne nahm Rudolph dieses Anerbieten an, und Ivo, der das Zutrauen und die Gunst Ludwigs in sehr hohem Grade besaß, brachte es nun bald bei dem Könige dahin, daß er den, von ihm bisher geschützten Gervais fallen ließ, und dem Rudolph erlaubte, auf dem öffentlichen Tage, den er nach Orleans ausgeschrieben hatte, vor ihm zu erscheinen. — Die Versammlung, welche Ludwig, wie alle frühern Könige bei ihrer Thronbesteigung zu thun pflegten, jetzt in Orleans hielt, war sehr zahlreich. Sie bestand aus den ersten Hofbeamten und allen Baronen und Hausvasallen des Königs. Dahin begab sich jetzt auch der Erzbischof Rudolph. Als aber die in Orleans versammelten Herren hörten, daß der Erzbischof von Rheims ebenfalls angekommen sey, und mit ihnen den König zu begrüßen die Erlaubniß erhalten hätte, welches von Seite Ludwigs ein Zeichen war, daß er den Rudolph in seiner Würde als Erzbischof von Rheims anerkenne; so drangen sie mit vereinten Bitten in den Monarchen, den Rudolph nicht eher vor sich zu lassen, als bis er versprochen haben würde, den Eid der Treue in derselben Art, wie in frühern Zeiten, dem Könige zu schwören. Dieß war jedoch offenbar gegen die päpstlichen Decrete und die Beschlüsse mehrerer Concilien, besonders jenes von Clermont. Rudolph machte daher anfänglich einige Schwierigkeiten; da aber selbst der in der Kirche wie in ganz Frankreich so angesehene Bischof Ivo von Chartres

ihm rieth, des Friedens wegen diesmal von der allgemeinen Richtschnur abzuweichen und dem Wunsche der Versammlung sich zu fügen; so bequemte er sich endlich ebenfalls dazu und leistete, indem er seine Hände in jene des Königes legte, den gewöhnlichen Vasalleneid. Aber auf diese Art hatte nun der Erzbischof das Verbot, die Investitur aus Laienhand zu empfangen, offenbar übertreten. Um also allen unangenehmen Folgen vorzubeugen, berichtete Ivo von Chartres den Hergang sogleich nach Rom, entschuldigte so gut er konnte das Geschehene, besonders den Erzbischof von Rheims, den ja blos Liebe zum Frieden, wie auch das Verlangen, dem Schisma in seiner Kirche ein Ende zu machen, dazu bewogen hätten, und bat demnach den heiligen Vater, diesmal nicht nach der Strenge der Gesetze zu verfahren, sondern Nachsicht und väterliche Schonung um so mehr eintreten zu lassen, da ja keine Verletzung eines göttlichen Gebotes, sondern blos eines kirchlichen Gesetzes statt gefunden hätte*). Der gütige und friedeliebende Papst Paschal II. begnügte sich mit dieser Entschuldigung, und ließ nun die ganze Sache auf sich beruhen. — Aber es ist ein offenbarer Irrthum einiger neueren französischen Geschichtschreiber, wenn sie behaupten, daß von dieser Zeit an Frankreichs Könige fortgefahren hätten, das Investiturrecht nach Art ihrer Vorfahren auszuüben**). In keinem Reiche fand das päpstliche Verbot der Investituren von Laienhand weniger Schwierigkeiten, als in Frankreich. Die Könige legten kein sehr großes Gewicht auf dieses Recht, weil auch alle ihre mächtigen Kronvasallen es an sich gerissen hatten, und sie wohl ein-

---

*) *Fleury*, hist. de l'égl. L. §. LXV. 60 u. 61.

**) Wie z. B. der Abbé Velly in seiner Geschichte von Frankreich T. III. 3 p. 4.

sahen, daß, wenn die Kirchen wieder das Recht hätten, ihre Bischöfe zu wählen, sie auch bei Besetzung der bischöflichen Stühle weit größern Einfluß haben würden, als wenn ihre Herzoge und Grafen ganz willkürlich, und blos ihrem persönlichen Interesse gemäß darüber verfügten; und was diese Letztern betraf, so bildeten sie keine fest zusammengehaltene, durch Vereinigung sämmtlicher Kräfte erstarkte Körperschaft; und weil stets in endlosen Fehden und Streitigkeiten mit einander verwickelt, war ebendaher auch jeder Einzelne viel zu schwach, um es wagen zu dürfen, dem Ansehen des Papstes und dessen kirchlichen Geboten zu trotzen.

3. In den ersten sechs bis sieben Jahren seiner Regierung blieb Ludwigs VI. Thätigkeit blos innerhalb der Grenzen seiner Erbstaaten beschränkt. Zwar wurden die königlichen Domainen während der Regierung seines Vaters um etwas vermehrt; aber im Ganzen genommen machte doch das damalige eigentliche königliche Frankreich noch nicht den zwanzigsten Theil des heutigen Frankreichs aus, und der ganze Flächeninhalt desselben mochte ungefähr jenem von fünf heutigen französischen Departementen gleichkommen *). Zudem lag zwischen den königlichen Städten eine Menge kleiner Gebiete und Schlösser **), die den Hausvasallen gehörten, und da diese nie lange ruhig blie-

*) *Simonde de Sismondi*, hist. Franc. T. V. p. 6—8.

**) So z. B. lagen zwischen Paris und Etampes die festen Schlösser Montlheri, Chateaufort und La Ferté-Baudouin; zwischen Etampes und Orleans die Burg Puiset; zwischen Paris und Melün die feste Burg Corbeil ꝛc. ꝛc. Die Besitzer dieser Burgen und Schlösser gaben, wie wir sogleich sehen werden, dem König Ludwig in den ersten Jahren seiner Regierung so viele Beschäftigung daß er den Harnisch beinahe nie mehr ablegen durfte.

ben, so ward auch nur gar zu oft alle Verbindung der Städte mit einander völlig abgebrochen, und nicht selten Paris oder Orleans gleichsam wie blockirt; so daß Niemand, am allerwenigsten aber der Kaufmann, von einer der königlichen Städte in eine andere, obgleich sämmtlich in einem ziemlich engen Umkreise liegend und daher nie sehr weit von einander entfernt, ohne Gefahr mehr reisen konnte. — Ludwig VI. war der erste capetingische König, der auch für die Sicherheit des gemeinen Landmannes wie des Bürgers eine bisher nicht gewohnte Sorgfalt trug, und nöthigen Falles selbst mit den Waffen in der Hand das Volk gegen seine Unterdrücker zu schützen wußte. Wenn also einer jener kleinen Tyrannen einen, durch sein Gebiet ziehenden, aber unter dem Schutze des Königes stehenden Kaufmann gefänglich niedergeworfen, dann ein schweres Lösegeld von ihm erpreßt, aber dieser, sobald er wieder in Freiheit war, bei dem König geklagt hatte, so ward der Räuber, wie vornehm er auch seyn mochte, sogleich vor den königlichen Gerichtshof geladen. Natürlich erschien der Angeklagte nicht, worauf Ludwig sich sogleich auf das Pferd schwang, gegen die feindliche Burg rückte, sich dieser nach kurzer Belagerung bemächtigte, und sie dann meistens auch zerstörte, wenn nicht anders der ungehorsame Vasall durch freiwillige Unterwerfung der Zerstörung seiner Burg und dem Verluste seines Lehens zuvorkam. Lange Zeit hatte Ludwig unaufhörlich mit seinen widerspenstigen Baronen zu thun, und es verging kein Jahr, wo er nicht bald da, bald dort zu kämpfen hatte. Die Schaaren, über welche Ludwig gebieten konnte, waren nie sehr zahlreich, beliefen sich gewöhnlich nur auf vier bis fünfhundert Reiter und einer damit im Verhältniß stehenden Anzahl Fußvolkes. Aber Ludwigs persönliche Tapferkeit, Kühnheit und Stärke, womit er stets seinem kleinen Heere vorleuchtete, ersetzte bei demselben

hinreichend, was ihm an Zahl der Streitkräfte gebrach. Stand der Feind an dem jenseitigen Ufer eines Flusses und glaubte sich dadurch gedeckt; so sprengte Ludwig zuerst in den Strom, zog durch diese Kühnheit sein ganzes Heer nach sich, und zwang den dadurch geschreckten Feind zu schleunigem Rückzug. Sollte eine Burg gestürmt werden, so befand sich Ludwig stets an der Spitze der Stürmenden, ermunterte mit Wort und That die ihm folgenden Ritter und Soldaten, riß mit eigenen Händen Pallisaden aus, tödtete mit seiner Lanze, die er mit ungemeiner Stärke und Gewandtheit zu führen wußte, alles, was sich ihm widersetzte, und entschied dadurch gewöhnlich den Sieg. Eine umständliche Erzählung aller dieser sich unaufhörlich wiederholenden kleinen Kriege müßte äußerst einförmig, daher im höchsten Grade langweilend und ermüdend seyn, und würde doch nicht auch nur das mindeste historische Interesse darbieten. Genug, daß es blos Ludwigs Persönlichkeit war, die den Sieg so fest an sich fesselte, daß derselbe in den ersten Jahren nie, und in den spätern nur äußerst selten das Panier des gekrönten tapfern Ritters verließ.

4. Indessen hatte Ludwig unter seinen Vasallen mehrere Barone, die zu den mächtigsten von ganz Frankreich gehörten, gegen die er weit schwerere Kämpfe zu bestehen hatte; denn da sie nicht nur auch noch in andern, nicht unmittelbar von dem Könige abhängigen Provinzen sehr ansehnliche Besitzungen hatten, sondern auch oft noch mit den mächtigsten französischen Fürsten und Grafen durch Familienverhältnisse in sehr naher Verbindung standen, so waren sie um so mehr, wenn nicht immer gerade zu förmlicher Empörung, doch zur Beraubung der Kirchen und Plünderung der Reisenden geneigt. Einer der ärgsten dieser aufrührerischen Vasallen war Odo, Sohn des Grafen Burchard von

Montmorenci. Dieser hatte beinahe immer gegen seinen Oberherrn die Waffen in der Hand. Eines Tages, als er abermals gegen den König zog, und zwar in der Absicht, eine entscheidende Schlacht zu liefern, sagte er zu seiner Gemahlin: „Edle Gräfin! reiche mir mein Schwert, das ich heute zum letztenmale als Graf von dir empfange, und noch an diesem Abend schon als König deinen Händen wieder übergeben werde." — Odo's Siegesgeschrei war jedoch viel zu voreilig; den gerade an demselben Tage ward er von Ludwig völlig geschlagen und im Treffen getödtet. — Einer der gefährlichsten Feinde Ludwigs war auch Graf Veit von Rochefort. Dieser war lange Zeit ein Günstling König Philipps gewesen, und hatte es durch seine einschmeichelnden Künste endlich dahin zu bringen gewußt, daß der junge König Ludwig mit Rocheforts Tochter, welche Luciane hieß, verlobt ward. Bevor jedoch die Vermählung vollzogen werden konnte, hatte Paschal II. diese Verbindung, wegen allzunaher Verwandtschaft, schon wieder aufgelößt. Ludwig zeigte darüber nicht die mindeste Unzufriedenheit, was aber nun gerade bei Lucianens Vater den Argwohn erregte, der Papst habe blos auf Ludwigs geheimen Betrieb die Ehe untersagt. Voll Zorn nicht nur gegen Ludwig, sondern auch gegen dessen Vater, verließ Rochefort den Hof; und da er weitläufige Familienverbindungen hatte, so forderte er alle, selbst die entferntesten Anverwandten auf, die der Familie angethane Schmach zu rächen. Eine, sich bald sehr weit verzweigende Verschwörung kam nun gegen Ludwig zu Stande, die um so gefährlicher war, da selbst Graf Thibault von Champagne, der mächtigste Graf Frankreichs, daran Theil nahm. Sobald Rochefort durch die eingegangene Bündnisse sich stark genug fühlte, und sich gehörig gerüstet hatte, fing Einer der Verbündeten, Hugo von Pompone, Burgherr von Gournai an der Marne, die feindseligkeiten damit an, daß er vielen,

unter dem Schutze des Königs stehenden Kaufleuten ihre Pferde nahm. Hugo wußte wohl, daß Ludwig diesen Frevel nicht ungestraft lassen würde; aber bevor er dessen Annäherung nur von weitem noch ahnen konnte, stand Ludwig schon an der Marne, erzwang den Uebergang über den Fluß, eroberte die feindlichen Verschanzungen und trieb den Hugo sammt seinen Leuten in die Burg zurück. Die Festigkeit der Burg und besonders deren Lage erlaubten keinen Sturm. Der König fing also an, sie zu belagern, und da er so schnell herbeigekommen war, daß Hugo keine Zeit mehr hatte, die Burg mit Lebensmitteln zu versehen, so stand die Besatzung schon nach wenigen Tagen im Begriff sich zu ergeben; aber nun gelang es dem Grafen von Rochefort, in die Feste einen Boten mit einem Schreiben an den Burgherrn zu bringen, in welchem er demselben meldete, daß ein Ersatzheer in Eilmärschen heranrücke. Wirklich erschien auch schon am zweiten Tage darauf der Graf Thibault von Champagne an der Spitze eines Heeres, weit zahlreicher als jenes des Königes, das blos aus fünfhundert Pferden und einigem Fußvolk bestand. Aber demungeachtet ging Ludwig dem Grafen kühn entgegen, griff ihn an und schlug ihn völlig in die Flucht. Gournai mußt sie jetzt ergeben, und Ludwig belehnte damit die Brüder Garlande *).

5. Dem Grafen Rochefort nahm Ludwig Chevreuse und noch einige andere kleine Plätze, aus denen er un-

*) Dieser Brüder waren es drei, die der König sämmtlich ganz vorzüglich schätzte, sie auf alle Weise zu begünstigen, und wo er nur immer konnte, ihnen Vortheile zu verschaffen suchte. Natürlicher Weise erregte dieß die Eifersucht vieler der übrigen französischen Optimaten am königlichen Hofe; so daß die große Gunst, in welcher die Garlande bei dem Monarchen standen, die Veranlassung mancher kleinen Fehden und inneren Unruhen ward.

aufhörlich, raubend und verheerend, bis in die Umgebungen von Paris zu streifen wagte. Trotz allem Verlust wollte dennoch Rochefort sich dem Könige nicht unterwerfen; und selbst sein Tod, der bald darauf erfolgte, ungefähr um dieselbe Zeit, da auch König Philipp aus der Welt schied, machte diesem Kriege noch kein Ende; denn sein Sohn, Hugo von Creci, Erbe der Kühnheit seines Vaters und dessen Hasses gegen das königliche Haus, setzte die Empörung fort. Odo, Graf von Corbeil, war ein naher Verwandter desselben, aber dem König, seinem Oberherrn, treu geblieben. Hugo suchte ihn auf seine Seite zu ziehen, und da ihm dieses nicht gelang, lud er den Grafen zu einer Jagdparthie ein. Keinen Verrath ahnend kam Odo, aber kaum war er in dem Vorhofe von Hugo's Burg angekommen, als einige Geharnischte aus einem Versteck hervorbrachen, über ihn herfielen, ihn entwaffneten, darauf sogleich nach einer weiter entfernten Burg, nämlich nach La Ferte Baudouin fortführten und dort in einen Kerker warfen. Sobald Ludwig dieses erfuhr, hatte er keine sehnlichere Angelegenheit, als seinen treuen Vasallen aus der Gefangenschaft zu befreien. Glücklicher Weise hatten Ludwigs geheime Späher den Ort ausgekundschaftet, wohin man den Grafen von Corbeil gebracht hatte. In aller Eile zog der König seine Scharen zusammen und kam mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit und, zum größten Erstaunen der Aufrührer, gerade vor der Burg an, vor welcher man ihn am wenigsten erwartet hatte, in der aber sein treuer Diener in Ketten lag. Hugo von Cressi befand sich nicht in der Burg, hatte aber die Vertheidigung derselben einem eben so verschlagenen, als tapfern Ritter übertragen. — Den, aus ungefähr vierzig Rittern bestehenden Vortrab des königlichen Heeres führte Anselm von Garlande. Als dieser vor der Burg ankam, sah er, daß die Zugbrücke niedergelassen war und das große Burgthor offen stand. In der Meinung,

daß dieß blos Folge einer unverzeihlichen Nachläßigkeit der Besatzung wäre, fiel er auf den Gedanken, die Burg jetzt zu überrumpeln und durch einen kühnen Streich sich derselben zu bemächtigen. Ohne alle weitere Ueberlegung, und blos seinem Einfall folgend, sprengte er sogleich mit einigen Rittern über die Zugbrücke; aber kaum war er über dieselbe hinüber, als sie schnell wieder aufrollte und er von einer Menge Feinde angegriffen ward, die er sogar nicht einmal sehen konnte, indem sie in den krummen Schloßgängen und engen Hofräumen versteckt waren, und ihn nun mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen begrüßten. Bald ward Anselm selbst verwundet, hierauf vom Pferde gerissen und in denselben Kerker gebracht, in welchem sein Freund, der Graf von Corbeil, lag. — Ludwig war beinahe untröstlich über das seinem Günstling zugestoßene Unglück. Mit Sturm konnte er die Burg nicht sogleich nehmen; denn die Festungswerke waren in trefflichem Zustande, und die zahlreiche Besatzung leistete tapfern Widerstand. Wie gewöhnlich allen seinen Feinden, war Ludwig auch dem Hugo von Cressi weit früher auf den Hals gekommen, als derselbe vermuthet und sich gehörig gerüstet hatte. Die Festung zu entsetzen war er also außer Stande. Als er aber jetzt gehört hatte, daß einer der drei Brüder Garlande, die er sämmtlich mit tödtlichem Hasse verfolgte, als Gefangener in seiner Burg liege, eilte er mit einigen der kühnsten seiner Leute herbei, um durch Ueberrumpelung irgend eines Postens der Belagerer einen Weg oder Pfad zu gewinnen, auf dem er in seine Burg gelangen könnte; jedoch durchaus nicht in der Absicht, um durch seine Gegenwart den Muth der Besatzung noch mehr zu beleben; sondern blos um seinen glühenden Durst nach Rache mit dem Blute des gefangenen Garlandes zu stillen, und denselben, nach des damaligen rohen Adels, grausamer Art die Gefan-

genen zu behandeln, eines recht qualvollen Todes sterben zu lassen. Aber Hugo ward gleich bei dem ersten Versuche, den er machte und der ihm völlig mißlang, entdeckt. Ein Bruder des Gefangenen, nämlich Wilhelm von Garlande, errieth nun ohne große Anstrengung seines und seiner Brüder boshaften Feindes mörderische Absicht. In der größten Besorgniß für das Leben seines Bruders, ließ er jeden auch noch so schmalen Pfad, der in die Burg führen konnte, besetzen, verstärkte die Posten und sorgte mit verdoppelter Wachsamkeit dafür, daß ja keine Seele, um vielleicht einen Befehl des Burgherrn an den Kommandanten darin zu überbringen, in die Burg kommen konnte. Hugo nahm nun zur List seine Zuflucht, verkleidete sich bald in einen Troubadour, in einen Gaukler, in eine Tänzerin; aber so sinnreich er auch in Erfindung listiger Anschläge seyn mochte, so scheiterten doch alle seine Künste an Wilhelms treuer und reger Bruderliebe. Der König, der jetzt wußte, daß das Leben zweier seiner treuesten Diener in Gefahr stehe, wollte um keinen Preis die Belagerung aufheben, und bald ward nun auch der Befehlshaber in der Burg durch Mangel an Lebensmitteln zur Uebergabe gezwungen. Die beiden edeln Gefangenen, vor wenigen Tagen noch einem grauenvollen Tode so nahe, waren jetzt wieder frei. Aber die Besatzung behandelte Ludwig mit großer, jedoch gerechter Strenge. Alle, die nicht zu den ganz gemeinen Soldaten gehörten, wurden ihres sämmtlichen Vermögens beraubt, und theils zu langjähriger, theils ewiger Kerkerstrafe verurtheilt.

6. Ludwigs ununterbrochenes Waffenglück schreckte die gegen ihn Verbündeten so sehr, daß die meisten die Sache der Familie Rochefort aufgaben, und zur Gnade des Königs ihre Zuflucht nahmen. Dieser beinahe allgemeine Abfall brachte den Hugo zur Ver-

zweiflung; aber vorzüglich fiel sein Zorn auf den Vicomte von Trois, der zuerst abgefallen war, und durch sein Beispiel auch die Andern dazu verleitet hatte. Lange stellte er demselben verrätherisch nach, bekam ihn endlich in seine Gewalt, ließ ihn in Bande legen und von einem Schloß auf das andere herumführen. Selbst gegen ein Lösegeld wollte er seinen Gefangenen nicht freilassen, denn er fürchtete, daß der Vicomte, wenn einmal wieder in Freiheit, sich auf alle Weise zu rächen suchen, und dabei auch noch, auf seine Klage bei dem Könige, von diesem sehr kräftig unterstützt werden würde. Um dieser Besorgnisse los zu werden, ließ Hugo den Vicomte des Nachts im Bette erdrosseln und dessen Leiche aus einem Fenster des Gefängnisses herabstürzen, damit es das Ansehen habe, als hätte der Vicomte einen Versuch zu entfliehen gemacht, wäre aber dabei verunglückt. Diese ruchlose That blieb jedoch nicht lange verborgen. Das Gerücht davon verbreitete sich in der ganzen Gegend. Für alle Barone und Ritter und noch mehr für das gemeine Volk ward Hugo ein Gegenstand des Abscheues. Man verfluchte ihn und floh vor ihm, wie vor einem Gespenste aus der Hölle. Da jedoch Hugo die That standhaft leugnete, so ward er endlich aufgefordert, seine Unschuld durch einen Zweikampf zu beweisen. Aber Hugo's schwer beladenes Gewissen erlaubte demselben nicht, dieses Reinigungsmittel zu ergreifen. Vor den Augen von ganz Frankreich gebrandmarkt und mit Schande und Schmach überhäuft, brachte Hugo, einsam und verlassen, von jedermann geflohen und von den Vorwürfen seines Gewissens unaufhörlich gefoltert, doch noch mehrere Jahre dem Anscheine nach ruhig auf seiner Burg zu. Aber immer unerträglicher ward ihm dieses Leben, und um seiner schon so lange gepeinigten Seele wieder einmal Ruhe zu verschaffen, wählte er endlich den einzigen Weg, der ihm noch offen stand. Er ging nämlich im Jahre 1118

zu dem König, warf sich demselben zu Füßen, bekannte seine Schuld, trat ihm alle seine Besitzungen ab, begab sich hierauf nach Clugny und ward dort ein Mönch. In den geweihten Schatten dieser heiligen Klostermauern verstummten nun nach und nach die ihn bisher so quälenden Vorwürfe seines Gewissens; auch die ihn schon so lange gleich Gespenstern verfolgenden Bilder einer, von ihm mit Greuel- und Frevelthaten besudelten Vergangenheit, fingen ebenfalls an immer mehr und mehr zu verschwinden und Hugo fand endlich in seiner einsamen Klosterzelle wieder jene Seelenruhe, die jeder, auch der größte Sünder, stets finden wird, wenn anders seine Reue nur wahr und aufrichtig ist*).

---

*) Ganz wahr und aufrichtig kann sie jedoch nur dann seyn, wenn sie aus reiner Liebe zu Gott entspringt. Freilich wird im Anfange der Bekehrung eines Sünders dies nie oder nur äußerst selten der Fall seyn. Die erste Veranlassung oder vielmehr der erste mächtige Impuls zur Bekehrung ist stets Furcht vor den Schrecken der Ewigkeit und den strengen Gerichten Gottes. Aber auch diese, obgleich noch so unvollkommene Reue, besonders wenn mit dem Sacramente der Beicht verbunden, ist hinreichend, auf den Sünder höhere Erleuchtung und höhere Gnaden herabzuziehen; bleibt er nun diesen getreu und benutzt dieselben, wie er sie benutzen soll, dann wird er auch nach und nach von Stufe auf Stufe zu jener, durch nichts Fremdartiges getrübten, vollkommen reinen Liebe zu Gott gelangen, die der heilige Geist in die Herzen aufrichtig nach Gott verlangender Menschen ausgießt, alle Furcht und Aengstlichkeit benimmt, alle Fesseln, womit ihn die Welt zu umstricken sucht, zerreißet, mithin den Menschen wahrhaft frei macht. — Ohne vollkommene Liebe zu Gott ist also weder vollkommene wahre Reue, noch vollkommene Freiheit möglich; denn, wie das Evangelium sagt, ist nur der frei, den der Sohn frei macht.

7. So viel auch dem Könige seine aufrührischen Barone jedes Jahr zu schaffen machten, so ward er dadurch doch nicht so ganz gehindert, daß er nicht auch bisweilen an andern, obgleich ihm bei weitem nicht so nahe liegenden Ereignissen einen lebhaften und thätigen Antheil genommen hätte. — Der dem Leser aus der Geschichte des ersten Kreuzzuges bekannte Graf Stephan von Chartres und Blois war bald nach seiner Rückkehr in das heilige Land allda gestorben, und seine hinterlassene Gemahlin Adelhaide, Schwester König Heinrichs von England, hatte die Vormundschaft ihres noch nicht volljährigen Sohnes Theobald übernommen, regierte und verwaltete daher jetzt im Namen desselben die beiden sehr bedeutenden Herrschaften Chartres und Blois *). Diese edle Gräfin erschien in dem Jahre 1111 vor dem Könige und flehete dessen Gerechtigkeit an gegen einen ihrer eigenen Untervasallen, der, uneingedenk der Pflichten eines Lehnmannes, sich unaufhörlich räuberische Einfälle in das Gebiet seines Lehnsherrn erlaube. Der Angeklagte war Hugo, mit dem Beinamen der Schöne, Burgherr von Puiset. Es war ein noch ganz junger Herr, gehörte seinen Besitzungen nach zu den mächtigsten Baronen Frankreichs und hatte erst vor

*) Nach dem, wie der Leser sich erinnern wird, in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts erfolgten Tod des Grafen Eudes, theilte sich das Haus Champagne in zwei Zweige; der ältere erhielt die Grafschaften Chartres, Blois und Tours; die letztere kam jedoch bald darauf an das Haus Anjou; die jüngere bekam die Grafschaften Meaux und Troyes. Wenn man die Besitzungen der ältern und jüngern Linie vereinigte, so waren sie beträchtlicher, als das damalige eigentliche Königreich Frankreich und hatten einen Flächeninhalt von ungefähr acht jetzigen französischen Departementen. — Die Grafen von Chartres und Blois, wie die von Meaux und Troyes fuhren fort, sich Grafen von Champagne zu nennen.

Kurzem die reiche väterliche Erbschaft angetreten, aber damit auch sogleich das Handwerk eines der wildesten, schonungslosesten Straßenräubers begonnen. Die Burg Puiset lag auf der Grenze zwischen den Besitzungen des Königs und jenen der Gräfin, und aus dieser Burg, die er zu einem wahren Raubnest gemacht hatte, streifte er raubend und verheerend oft bis vor die Thore von Chartres. Ludwig beschied beide Partheien auf einen öffentlichen Tag nach Melün. Sobald dieses bekannt ward, eilten auch noch Bischöfe, Aebte und andere Geistlichen, größtentheils aus der Champagne, zum Theil auch aus des Königs Ländern, nach Melün und führten sämmtlich die bittersten Klagen gegen Hugo. Er schone, sagten sie, eben so wenig des Heiligen wie des Gemeinen, plündere Kirchen und Klöster, quäle und brandschatze die Unterthanen auf den Gütern der Kirchen, raube den Zehnten, bemächtige sich sogar willkürlich bedeutender Ländereien, die doch offenbar den Kirchen gehörten, und mache dieselben zu seinem Eigenthum. Auch aus den umliegenden Städten erschienen angesehene Bewohner derselben vor dem Könige und baten ihn fussfällig, die Gegend von diesem furchtbaren adeligen Räuber zu befreien, der allen Verkehr zwischen den Städten und dem platten Lande unterbreche, die Reisenden plündere, die Kaufleute gefänglich mit sich führe, schweres Lösegeld von ihnen erpresse und überhaupt die ganze Gegend weit und breit unsicher mache. — Hugo war, wie es der König vorausgesehen hatte, auf dem öffentlichen Tage in Melün nicht erschienen. Ohne Zeit zu verlieren, setzte sich also Ludwig sogleich wieder an die Spitze seiner Reiterschaaren und rückte vor Puiset. Hier stieß auch der junge Graf Theobald, der vor dieser Feste seine ersten Sporen verdienen sollte, mit seinen Kriegsleuten aus Chartres und Blois zu dem König. — Hugo leistete einen verzweifelten Widerstand. Er be-

wies eine Tapferkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Wo die Gefahr am größten war und der Sturm am heftigsten wüthete, da warf er sich den Stürmenden entgegen. Aber trotz der heldenmäßigen Vertheidigung seiner Burg mußte er endlich dennoch den verdoppelten Anstrengungen des Königes und des jungen Grafen unterliegen. Die Verbündeten drangen in die Festung; Hugo ward Ludwigs Gefangener, in das Gefängniß von Chateau-Landon gebracht und die Burg auf den Befehl des Königes in eine Ruine verwandelt.

8. Hugo's Gefangenschaft war jedoch nicht von sehr langer Dauer. Bald darauf nämlich starb der, in den letzten Zeiten dem Könige stets treu gebliebene Graf Odo von Corbeil, und zwar ohne Kinder zu hinterlassen. Einerseits glaubte nun der König und andererseits der Graf Theobald von Chartres, auf die Grafschaft Corbeil gegründete Ansprüche zu haben. Ludwig wollte, daß die Sache auf dem Wege des Rechts entschieden würde. Er berief also sämmtliche Barone aus der Diöcese Paris nach Moussi und übertrug ihnen die Prüfung der gegenseitigen Ansprüche und deren Entscheidung. Die versammelten Barone erklärten, daß weder dem Könige, noch dem Grafen von Champagne, sondern dem Hugo von Puiset, als dem nächsten Verwandten des Verstorbenen, die reiche Erbschaft gebühre. Diesem Urtheil unterwarf sich der König; trat aber nun auch sogleich mit seinem Gefangenen in Unterhandlung, versprach ihm, ihn nicht nur alsogleich in Freiheit zu setzen, sondern auch alle während der letzten Fehde ihm abgenommenen Besitzungen wieder zurückzugeben, jedoch unter der Bedingung, daß er die Grafschaft Corbeil an die Krone abtreten und die Ruine Puiset sich nie wieder zu einer neuen Festung erheben sollte. Im Gefängnisse versprach Hugo alles, was

der König von ihm verlangte; aber wieder in Freiheit gesetzt, glaubte er um so weniger sich an sein Versprechen gebunden. Er lauerte nur auf einen günstigen Augenblick, um aufs neue mit dem Könige zu brechen. Ganz im Geheimen fing er sogleich an, sich zu rüsten, schloß auch mit dem Grafen Theobald von Chartres, dessen Abneigung gegen Ludwig ihm nicht unbekannt war *), ein geheimes Bündniß; und als in dem darauf folgenden Jahre 1112 Ludwig nach Flandern ging, um mit dieser Grafschaft den jungen Grafen Balduin VII. zu belehnen, fielen beide feindlich in das Gebiet des Königs ein, brandschatzten Kaufleute, die unter dem Schutze des Königs standen, plünderten reiche Bauern, die auf die Märkte benachbarter Städte gehen wollten, und fingen zugleich auch an, die zerstörte Burg Puiset eiligst wieder aufzubauen. Um die Abwesenheit des Königes recht zu benutzen, überfielen sie sogar die der Kirche von St. Denys gehörige Stadt Touri. Aber die braven Dienstleute der Abtei leisteten wackern Widerstand, würden jedoch bald haben unterliegen müssen, wäre ihnen nicht Ludwig, den die Aufrührer immer noch in Flandern glaubten, jetzt plötzlich an der Spitze seiner sieggewohnten Ritterschaaren zu Hülfe gekommen. Die Verbündeten

*) Theobald war gleich nach der Einnahme von Puiset mit Ludwig zerfallen. Er hatte von demselben begehrt, daß die Burg, weil sie auf seiner Grenze lag, und diese mithin decken konnte, ihm übergeben würde. Aber diese Forderung war eben so unvernünftig als ungerecht; denn sie lag eben so gut auch auf der Grenze von Ludwigs Gebiet und konnte, in der Hand eines Andern, diesem ebenfalls dazu dienen, um feindliche Einfälle in das königliche Gebiet zu erleichtern und sogar dazu noch zu ermuntern. Es war ganz der Billigkeit gemäß, daß die Burg zerstört und die Grenze weder des Einen noch des Andern dadurch mehr bedrohet ward.

zogen sich hinter die, obgleich erst zur Hälfte errichteten Festungswerke zurück und erwarteten hier den Angriff des Königes. Ludwig zögerte damit nicht. Das Gefecht war hitzig und blutig. Mit seinem gewöhnlichen Ungestüm drang das kleine königliche Heer immer heftiger in die überall zurückweichende Feinde ein und schon glaubte Ludwig sich des Sieges gewiß, als ein hinter einem Versteck hervorbrechender feindlicher Haufe ihm in die Flanke fiel, während zu gleicher Zeit fünfhundert, dem Grafen von Champagne zu Hülfe geschickte Normänner den König in dem Rücken angriffen und überdieß auch noch drei, mit den Aufrührern in geheimem Bunde stehende Barone, und unter diesen Gui von Rochefort, Hugo's von Cressi Bruder, in eben demselben Augenblicke mit ihren Schaaren herbeikamen. Ludwig ward jetzt zum erstenmale in seinem Leben geschlagen und sein Heer nach allen Richtungen zerstreut. Er selbst, nur von wenigen Rittern begleitet, warf sich in das Kloster von Touri. Schon schmeichelten sich die Aufrührer mit der Hoffnung, den König zum Gefangenen zu machen. Aber an der Spitze der tapfern Dienstleute von St. Denys, deren Muth durch die Gegenwart ihres Königes noch mehr befeuert ward, schlug Ludwig alle ihre Angriffe zurück. Bald sammelten sich nun auch wieder um Ludwig die zerstreuten Reste seines Heeres. Die Edeln und Ritter, die Gefahr ihres Königes ahnend, eilten von allen Seiten herbei, um an der Seite ihres Herrn zu siegen oder zu sterben. Auch die beiden mit dem königlichen Hause verwandten Grafen, Ralph von Vermandois und Drogon von Mouchy, kamen mit ihren Schaaren zur Hülfe des Königes heran, und obgleich die Aufrührer an Zahl ihrer Streitkräfte dem Könige doch noch weit überlegen waren, ging Ludwig demungeachtet sogleich in eine entscheidende Offensive über, machte mehrere glückliche Aus-

fälle und schlug endlich die Feinde bis hinter ihre Verschanzungen von Puiset zurück. Aber gerade in diesem letztern Gefechte ward Graf Theobald gefährlich verwundet. In der zur Hälfte noch in Ruinen liegenden Burg konnte Theobald weder gehörige Pflege, noch heilende Kräuter finden. Er wünschte demnach in sein Land zurückgebracht zu werden. Aber Ludwig hatte alle Ausgänge aus der Burg durch schnell aufgeworfene Erdwälle gesperrt. Um nach Chartres zurückkehren zu können, mußte sich der Graf erst von dem Könige die Erlaubniß dazu erbitten. Diese ward ihm ertheilt, jedoch unter der Bedingung der augenblicklichen Uebergabe von Puiset. Die Aufrührer waren gezwungen, sich den Forderungen Ludwigs zu fügen. Hugo verließ nun seine Burg, die jetzt sogleich dem Könige übergeben und auf dessen Befehl zum zweitenmale und zwar von Grund aus zerstört ward. Obgleich des größten Theils seiner Besitzungen beraubt, setzte dennoch Hugo noch einige Zeit seine Streifereien fort, hatte aber das Glück oder Unglück, den mit so vieler Treue seinem Herrn innigst ergebenen Anselm von Garlande, Ludwigs Liebling, in einem Gefechte zu erschlagen. Alle Hoffnung, von dem Könige einst wieder begnadiget zu werden, war jetzt für ihn verschwunden. Unstät irrte er noch einige Zeit im Lande herum, und da er jetzt in Frankreich alle seine Besitzungen verloren hatte, so entschloß er sich, nach dem fernen Orient zu ziehen, kam jedoch nicht nach Palästina, sondern starb schon auf dem halben Wege dahin, und zwar in der schönsten Blüthe des männlichen Alters, und leider ohne in dem ganzen Bilde seines so schnell dahin geflohenen Lebens auch nur einen einzigen Punkt zu finden, auf den sein erlöschendes Auge ohne Scham und Reue hätte zurückblicken können.

9. Endlich ward Ludwig auch noch in die Streitigkeiten zweier Städte mit ihren theils geistlichen, theils weltlichen Herren verwickelt; wobei er jedoch, weil nicht einer und derselben Richtschnur einer gesunden Staatsklugheit folgend, mit sich selbst in offenbaren Widerspruch gerieth, indem er gerade das, was er in der einen Stadt bekämpfte, in der andern mit allem Nachdruck zu vertheidigen suchte. — Durch Gewerbfleiß, Nüchternheit, Handels- und Fabrikthätigkeit hatten schon in dem Laufe des eilften Jahrhunderts viele Städte in Frankreich einen sehr hohen Grad von Wohlstand erreicht. Wird großer Reichthum auch bisweilen eine Quelle des Uebermuths, der Ueppigkeit und mancher andern Laster, so trägt er auch anderer Seits, besonders unter gewissen Umständen, sehr vieles zu größerer Veredlung der Menschennatur bei. In dem wohlhabend gewordenen französischen Städtebewohner erwachte immer mehr das Gefühl seiner Würde als Mensch und Bürger; aber damit auch zugleich die Liebe zur Freiheit, die jedoch noch weit mehr durch den immer unerträglicher werdenden Druck geweckt ward, unter welchem die Städte von ihren Herren, diesen größtentheils kleinen Tyrannen, gehalten wurden. Schon in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts war es demnach mehreren Städten in Frankreich gelungen, sich zu eigenen, freien Stadtgemeinden (communiones) zu constituiren, die sich selbst regierten, die ihren Herren zu zahlenden Abgaben wie die Zeit ihrer Entrichtung festsetzten, allen übrigen willkührlichen Gelderpressungen ein Ende machten, und innerhalb ihrer Ringmauern und besonders auf den Märkten die durchaus so nothwendige polizeiliche Ordnung aufrecht erhielten. Die Erlaubniß dazu hatten sie von ihren Herren theils mit großen Geldsummen erkauft, theils auch und zwar noch öfters durch Volksaufstände und offene Waffengewalt sich zu ertrotzen gewußt. Ungefähr in dem Jahre

1112 bot sich nun auch den Laonern eine erwünschte Gelegenheit dar, in Laon eine freie Stadtgemeinde zu errichten. — Dem Berichte des Abtes Guibert zufolge herrschte damals in Laon die größte Verwirrung und Unordnung. Weder Leben noch Eigenthum der Einwohner waren gesichert. An eine unpartheiische Justizpflege oder Handhabung bürgerlicher und polizeilicher Gesetze war nicht zu denken. Die Vornehmern und deren Bedienten erlaubten sich die unerhörtesten Gewaltthaten, übten sogar Straßenraub aus, besonders bei nächtlicher Weile, so daß des Nachts niemand mehr aus einem Theil der Stadt in den andern zu gehen es wagen durfte. Um einer, bei noch ferner zunehmendem Unfug, endlich nothwendig eintretenden völligen Auflösung aller staatsbürgerlichen Gesellschaft zuvor zu kommen, ließ der Bischof und dessen Kapitel dem Volke den Antrag machen, daß, wenn es eine gewisse, sehr bedeutende Geldsumme zu bezahlen geneigt seyn würde, es die Erlaubniß zur Errichtung einer Stadtgemeinde erhalten sollte. Eine so günstige Gelegenheit, eine größere Freiheit und gewisse städtische Gerechtsame zu erhalten, wollten die Laoner nicht unbenutzt vorüber gehen lassen; sie zahlten die geforderte Summe; ein förmlicher Vertrag ward darüber geschlossen, dieser hierauf sowohl von dem Bischofe, als auch dem Adel, das heißt, den bischöflichen Dienst- und Lehnsleuten, unterzeichnet und durch viele Eidschwüre von beiden Seiten bekräftiget. Doch damit noch nicht ganz zufrieden, wünschten die Einwohner von Laon, daß ihre ihnen nun ertheilten Freiheiten und Rechte auch durch eine königliche Urkunde möchten bestätiget werden *). Um diese

*) Darin handelten die Bürger von Laon sehr klug; denn eigentlich konnte ohne die Genehmigung des Königs gar keine freie Stadtgemeinde errichtet werden. Es gehörte unstreitig, selbst nach dem damaligen französi-

zu erhalten, zahlten sie an den König vierhundert Mark Silbers, worauf Ludwig die erwünschte königliche Bestätigung ertheilte. Aber nun dauerte es nicht lange, so kamen der Bischof und dessen Adel zu der Einsicht, daß die Errichtung einer freien Stadtgemeinde durchaus nicht in ihrem Interesse läge; sie sannen also auf Mittel, die den Einwohnern gemachten Concessionen wieder zurückzunehmen. Das größte Hinderniß dabei war für sie die, ihrem mit den Laonern geschlossenen Vertrag ertheilte königliche Bestätigung. Diese Schwierigkeit verschwand jedoch mittelst einer Geldsumme von siebenhundert Mark Silbers, die sie dem König auszahlten, worauf dieser es unternahm, die Einwohner

---

schen Feudalrecht, zu den königlichen Prärogativen, den Städten, auch wenn sie nicht in seinem Gebiete lagen, Privilegien und Freiheiten zu ertheilen. Dieses Recht des Monarchen war allgemein anerkannt; aber wer sich mächtig genug dazu fühlte, widersetzte sich der Ausübung desselben; daher auch Ludwig VI. wie dessen Nachfolger Ludwig VII. klug genug waren, die Erlaubniß zur Errichtung freier Stadtgemeinden nur solchen Städten zu ertheilen, von welchen er wußte, daß sie stark genug wären, ihre erhaltenen Freiheiten auch zu behaupten, und zwar nöthigenfalls selbst mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Uebrigens veranlaßte die Errichtung freier Stadtgemeinden, beinahe die ganze erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts hindurch, eine Menge kleiner Kriege, Streitigkeiten und Klagen, bald der Bischöfe und des Adels gegen den Uebermuth der Bürger, bald wieder der Letztern gegen ihre geistlichen und weltlichen Herren, wobei stets die streitenden Theile die Hülfe des Königes anriefen, aber eben dadurch auch nachher dem staatsklugen Abt Suger eine erwünschte Gelegenheit darboten, die Abgaben der Städte, das sogenannte Tallagium, wie auch die Gerichtsgelder der Bischöfe und Aebte nach und nach an sich zu ziehen, und dadurch die königlichen Einkünfte nicht unbedeutend zu vermehren.

Laons, trotz des mit ihnen geschlossenen, von ihnen mit schweren Geldsummen erkauften, und so vielen Eidschwüren bekräftigten Vertrages, dennoch wieder in den vorigen Stand der Knechtschaft herabzudrücken. An der Spitze einer hinreichenden Schaar seiner stets schlagfertigen Haustruppen begab sich Ludwig nach Laon. Die Einwohner, nichts ahnend, öffneten ihm ihre Thore; aber kaum war Ludwig in der Stadt, als eine königliche Ordonanz erschien, kraft welcher nicht nur die den Laonern ertheilte königliche Bestätigungsurkunde wieder zurückgenommen, sondern auch der ganze zwischen der Bürgerschaft und dem Bischofe und dessen adeligen Dienstleuten abgeschlossene Vertrag für null und nichtig erklärt ward. Für die Laoner war dieß ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Alle Gemüther geriethen über diese Ungerechtigkeit in die größte Gährung, die auf einen noch höhern Grad stieg, als die Adeligen jetzt sogleich anfingen, die dem König gegebenen siebenhundert Mark Silbers unter allerlei nichtigem Vorwand von den Bürgern wieder zu erpressen. Den Ausbruch der allgemeinen Unzufriedenheit hielt jedoch für jetzt noch die den König umgebende bewaffnete Macht zurück. Aber kaum hatte Ludwig die Stadt wieder verlassen, als der Einwohner bis dahin nur mit Mühe zurückgehaltene Wuth in einen furchtbaren Aufstand ausbrach. Der Bischof ward ermordet und der größte Theil der ihm zu Hülfe eilenden adeligen Dienstleute erschlagen. Während des wüthenden Kampfes kam in einem Hause Feuer aus; schnell verbreiteten sich die Flammen und in wenigen Stunden lagen mehrere der schönsten Gebäude der Stadt in Asche. Jetzt kamen die Einwohner zur Besinnung; sie erschracken vor ihrem eigenen Werke, liefen auseinander und verkrochen sich in ihren Wohnungen. Diese plötzliche Muthlosigkeit der Bürger benutzten die Bauern aus der umliegenden Gegend. Unter dem Vorwande, dem

Bischofs zu Hülfe zu kommen, waren sie herangezogen, drangen aber nun in die Stadt und da sie diese ohne Vertheidigung fanden, fingen sie an dieselbe zu plündern und gingen erst nach gemachter reicher Beute wieder nach Hause. — Die besonnensten und wohlhabendsten Einwohner faßten doch bald wieder Muth, und wohl einsehend, daß sie jetzt nicht bloß gegen die Geistlichkeit und den Adel ihrer Stadt, sondern auch selbst gegen den König würden zu kämpfen haben, begaben sie sich unter den Schutz eines sehr mächtigen, dabei äußerst kühnen Barons, nämlich des Thomas von Marne, höchst würdigen Sohnes Engherrands von Couci, eines der verruchtesten und fluchwürdigsten kleinen Tyrannen von ganz Frankreich.

10. Aber um dieselbe Zeit hatten auch die Einwohner von Amiens angefangen, sich zu einer freien Stadtgemeinde zu vereinigen. Die Stadt hatte einen geistlichen und weltlichen Herrn, nämlich den Bischof und den Vicomte von Amiens. Beide hatten den Einwohnern die Erlaubniß dazu ertheilt und die königliche Bestätigung ward um so leichter erhalten, da Amiens nicht zu den Domänen des Königes gehörte *). Aber

*) Der König hatte eigentlich nur fünf Städte, nämlich Paris, Orleans, Etampes, Melün und Compiegne. Alles dazwischen liegende Land war in den Händen der unruhigen, unaufhörlich im Aufruhr begriffenen Hausvasallen. Die königlichen Einkünfte bestanden also größtentheils in dem, was die Städte eintrugen. Aus diesem Grunde konnte er sie also unmöglich emancipiren; aber dafür ertheilte er ihnen viele, den Handel und das Fabrikwesen wie alle andern Zweige des bürgerlichen Gewerbfleißes belebende und begünstigende Privilegien, wodurch die Einwohner der königlichen Städte in Verbindung mit Ludwigs milder und gerechter Regierung zusehends zu immer größerm Wohlstand gelangten. Erst später, als die königlichen Do-

Engherrand von Couci führte ebenfalls den Titel eines Grafen von Amiens, und da er darin einen großen, sehr festen Thurm hatte, in dem er stets eine zahlreiche Besatzung unterhielt, so betrachtete er sich als unbeschränkten Gebieter der Stadt. Sowohl seiner wilden, ausgelassenen Sitten, als auch seiner Grausamkeit wegen war er jedoch ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, und gerade um sich gegen seine Gewaltthätigkeiten zu schützen, hatten die Bürger ihren Verein gebildet. Diesen wollte er nun durchaus wieder zerstören und da die Einwohner sich jetzt noch zum Widerstand zu schwach fühlten, so riefen sie Engherrands Sohn, den Thomas von Marne, der seit einiger Zeit mit seinem Vater zerfallen war, zu Hülfe. Unverzüglich zog Thomas gegen Amiens; aber vor dem Thore kam ihm schon der Vater entgegen; beide söhnten sich mit einander aus, und verbanden sich nun zur gemeinschaftlichen Unterdrückung der Bürger von Amiens. Die Gefahr, der sich jetzt diese ausgesetzt sahen, anstatt sie zu schrecken, erhöhete nur noch ihren Muth; sie schlossen sich noch enger an einander an, sandten Abgeordnete an den König und klagten vor demselben gegen ihre beiden Unterdrücker. — In diesem Zwist der Stadt Amiens mit der mächtigen Familie Couci sahen die Umgebungen des Königes eine schon in vollen Aehren stehende Ernte reicher Geschenke, und da wirklich die Einwohner von Amiens zu jedem und den größten Opfern bereit waren, so ward Ludwig um so leichter bewogen, sich der bedrängten Stadt anzunehmen, als er selbst sich von Thomas von Marne schon dadurch beleidiget fühlte, daß derselbe die Vertheidigung der Stadtgemeinde von Laon übernommen hatte.

---

männen sich schon sehr vermehrt hatten, schenkten die nachherigen Könige auch manchen von ihren Städten die Freiheit.

Endlich war Thomas von Marne, der Schrecken der ganzen Picardie, erst unlängst auf einem zu Beauvais gehaltenen Concilium seiner vielen an Klöstern und Kirchen begangenen Räubereien wegen verdammt und aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen worden *).

*) Von diesem Thomas von Marne entwirft der Abt Guibert in seiner Geschichte von Frankreich ein Bild, demzufolge jener mit einem Menschen durchaus nichts als bloß dessen äußere Gestalt gemein hatte. Zu einem der furchtbarsten, gänzlich vollendeten Tyrannen hatte Thomas, wie Guibert erzählt, alle nur mögliche Anlagen, die er auch schnell und daher schon sehr frühzeitig zu einer Schauder erregenden Kunstfertigkeit sich ausbildeten. Durch Plünderung der Reisenden, der Pilger und besonders der Kaufleute, und durch Beraubung der Klöster und Kirchen raffte er ungeheure Schätze zusammen, während er zu gleicher Zeit durch eine Reihe blutschänderischer Ehen mit reichen Erbinnen sein Gebiet immer mehr erweiterte. Seiner unersättlichen Habsucht kam nur seine wahrhaft thierische Grausamkeit gleich. In den Qualen seiner Nebenmenschen fand er seine größte Belustigung. Verbrecher, die das Gesetz zum Tode verurtheilte, ließ er daher nicht auf die gewöhnliche, eingeführte Weise hinrichten, sondern durch die grausamsten Qualen zu Tode martern. Die Fleischer, sagt Guibert, obwohl das Handwerk, welches sie treiben, nothwendig auch ihr Mitleidsgefühl nach und nach völlig abstumpfen muß, zeigen doch noch weit mehr Mitleiden mit dem Vieh, das sie schlachten, als Thomas mit den Menschen, die er dem Tode geweihet hatte. Um von seinen Gefangenen ungeheures Lösegeld zu erpressen, ließ er sie an den empfindlichsten Theilen des Körpers aufhangen, oder bisweilen sie auch fest binden, auf die Erde legen und mit Brettern und Steinen bedecken, worauf er alsdann selbst noch herumspazierte oder andere darauf herumgehen ließ, damit die Unglücklichen, die darunter lagen, nur noch mehr zusammengetreten und zusammengestoßen wurden. Unter dieser ausgesuchten Qual hatten sogar einige schon den Geist aufgegeben. (*Guibertus*, Ab. de Novigento; hist. de France T. XII. p. 260.

Bisher hatte Ludwig stets einen besondern Ruhm darin gesucht, sich überall als einen Beschützer der Kirchen und unermüdeten Vertheidiger ihrer Besitzungen und Gerechtsamen zu erweisen; und da jetzt die Bitten und Klagen der gesammten Geistlichkeit der Provinz Picardie sich mit jenen der Stadt Amiens vereinten, so entschloß sich Ludwig, diesen allgemein verabscheuten Räuber so zu demüthigen, daß er ferner nicht mehr im Stande seyn würde, die öffentliche Ruhe und Sicherheit im Lande zu stören. — Thomas von Marne wagte es nicht, dem Könige im offenen Felde die Spitze zu bieten; er verließ sich auf die Festigkeit seiner Burgen, in die er sich einschloß *). Aber diese wurden nun, eine nach der andern, von Ludwig belagert und erobert. Einige andere, wie z. B. die feste Burg Nogent, ergab sich freiwillig an den König **). Marne entschloß sich endlich, dem König ein Treffen zu liefern, ward aber geschlagen und in dem Gefechte schwer verwundet. Jetzt fing er an einzusehen, daß er in diesem Kriege Gefahr laufe, am Ende alle seine Besitzungen zu verlieren und es daher nothwendig sey, bei Zeiten noch zu der Gnade des Königs seine Zu-

*) Die Frechheit des Thomas von Marne beruhete vorzüglich auf der Burg von Mantaigu in der Picardie, in dessen Besitz er ebenfalls wieder durch eine Heirath gekommen war, und die man ihrer Lage und festen Werke wegen für unbezwingbar hielt.

**) In der Burg Nogent fand der König einige, wahrscheinlich ganz vorzüglich berüchtigte Genossen der Räubereien und Gewaltthaten des Thomas. Da die Burgleute nicht capitulirt, sondern gleich bei der Annäherung des Königs demselben das Burgthor geöffnet hatten, so glaubte sich Ludwig auch an keine Bedingungen gebunden und ließ daher jene Bösewichter, die längst schon den Tod mochten verdient haben, ohne weiteres hinrichten.

flucht zu nehmen. Da er, weil schwer verwundet, nicht selbst vor demselben erscheinen konnte, so sandte er einen Waffenherold und liess dem König entbieten: Er sey bereit, sich ihm zu unterwerfen, ihm als seinem Oberherrn in allem zu gehorchen, daher auch die Stadtgemeinde von Amiens nicht im mindesten mehr zu belästigen. Aber nun stellten der Bischof und die Einwohner dieser Stadt dem Könige vor, daß, wenn Marne in dem Besitze des Thurms bliebe, er bei der geringsten Veranlassung sich neue Gewaltthätigkeit erlauben und überhaupt alsdann an keine Sicherheit für sie zu denken seyn würde. Ludwig forderte daher vor allem entweder die Uebergabe oder unverzügliche Schleifung dieses, die Sicherheit der Stadt wie die Freiheit ihrer Einwohner unaufhörlich bedrohenden feindlichen Bollwerks. Dazu wollte sich jedoch Marne durchaus nicht verstehen; da aber den Einwohnern keine Geldopfer zu schwer waren, sobald sie dadurch ihre Freiheit erkaufen konnten, so setzten sie den König in den Stand, die Belagerung des Thurms sogleich zu beginnen. Aber Thomas von Marne befand sich selbst in der Feste, und die Besatzung, die den Zorn ihres wilden und grausamen Herrn weit mehr als die Pfeile und Lanzen der Belagerer fürchtete, leistete einen verzweifelten Widerstand. Die Belagerung zog sich also sehr in die Länge und erst im folgenden Jahre, nachdem Ludwig selbst bei einem Angriff war verwundet worden, gelang es ihm, den Thurm zu erstürmen. Dieser ward nun den Einwohnern von Amiens übergeben, und so verderblich er in den Händen der Familie Couci bisher für die Sicherheit der Stadt war, eben so vieles trug er jetzt zu desto größerer Befestigung der neu gegründeten freien Stadtgemeinde bei (1117). — In diesem, ein paar Jahre dauernden Kriege, hatte König Ludwig für zwei einander unmittelbar entgegengesetzte oder vielmehr sich gegenseitig aufhebende Zwecke gekämpft, an den Ufern

der Commune für städtische Freiheit, an jenen der Krone für deren Unterdrückung. — Um nicht noch einmal auf ein Ungeheuer wie Thomas von Marne zurückkommen zu müssen, wollen wir dessen schaudervolles Ende gleich jetzt unsern Lesern berichten. — Die Familie Couci war von jeher dem königlichen Hause abhold gewesen, und ihre Vertreibung aus Amiens nicht dazu geeignet, ihr bessere und loyalere Gesinnungen einzuflößen. Indessen hielt jedoch Thomas sich jetzt eine kurze Zeit ruhig, fing aber bald darauf schon wieder an, sein ehemaliges Räuberhandwerk zu treiben, plünderte die Reisenden, erpreßte von den Kaufleuten, die er auffangen und in die unterirdischen Gefängnisse auf seiner Burg bringen ließ, ungeheure Summen, beraubte bisweilen auch wieder Kirchen und Klöster, und ward auf das neue der Schrecken der ganzen Provinz. Er trieb den Unfug endlich so weit, daß in dem Jahre 1130 die Einwohner sammt der Geistlichkeit der Picardie abermals gegen ihn bei dem König Klage führten, und den Monarchen fußfällig baten, sie von der Tyrannei dieses, alle göttlichen wie menschlichen Gesetze mit Füßen tretenden Tyrannen zu befreien. Ludwig zog also jetzt wieder gegen den Wütherich und belagerte ihn in seinem Stammschloß Couci *). Die Burg war ungemein fest, mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen im Ueberfluß versehen und hatte eine zahlreiche Besatzung. Es war vorauszusehen, daß die Belagerung derselben, und zwar ohne eines erwünschten Erfolges versichert zu seyn, einen ungemeinen Aufwand an Zeit, Menschen und Geld erfordern würde.

---

*) Das meiste hatte der Graf von Vermandois dazu beigetragen, den König zu diesem Feldzuge zu bewegen. Er wollte gerechte Rache an Thomas nehmen, der unlängst einen Bruder des Grafen hatte ermorden lassen.

7*

Sämmtliche Umgebungen des Königs riethen ihm daher, von dem gefahrvollen Unternehmen abzulassen. Aber mit Unwillen verwarf Ludwig diesen Rath. Es wäre, sagte er, eine Herabwürdigung der königlichen Majestät, und man würde sie zu einem Gegenstande des Gespöttes machen, wenn man aus Furcht vor diesem verworfenen Menschen ein schon angefangenes Unternehmen wieder aufgeben wollte *). Das Kriegsglück krönte die Standhaftigkeit des Königs. Thomas wagte einen Ausfall, aber dieser mißlang; er selbst ward von dem Grafen Ralph von Vermandois gefährlich verwundet und zum Gefangenen gemacht. Die Wunde des Thomas war tödtlich, keine Rettung mehr möglich. Um so zuversichtlicher glaubte jetzt Ludwig den, der nun schon so nahe an der furchtbaren Pforte der Ewigkeit stünde, bewegen zu können, seine Gefangenen auf der Burg in Freiheit zu setzen. Aber alle Vorstellungen des Königes, selbst dessen Bitten und Drohungen blieben fruchtlos. Jeder Regung des Mitleids und der Barmherzigkeit blieb die Brust des Unmenschen verschlossen, und als hierauf seine Gemahlin mit der Erlaubniß des Königes aus der Burg zu ihm kam, äußerte er sich, daß der Verlust seines Lebens ihn bei weitem nicht so sehr schmerze, als daß seine Herrschaft über die Elenden, die er auf der Burg in Banden hielt, jetzt aufhöre. Es waren größtentheils Kaufleute, und Thomas hatte bisher eine ganz besonders angenehme Unterhaltung darin gefunden, sie täglich auf mancherlei verschiedene Weise zu quälen, um sie dadurch zur Herbeischaffung des von ihm geforderten, kaum zu erschwingenden Lösegeldes zu zwingen, und der Gedanke, daß ihm dieser Raub nicht gelungen sey, war es, was ihn jetzt, obgleich das geöffnete Grab ihn schon anklaffte,

*) «Vilesceret merito regiae Majestatis magnificentia, si scelerati hominis formidine refugi derideremur.» —

doch noch immer ausschließlich beschäftigte und mit Unmuth ihn erfüllte. Eben so verschmähete der verstockte Sünder anfänglich auch alle ihm dargebotenen Tröstungen der Religion. Auf die Ermahnungen und das inständige Bitten der ihn umgebenden Geistlichkeit willigte er endlich ein, die heiligen Sterbesacramente zu empfangen. Aber gerade diese große Gnade ward jetzt, weil die Zeit göttlicher Langmuth und Erbarmung vorüber war, dem unbußfertigen Sünder, wie der Abt Suger erzählt, von Gott sichtbar entzogen; denn als die heilige Eucharistie in das Gemach, in welchem er lag, gebracht ward, und er den Kopf von seinem Sterbelager erheben wollte, sank er plötzlich wieder zurück und verschied sogleich in demselben Augenblicke, ohne das heilige Sacrament, dieses göttliche Unterpfand künftiger Begnadigung, empfangen zu haben *). — Die Gemahlin des Verstorbenen bat nun den König um Frieden, setzte alle Gefangenen auf der Burg in Freiheit, und bezahlte eine sehr bedeutende Summe Geldes als Entschädigung für die von dem König bei dieser Expedition aufgewandten Unkosten, worauf Ludwig die Belagerung sogleich aufhob und nach Paris zurückkehrte. — Die Einwohner der Picardie konnten nun wieder frei athmen, die Landleute ihre Erzeugnisse mit Sicherheit in die Städte bringen und die Kaufleute eben so

*) Cumque jam plagarum dolere gravissimo pene ad mortem constrictus, a multis etiam confiteri et viaticum suscipere rogaretur, vix concessit. Cům autem corpus Domini manu sacerdotis, in eam quam miser inhabitabat cameram, de portatum esset; sicut si ipse Dominus Jesus miserrimum vas hominis minime poenitentis nullo modo ingredi sustineret, mox ut nequam ille collum erexit, illico confractum retorsit, et spiritum deterrimum, divinae expers Eucharistiae exhalavit. (*Suger*, de vit. Ludov. Gross. p. 56. Histoire de la France T. XII.

ficher ihre Waaren in dem Lande herumführen. Beinahe wäre jedoch diese Ruhe bald wieder auf das neue gestört worden. Thomas ältester Sohn, Engherrad von Couci, hatte große Lust, das lange Zeit so gewinnreiche Handwerk seines Vaters fortzusetzen. Aber Ludwig kam ihm schnell auf den Hals und belagerte ihn in seinem Schloß La-Fere. Die Burg war jedoch ungemein fest und Ludwig durfte nicht viel Zeit vor derselben verlieren, denn weit wichtigere Ereignisse in der Normandie riefen ihn an die andere Grenze seiner Staaten. Er hob also die Belagerung sehr bald wieder auf. Da aber der junge Engherrad wirklich manche gute natürliche Anlagen verrieth, so hoffte Ludwig, indem er das Ehrgefühl des Jünglings zu wecken suchte, ihn durch gelinde Mittel auf bessere Wege zu bringen. Er ließ ihm daher die Hand der Tochter eines seiner Verwandten, nämlich des Grafen Ralph von Vermandois anbieten. Engherrad, im höchsten Grade geschmeichelt durch den Antrag einer Verbindung, die ihn zu einem, obgleich ziemlich entfernten Gliede der königlichen Familie machte, eilte zu dem Könige, warf sich demselben zu Füßen, gelobte Gehorsam, erhielt hierauf die Tochter des Grafen zur Gemahlin und blieb von jetzt an stets dem Interesse des königlichen Hauses treu. — Endlich hatte Ludwig auch noch den Verdruß, gegen einen seiner ehemaligen Günstlinge, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, die Waffen ergreifen zu müssen. Dieser Undankbare war Stephan von Garlande, Kanzler des Königreiches. Seine beiden ältern Brüder waren in dem Dienste des Königes getödtet worden. Beide hatten, Einer nach dem Andern, das Amt und den Titel eines Seneschalls von Frankreich geführt. Nach ihrem Tode erhielt nun auch deren jüngster Bruder Stephan durch die königliche Gnade dieselbe hohe Würde, die bekanntlich von jeher ein Gegenstand des Verlangens selbst der mächtigsten Kron-

vasallen war. Aber Stephan gehörte der Kirche an; er war Archidiacon der Cathedrale von Paris. Das Amt eines Kanzlers des Königes vertrug sich zwar sehr gut mit Stephans geistlicher Würde, aber nicht so das Amt eines Seneschalls, dessen Verrichtungen mit jenen eines Archidiacons unvereinbar waren. Das Unschickliche der Verbindung zweier ganz incompatibeln Aemter in einer und derselben Person ward jedoch nicht gleich bemerkt, und erst, nachdem Stephan schon mehrere Jahre alle Funktionen jenes Hofamtes versehen hatte, ward die Sache in Anregung gebracht. Als Stephan sah, daß er die Seneschallswürde niederlegen müßte, übertrug er sie, ohne den König darum zu befragen, an den Grafen Amalrich von Montfort, Grafen von Evreux, welcher mit der Tochter eines seiner verstorbenen Brüder vermählt war. Der König, mit Recht darüber aufgebracht, daß man über ein von dem Staate völlig unabhängiges Amt, über eine Beamtenstelle in seinem eigenen Hause ganz nach Willkühr, wie über ein Erbgut, zu verfügen sich erkühne, wollte nun durchaus den Amalrich in dem usurpirten Besitze jener Würde nicht dulden, und da dieser mit Gewalt sich darin zu behaupten suchte und in Verbindung mit Garlande, der noch überdieß sogar von dem König von England im Geheimen unterstützt ward, sich Streifereien in das königliche Gebiet erlaubte, so zog Ludwig gegen sie und belagerte Beide in der Burg Livry. Ludwig betrieb die Belagerung mit solcher Hitze, daß er selbst dabei an der Hand verwundet ward, und der Graf von Vermandois ein Auge verlor. Die Burg ward jedoch erobert und auf Befehl des Königes dem Erdboden gleich gemacht. Garlande und der Graf von Evreux hatten kurz zuvor, ehe die Königlichen in die Burg eindrangen, Mittel gefunden zu entfliehen. Ludwig würde den Krieg fortgesetzt und Beide noch schärfer gezüchtigt haben, hätten nicht Garlande

und dessen Neffe es für rathsamer gefunden, sich ohne weiters dem Könige zu unterwerfen; und Ludwig, dessen ehemaliges Wohlwollen gegen die Familie Garlande noch nicht völlig erloschen war, verzieh Beiden, erlaubte ihnen auch, wie früher, wieder an seinem Hofe zu erscheinen. Die vorige Gunst schenkte zwar Ludwig dem Undankbaren nicht wieder, ließ ihm jedoch nie auch nur die mindeste Wirkung einer königlichen Ungnade fühlen.

IV.

Ludwigs Kriege mit König Heinrich I. von England.

1. In der Regierungsgeschichte Ludwigs VI. beginnt jetzt eine neue Periode, und der Entwickelung seiner politischen wie kriegerischen Thätigkeit eröffnet sich ein größerer, aber auch gefahrvollerer Schauplatz. — Zu spät fingen Ludwig und dessen Räthe endlich an einzusehen, wie unklug es gewesen, den Vergrößerungsplanen Heinrichs von England sich nicht gleich im Anfange mit allem Nachdruck zu widersetzen, im Gegentheil ruhig und unbekümmert zuzusehen, wie Heinrich immer mehr Anhänger in der Normandie gewann, die Abtretung fester Schlösser und ganzer Städte von seinem Bruder erzwang, diesen endlich gefangen nach England führte, die ganze Normandie an sich riß, sie mit der Krone von England vereinte, hierauf den Herzog Conon von Bretagne zwang, ihm als seinem Oberherrn zu huldigen, und nun auch Ansprüche auf die Grafschaft Maine geltend zu machen suchte. Mit Heinrichs Macht stand jene Ludwigs in gar keinem Verhältniß mehr; und was war jetzt nicht noch für die Zukunft von dem Ehrgeize eines so thätigen, schlauen und größtentheils von dem Glücke begünstigten Prinzen, wie Heinrich, zu befürchten, der nun nicht mehr bloß an den Grenzen, sondern beinahe schon in

dem Herzen Frankreichs stand? Das ganze westliche Frankreich hatte jetzt keine andere Politik zu befolgen, als entweder dem Könige von England sich anzuschließen, oder demselben kräftigen Widerstand zu leisten, dessen fernere Fortschritte bei Zeiten zu hemmen, und vor Allem die Normandie, da jetzt Heinrichs Herrschaft darin noch nichts weniger als sehr befestigt war, ihm wieder zu entreissen, und für immer von der Krone Englands zu trennen. Aber dazu war Ludwig allein viel zu schwach. Das Einzige, was er demnach thun konnte, war bloß, ein solches Ereigniß einstweilen mit Klugheit vorzubereiten, dessen Möglichkeit von weitem einzuleiten und vorzüglich durch zweckmäßige Bündnisse sich so zu verstärken, daß er endlich im Stande seyn würde, seinem übermüthigen Gegner die Spitze zu bieten.

2. Unter den Baronen in der Normandie gab es mehrere, und unter diesen gerade die mächtigsten und kühnsten, die über die Vereinigung der Normandie mit England im höchsten Grade unzufrieden waren, sich einen eigenen Herzog wünschten, zum Theil auch noch große Anhänglichkeit an ihr altes Regentenhaus hatten *). Mit diesen ließ sich Ludwig in geheime Ver-

*) Diese bildeten zwar die Mehrzahl; indessen gab es aber auch doch noch ziemlich viele, in deren Privatinteresse die Vereinigung beider Länder unter einem und demselben Beherrscher lag. In diese Klasse gehörten alle jene, die sowohl in England wie in der Normandie Lehen und Güter besaßen. Blieben nun England und die Normandie von einander getrennt, so sahen sie sich bei jedem zwischen den beiden Staaten ausbrechenden Kriege in ihren Besitzungen bedrohet; denn hielten sie sich zu dem Könige von England, so verloren sie ihre Lehen und Güter in der Normandie, und schlugen sie sich zu der Parthei des Herzogs von

bindungen ein und nährte, durch die wiederholte Zusage seines Beistandes und seiner kräftigen Unterstützung, sowohl ihren Wunsch wie ihre Hoffnung, sich von dem englischen Joch zu befreien. Aber eben dieselbe Taktik befolgte auch Heinrich gegen den König in Frankreich. Jeder von Ludwigs unruhigen Hausvasallen, der sich gegen seinen Herrn empörte, ward stets von Heinrich noch mehr dazu ermuntert und zugleich auch mit Geld sehr reichlich dabei unterstützt. Auch von den mächtigern Kronvasallen suchte Heinrich einige für sein Interesse zu gewinnen, was ihm jedoch — nur mit Ausnahme des Grafen Theobald von Chartres und Blois, der sein ganzes Leben hindurch in seiner feindlichen Stellung gegen Ludwig beharrte, daher sich auch immer noch enger mit England verband — durchaus mißlang. Zwar hatte Heinrich mit Robert, Grafen von Flandern, einen sehr merkwürdigen Vertrag geschlossen. Mittels einer jährlichen Pension von vierhundert Mark Silbers, welche Robert von Heinrich erhielt, war der Graf, obgleich ein Vasall Frankreichs, ein Lehnsmann Heinrichs geworden und hatte diesen als seinen Lehnsherrn anerkannt, dabei auch sich verbindlich gemacht, den Lehndienst bei Heinrich, wenn dazu aufgefordert, jedesmal mit fünfhundert Rittern zu verrichten, jedoch jenseits des Meeres nur auf vierzehn Tage, auf dem Continent aber vier Wochen lang. Dieses sonderbare Lehnsverhältniß Roberts zu Heinrich war offenbar bloß gegen Ludwig gerichtet. Dieser Vertrag ward jedoch nachher wieder aufgehoben. Die Grafen von Flandern nämlich waren, wie man sich erinnern wird, unaufhörlich in

der Normandie, so waren alle ihre Besitzungen in England, Lehen wie Patrimonialgut, für sie unwiederbringlich verloren. Natürlicher Weise mußte bei diesen deren eigenem, persönlichen Interesse das Wohl ihres Vaterlandes nachstehen.

Streitigkeiten und Fehden mit den deutschen Kaisern verwickelt und Robert hatte dabei stets bedeutende Geldhülfe von Heinrich erhalten. Als dieser aber seine Tochter Mathilde dem Kaiser Heinrich V. zur Gemahlin gab, mußte Robert nothwendig den König von England als einen Bundesgenossen des deutschen Kaisers betrachten, fiel daher von ihm ab und kündigte ihm den Lehnsdienst auf, schloß sich aber dafür jetzt nur desto fester an den König von Frankreich an. — Auch an dem Grafen von Anjou und Tourraine, Fulko V., gewann Ludwig einen mächtigen Bundesgenossen. Dieser war mit Ermengarde, der einzigen Tochter und Erbin Eli's de La-Fleche, vermählt. Eli hatte mit Hülfe der Einwohner von Maine sich zum Herrn der Grafschaft Maine gemacht und sie von der Herrschaft der Normänner befreit *). Während seines Le-

*) Wilhelm der Eroberer hatte, kurz bevor ehe er die Eroberung Englands unternahm, sich auch der Grafschaft Maine bemächtiget, und zwar, wie man sich erinnern wird, nicht auf eine sehr ehrenvolle Weise; zuerst zufolge eines unnatürlichen Testaments, das eine jüngere Schwester zum Nachtheil der ältern zur Erbin der Grafschaft einsetzte; und endlich, da er mit diesem Testament nicht ausreichte, durch Gift, welches er dem Grafen von Pontoise, dem rechtmäßigen Erben, der mit der ältern Schwester vermählt war und dem die Einwohner der Grafschaft mit Freuden schon gehuldiget hatten, reichen ließ. Unter dem Vorwande, mit ihnen friedlich zu unterhandeln, hatte Wilhelm den Grafen und dessen Gemahlin zu sich nach Falaise eingeladen. Gleich am ersten Tage ihrer Ankunft speisten sie des Abends mit Wilhelm, und die Folgen dieses freundschaftlichen Nachtmahls waren, daß schon in der gleich darauf folgenden Nacht der Graf wie die Gräfin zu leben aufhörten. Die Einwohner von Maine, geschreckt durch den gewaltsamen Tod ihres Grafen, und also jetzt ohne Oberhaupt und Anführer, waren nun gezwungen, ihren Nacken unter Wil-

bens mußte Eli diesfalls manchen harten Kampf beste-
hen, wußte aber immer sich in dem Besitze der Grafschaft

---

helms eisernem Joche zu beugen. Ihre Unzufriedenheit brach jedoch in öftere Empörungen aus, die aber, so lange Wilhelm lebte, stets zum Nachtheil der Unglücklichen, die ihre Fesseln hatten zerbrechen wollen, sich endigten. Erst nach Wilhelms Tod machten die Einwohner von Maine einen neuen Versuch, sich von der normännischen Herrschaft zu befreien, der ihnen unter Roberts, Wilhelms ältesten Sohnes, matter und kraftloser Regierung, die er unbekümmert seinen unwürdigen Günstlingen gänzlich überließ, auch vollkommen gelang. Sie riefen nämlich den Hugo von Este in ihr Land, und proclamirten ihn zum regierenden Herrn der Grafschaft. Dieser Hugo war der dritte Sohn des Markgrafen Albert von Azzo und der Garisende, einer Schwester der Gemahlin des von Wilhelm mit Gift aus dem Wege geräumten Grafen von Pontoise. Aber Hugo, obgleich der Sprosse einer Heldenfamilie, war derselben dennoch völlig unwürdig. Durch seine Weichlichkeit und weibische Sitten fiel er bei den kriegerischen Einwohnern von Maine bald in die größte Verachtung; zudem auch noch der Sprache des Landes unkundig und zu kraftlos, die Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten seiner neuen Unterthanen sich anzueignen, verlor er das Zutrauen derselben so sehr, daß sie schon auf Mittel sannen, ihn wieder aus ihrem Lande zu entfernen. Aber mit Hugo war auch ein naher Anverwandter desselben, nämlich Eli de La-Fleche, Sohn einer jüngern Schwester der Garisende, nach Maine gekommen. Als dieser jetzt sah, daß sein Vetter sich nicht in der Grafschaft würde behaupten können, bot er demselben zehntausend Goldsou an, wenn er ihm dafür alle seine Rechte auf Maine abtreten wollte. Der ohnehin furchtsame und nun von Eli noch mehr eingeschüchterte Hugo genehmigte mit Freuden diesen Vorschlag, kehrte auch, sobald er die Kaufsumme erhalten hatte, sogleich wieder nach Italien zurück, worauf Eli von den Einwohnern, deren Liebe und Achtung er durch seinen offenen Charakter und sein kriegerisches Wesen sich erworben hatte, zum souverainen Herrn der Grafschaft ausgerufen ward.

zu behaupten. Nach seinem Tode vereinte nun Fulko, als Gemahl der einzigen Erbin des Verstorbenen, auch die Grafschaft Maine mit seinen übrigen Besitzungen. Da aber Fulko wohl wußte, daß Heinrich die, obgleich ungegründeten Ansprüche der Herzoge von der Normandie auf die Grafschaft Maine nicht fallen lassen, sondern bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit sie geltend zu machen suchen würde, so erblickte er in demselben schon einen künftigen Feind, und schloß daher gegen denselben auf jeden Fall ein förmliches Bündniß mit Ludwig. — So gerüstet standen beide Könige einige Zeit einander feindlich gegenüber. Jeder kannte die Gesinnungen wie die Bestrebungen des Andern, daher auch jeder mit scheelsüchtigem, lauerndem Blicke die Schritte des Andern beobachtete. Zwar suchten Beide den Krieg zu vermeiden; aber bei ihren so vielfach getheilten und so feindlich sich durchkreuzenden Interessen war dieß nicht lange möglich, und so ward nun bald die auf der Grenze der Gebiete beider Monarchen liegende Feste Gisors zwar nicht die Ursache, aber doch die erste Veranlassung zu einem förmlichen Bruch zwischen Ludwig und Heinrich.

3. Das feste Schloß Gisors lag an der Epte, einem Fluß, der damals die Grenzscheide zwischen dem königlichen Frankreich und einem Theil der Normandie machte *). Die Burg gehörte einem ganz mindermäch-

---

*) Der That nach bestand damals eigentlich ein vierfaches Frankreich. Erstens das königliche, das, wie wir schon bemerkten, ungefähr den vierundzwanzigsten Theil des heutigen Frankreichs ausmachte. Die darin liegenden, dem König unmittelbar gehörenden Städte sind dem Leser schon bekannt. Zweitens ein kaiserliches Frankreich (Francia Imperialis), nämlich Burgund und die Provence, was man bisher auch bisweilen das Königreich Arelat nannte. Diese

tigen Baron, Namens Pagan, und längst schon hätte Ludwig, besonders während der Unruhen in der Nor-

---

Länder gehörten dem deutschen Kaiser und waren Reichslehen. Aber während des langen, alle bis dahin bestandene Ordnung umwälzenden Investiturstreites, hatten alle großen und kleinen Vasallen in diesen Ländern sich völlig unabhängig gemacht und erkannten weder den Kaiser, noch den König von Frankreich für ihren Lehnsherrn, und als endlich die Grafen von Barcelona und Toulouse sich in die Provence theilten, ward weder von dem Einen noch dem Andern die Bestätigung des Kaisers nachgesucht. — Drittens ein englisches Frankreich, nämlich die Normandie und das Herzogthum Bretagne, wozu nun bald auch die Grafschaft Maine, und unter Ludwigs VI. Nachfolger noch weit größere Länder, nämlich Gujenne, Poitou, Angoumois u. a. kamen, und jenes so furchtbar ward, daß es das ganze westliche Frankreich zu verschlingen drohete. Endlich fing um diese Zeit sich auch ein spanisches Frankreich zu bilden an. Dieses bestand aus den Gebieten einer Menge Herren, die unter dem Titel von Fürsten, Grafen und Baronen längs der Pyrenäen herrschten. Es begriff ferner ganz Languedoc und erstreckte sich westwärts von dem Meere von Gascogne bis an die Ufer der Rhone; endlich kam auch noch der an dem Meere gelegene Theil der Provence hinzu. Die Bedeutendsten unter diesen vielen Herren waren die Grafen von Toulouse, von Foix, von Cominges, die Prinzen von Bearn, die Grafen von Carcassonne, von Narbonne, von Rhodez und die Herren von Montpellier. Alle diese Herren und deren Länder waren jetzt Frankreich völlig fremd geworden, und die einzige schwache Spur ihrer ehemaligen Verbindung mit diesem Reiche war bloß, daß dort in den öffentlichen Urkunden noch bisweilen die Regierungsjahre der französischen Könige angemerkt wurden. Uebrigens waren auch die Hoffnungen, wie der Ehrgeiz und die Aufmerksamkeit aller dieser kleinen Souveraine ausschließlich auf Spanien gerichtet, an dessen Schicksal sie ungleich lebhaftern Antheil nahmen, als an dem, was in Frankreich geschah; und

mandie, sich durch Kauf oder Tausch in den Besitz dieser Burg setzen können. Aber eine, auf eine noch in weiter Ferne liegende Zukunft sich erstreckende Vorsicht war, wie es scheint, nicht gerade die Sache Ludwigs. Als jedoch Heinrich, nach der Hinwegführung seines Bruders Robert in die Gefangenschaft nach England, Herr von der Normandie geworden war, gewann auch Gisors in den Augen des französischen Königes eine höhere Bedeutsamkeit. Jetzt wünschte Ludwig Herr von dieser Feste zu seyn. Aber denselben Wunsch hatte auch Heinrich; und da keiner von Beiden seinen Wunsch hätte in Erfüllung bringen können, ohne zugleich das Interesse des Andern tief zu verwunden, so kamen Beide mit einander überein, daß der gegenwärtige Besitzer, der Baron Pagan, sich gegen sie verpflichten sollte, weder Franzosen noch Normänner als Besatzung in seine Burg aufzunehmen, und ferner, daß, wenn durch irgend ein Ereigniß die Burg in die Hände

---

sehr oft verherrlichte ihre zahlreiche Gegenwart den Glanz der Höfe von Arragonien und Castilien, und spanische Geschichtschreiber berichten sogar, daß alle französische Grafen und Herren aus ganz Aquitanien, Languedoc und einem Theile der Provence Alphons dem Achten, der den Titel eines Kaisers von Spanien sich beigelegt hatte, in Saragossa gehuldigt hätten, wovon jedoch mehrere aus dieser Zeit auf uns gekommene Urkunden gerade das Gegentheil bezeugen. — Daß es der Geschichte des so sehr zersplitterten, auseinander gerissenen und durch die große Verschiedenheit politischer Interessen getheilten Frankreichs an der doch so nothwendigen Einheit durchaus gebrechen muß, und daß es für den Geschichtschreiber unendlich schwer ist, einen Standpunkt zu finden, aus welchem der Zustand, die Verfassung und die Ereignisse dieser zahllosen Ländertheile auch nur in ihren äußersten Umrissen überschaut werden können, dieß wird gewiß jeder unserer Leser von selbst einsehen.

eines der beiden Könige käme, dieser gehalten seyn sollte, alle Festungswerke derselben binnen vierzig Tage zu schleifen. — Aber an einen Vertrag, der seinem Interesse zuwider war, hielt sich Heinrich nie sehr gebunden; und schon in dem folgenden Jahre wußte er, theils durch Drohungen, theils durch Versprechung großer Entschädigungen den Baron Pagan zu bewegen, ihm die Burg zu übergeben. Sobald Ludwig das hörte, sandte er an Heinrich, ließ ihn an den wegen Gisors abgeschlossenen Vertrag erinnern, und bestand auf der augenblicklichen Schleifung aller Festungswerke der Burg. Dazu war jedoch Heinrich nicht geneigt. Ludwig zog also mit seinem kleinen Heere an die Epte. Ihn begleiteten auf diesem Zuge sehr viele der Großen seines Reiches, selbst einige der mächtigern Kronvasallen, wie z. B. der Herzog von Burgund und Graf Robert von Flandern. In einer Versammlung sämmtlicher ihn begleitenden Grafen und Herren erklärte Ludwig, daß er die Entscheidung seines Streites mit dem Könige von England ihrem Ausspruche überlasse, und dieser ging nun einstimmig dahin, daß der Zwist der beiden Könige durch einen gerichtlichen Zweikampf müsse entschieden werden, worauf Ludwig sich sogar erbot, in eigener Person mit seinem Gegner zu kämpfen. Ein Waffenherold ward nun in das normännische Lager geschickt, der die Entscheidung der französischen Großen dem Könige von England kund machte und zugleich auch ihn, im Namen Ludwigs, zu einem Zweikampf mit demselben herausforderte. Aber scherzend und höhnisch wies Heinrich alle diese Anträge des Königes wie der französischen Großen von sich zurück. Er sehe nicht ein, sagte er, warum er den Besitz einer Sache, die er schon in Händen habe, noch einmal von der Entscheidung eines Zufalles sollte abhängig machen. Beide Heere blieben nun noch einige Zeit an der Epte stehen, schaueten einander an und sandten sich täglich

Schmähungen und Drohungen über den Fluß hinüber und wieder herüber. Endlich brachen beide Monarchen aus ihren Lägern auf und zogen mit ihren Scharen wieder nach Hause. Aber damit war der Krieg noch nicht geendiget, ward jedoch nur matt und schläfrig fortgeführt. Er bestand blos in gegenseitigen Streifereien, die bald die Normänner in das französische, bald wieder die Franzosen in das normännische Gebiet machten, wobei aber die Gegend diesseits wie jenseits des Flusses mit Feuer und Schwert schrecklich verheert ward und niemand mehr zu bedauern war, als die unglücklichen Bewohner der beiden Ufern der Epte. Diese zu keinem Resultate führenden Feindseligkeiten dauerten beinahe zwei Jahre. Endlich erbarmten sich beide Monarchen ihrer unglücklichen Unterthanen. Heinrich und Ludwig kamen in Gisors zusammen und hier kam nun ein Friede zu Stande, dem zufolge die Burg Gisors dem Prinzen Wilhelm, dem Sohne des Königs von England, als ein französisches Lehen gegeben ward. Wirklich begab sich auch dieser Prinz bald darauf nach Paris und huldigte dem französischen Könige für das von ihm erhaltene Lehen.

4. Der Friede von Gisors war jedoch nicht von langer Dauer, denn schon im folgenden Jahre finden wir Franzosen und Normänner, die sich wieder an der Grenze der Normandie herumschlagen. Die Veranlassung zu dieser neuen Schilderhebung ist unbekannt; wahrscheinlich war es der junge Graf Theobald, der diesen Krieg herbeiführte *). Ludwig war diesmal

*) Theobalds Mutter, wie man sich erinnern wird, war eine Schwester Heinrichs von England, blieb aber dennoch stets eine treue Freundin Ludwigs; aber um so fester schloß sich ihr Sohn seinem Onkel an. Der unbesonnene junge Fürst glaubte durch Schwächung

nicht glücklich. Bei Meaux ward er von dem Grafen geschlagen, und was seinen Verlust noch um Vieles erhöhete, war der Tod seines treuen Allürten, des Grafen Robert von Flandern, der im Gewühle der Schlacht vom Pferde stürzte und von der feindlichen Reiterei so zertreten ward, daß er gleich am folgenden Tage starb. Die verlorne Schlacht bei Meaux war beinahe für alle Barone in Isle-de-France das Signal zur Empörung. Sie verbanden sich mit dem Könige von England und dem Grafen von Chartres, streiften in das königliche Gebiet und trugen den Greuel der Verwüstung bis in das Herz der königlichen Erbländer. Als innere, in England ausgebrochene Unruhen Heinrich nöthigten, dahin zurückzukehren, wurden die Feindseligkeiten auf dem Continent auf einige Zeit unterbrochen. Aber die Abwesenheit des Königes von England hielten die unzufriedenen normännischen Barone für den günstigen, längst schon ersehnten Augenblick, das englische Joch abzuwerfen und mit Waffengewalt die Freilassung ihres Herzoges von Heinrich zu erzwingen. Der kühnste und unternehmendste unter diesen war Robert von Belesme. Die Härte und Grausamkeit seines Charakters hatten ihn zwar allgemein verhaßt, aber seine Tapferkeit und sein kühner, kriegerischer Geist ihn eben daher nur desto furchtbarer gemacht. Auf die erste Kunde von einer aufrührerischen Bewegung in der Normandie eilte Heinrich sogleich zurück. Seine so schnelle, ganz unerwartete Ankunft zerstörte alle Pläne der empörten Vasallen. Sie waren noch nichts weniger als vollkommen gerüstet, zu ihrem weitaussehenden Unternehmen noch lange nicht gehörig vorbereitet. Heinrich

---

der königlichen Macht seine eigene zu vermehren. Da bald darauf die zweite Linie seines Hauses erlosch, so bekam er die ganze Champagne und ward nun für Ludwig ein noch desto gefährlicherer Gegner.

griff sie unverzüglich an, zerstreuete überall ihre Schaaren, trieb den Grafen von Anjou, der den Baronen zu Hülfe gekommen war, und mit seinem Heere schon die Grenzen der Normandie überschritten hatte, wieder zurück, und zwang den Robert, sich in seine Grafschaft Belesme zurückzuziehen, die, obgleich ein Lehen von den Herzogen der Normandie, doch nicht in dem Herzogthum, sondern auf französischem Boden lag. — Indessen wünschte doch Ludwig den Frieden. Während des Krieges ward nur gar zu oft alle Verbindung zwischen Paris, Orleans und den übrigen königlichen Städten, zum größten Nachtheil der gewerbfleißigen Einwohner, gänzlich unterbrochen. Diesem außersocialem Zustande wollte Ludwig ein Ende machen, und ordnete daher den Robert von Belesme als seinen Gesandten mit Friedensvorschlägen an König Heinrich. Aber diesem gefiel es, in Belesme bloß einen aufrührischen Vasallen und durchaus nicht einen Botschafter des Königes von Frankreich zu erblicken. Gegen alles Völkerrecht, das selbst bei den wildesten Völkern die Person eines Gesandten heiliget, ließ also Heinrich den Belesme verhaften, vor den Gerichtshof der Pairs in England stellen und zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe verurtheilen. Eine so unerhörte, dem französischen Könige in der Person seines Gesandten zugefügte Beleidigung, diese schnöde Mißachtung Ludwigs königlicher Würde, mußte nothwendig denselben auf das höchste erbittern, und er würde, statt den Frieden zu verlangen, den Krieg nur mit noch weit größerer Anstrengung fortgesetzt haben, hätte ihn nicht zu gleicher Zeit ein nicht minderer Unfall betroffen. Graf Fulko von Anjou nämlich fiel von ihm ab und trat auf die Seite des Königs von England. Heinrich hatte einige Hofleute des Grafen in sein Interesse zu ziehen gewußt, und durch sie eine persönliche Zusammenkunft mit dem Grafen einleiten lassen. Diese hatte

nun gleich nach der Verhaftung Belesme in der Gegend von Alençon Statt. Da Heinrich einen so mächtigen Alliirten dem Könige von Frankreich um jeden Preis entziehen wollte, so eröffnete er jetzt dem Grafen die Aussicht auf eine, für dessen Tochter ungemein glänzende Aussicht; er äußerte sich nämlich, wie er gesonnen sey, dieselbe mit seinem ältesten Sohne Wilhelm, dem vermuthlichen Erben der Krone von England, zu vermählen. Dem Glanze seines Hauses und dem Glücke seiner Tochter glaubte Fulko jedes andere politische Interesse unterordnen zu müssen. Er kündigte also dem Könige Ludwig auf *), huldigte für die Grafschaft Maine dem Könige von England und erkannte

*) Nach dem damals in Frankreich herrschenden und den Franzosen eigenen Feudalrecht, war jeder Vasall dieses gegen seinen Lehnsherrn zu thun gewissermaßen berechtiget. Ganz kühn und unbesorgt konnte er vor seinen Herrn treten, und nachdem er demselben die Ursachen seiner Unzufriedenheit bekannt gemacht hatte, ihm den Gehorsam und Vasallendienst aufkündigen. Der König, wie der Abt Suger berichtet, durfte ihn nicht verhaften, sondern mußte ihn frei wieder auf seine Burg zurückkehren lassen. Aber dann hatte auch seinerseits der König das Recht, den Abgefallenen mit Waffengewalt wieder zur Unterwerfung zu zwingen, dessen Burgen, wenn er sie erobern konnte, zu zerstören, sie auch einem Andern zu geben, oder mit seinen eigenen Domänen zu vereinigen. — Als der normännische Baron Rinald von Bailleul gegen seinen Lehnsherrn, den König Heinrich von England, gegründete Beschwerden zu haben glaubte, daher sich an den Hof desselben begab und um Abhülfe bat, der König aber diese verweigerte, kündigte er ihm den Gehorsam auf und schwur ihm förmlich ab; worauf Heinrich zu ihm sagte: „Frei bist Du an meinen Hof gekommen, frei sollst Du auch wieder zurückkehren; aber bald werde ich machen, daß es Dich schmerzhaft gereuen soll, die mir schuldige Treue jetzt gebrochen zu haben.“ — (Order. Vital. Lib. XII.)

dienen für seinen Oberherrn. — Ludwig hatte nun in kurzer Zeit seine zwei mächtigsten und treuesten Bundesgenossen verloren, den Grafen Robert von Flandern in der Schlacht bei Meaux, und jetzt den Grafen von Anjou. Den Krieg fortzusetzen war unmöglich, besonders da der Uebertritt Fulko's dem Heinrich ein entscheidendes Uebergewicht würde gegeben haben. Der Friede war demnach für Ludwig dringendes Bedürfniß. Er begab sich daher abermals zu Heinrich nach Gisors, wo nun ein neuer Friede geschlossen ward, für Frankreich zwar nicht sehr ehrenvoll, aber doch auch nicht schimpflich. Ludwig mußte die Bretagne und die Grafschaft Maine als Lehen des Königes von England anerkennen, auch die Grafschaft Belesme an Heinrich überlassen *). Alle gegenseitig während des Krieges gemachten Eroberungen wurden zurückgegeben, und Ludwigs aufrührischen Barone, wie auch jene in der Normandie in den Frieden mit eingeschlossen.

5. Seitdem man an dem französischen Hofe den noch zu Lebzeiten König Philipps gemachten Vorschlag einer Vermählung Ludwigs mit Luciane von Rochefort wieder hatte fallen lassen, hatte auch Ludwig im Cölibat gelebt. Jetzt aber, da der mit England geschlossene Pacificationsvertrag ihm einige Ruhe gönnte, dachte er ernstlich daran, sich zu vermählen. Die,

*) Daran kehrten sich jedoch die Einwohner der Grafschaft nicht. Die Stadt Belesme mußte Heinrich förmlich belagern, und bei dem hartnäckigen Widerstand, den er hier fand, würde die Belagerung sich sehr in die Länge gezogen haben, hätten nicht die Belesmer einen Ausfall gemacht und, von den Normännern zurückgetrieben, sich in solcher Unordnung und Verwirrung zurückgezogen, daß Heinrichs Soldaten zugleich mit ihnen durch die Thore in die Stadt drangen.

welche er zu seiner künftigen Gemahlin wählte, hieß Adelhaide und war eine Tochter Humberts II. und die Schwester Amadäus III., Grafen von Maurienne. Diese waren Lehnsträger von dem Königreiche Provence, mithin die deutschen Kaiser ihre Oberherren *). Mit Frankreich war das Haus Savoyen bisher in keiner Verbindung gestanden, und politische Combinationen konnten nicht wohl Ludwigs Motive bei dieser Verbindung gewesen seyn. Wahrscheinlich war es die ihm von den Verdiensten der schönen Fürstentochter gemachte, ungemein anziehende Beschreibung, die ihn bei dieser Wahl leitete. Wirklich geben uns auch gleichzeitige Geschichtschreiber sehr hohe Begriffe von dem Geiste, dem Verstande und besonders von der Frömmigkeit dieser Königin. Eben so sehr wird auch die ungemeine Sorgfalt gerühmt, mit der sie nachher ihre Kinder erzog und deren zartes Alter pflegte. Jeden Morgen wie jeden Abend ließ sie dieselben zu sich kommen und unterrichtete sie selbst in dem Christenthum und in allen Pflichten und Tugenden eines wahren Christen. Ludwig liebte sie mit der größten Zärtlichkeit, und um dem ganzen Reiche einen öffentlichen Beweis der Liebe und hohen Achtung zu geben, die er für seine Gemahlin fühlte, befahl er, daß — was bisher noch nie unter einem seiner Vorfahren geschehen war — allen öffentlichen Urkunden und Verordnungen nicht nur seine Regierungsjahre, sondern auch die Krönungsjahre der Königin, seiner Gemahlin, sollten beigefügt werden **).

*) Bald darauf ertheilte Kaiser Heinrich V. dem Amadäus den Titel eines Grafen von Savoyen. Dieses Haus, das durch seine Besitzungen die Alpenpässe beherrschte, hatte dem Kaiser schon wesentliche Dienste geleistet, stand daher auch an dessen Hofe in großem Ansehen.

**) *Mabillon*, de re diplom. p. 240; — ferner: Nouv. Traité de Diplom. T. V. p. 830.

6. Der kurze Friede ward schon nach zwei Jahren durch einen noch weit mörderischen Krieg wieder abgelößt. Die Veranlassung dazu gab abermals Graf Theobald von Chartres. Auf seinem Zuge gegen Thomas von Marne hatte den König Ludwig auch der Graf Wilhelm von Nevers, einer der mächtigern Baronen Frankreichs, begleitet. Als dieser nach beendigter Expedition wieder nach Hause gehen wollte und sein Weg ihn durch das Gebiet des Grafen von Chartres und Blois führte, ward er von demselben völkerwiderrechtlich gefänglich angehalten, auch aller Bemühungen Ludwigs ungeachtet nicht wieder frei gegeben. Ludwig fühlte sich überzeugt, daß der Graf von Chartres hierin blos in Folge einer geheimen, von seinem Onkel, dem König Heinrich, erhaltenen Instruction handle. Die Gefangenschaft Nevers, eines dem königlichen Hause so treuen Vasallen, schmerzte Ludwig im höchsten Grade, besonders da derselbe sich sein Unglück im Dienste des Königes zugezogen hatte. Voraussehend, daß weder selbst die gebieterischsten Forderungen der Gerechtigkeit, noch irgend eine Rücksicht auf die dadurch so sehr beleidigte königliche Würde die Freilassung des gefangenen Grafen bewirken würden, entschloß sich Ludwig, mit Waffengewalt sie von dem Onkel und dem Neffen zu erzwingen. Aber an diesem, wie an dem Herzog von Bretagne, seinem getreuen Lehnsmann, hatte Heinrich zwei sehr mächtige Stützen. Ludwig sah ein, daß er ebenfalls durch Bündnisse sich verstärken müsse. Fest zu ihm hielt zwar schon der mächtige Graf Balduin VII. von Flandern; aber auch den noch mächtigern Grafen von Anjou wünschte Ludwig für sein Interesse zu gewinnen. Der Graf hatte die, vor zwei Jahren ihm zugesagte Königstochter noch nicht erhalten, auch war seit einiger Zeit zwischen ihm und König Heinrich eine merkbare Kälte eingetreten. Ein zufälliger, kaum zu erwartender Umstand trug Vieles dazu

bei, daß Ludwigs Wunsch jetzt schnell in Erfüllung ging. Der Graf von Anjou hatte nämlich seit einiger Zeit sich in den Kopf gesetzt, daß die Würde eines Großseneschalls von Frankreich von jeher lehnsweise mit der Grafschaft Anjou verbunden gewesen sey. Diese Würde suchte er nun wieder an sein Haus zu bringen, und hatte so eben einen seiner Barone, Namens Hugo von Cleris, um mit Ludwig diesfalls zu unterhandeln, an den Hof desselben gesandt. Je unbegreiflicher es war, daß ein Graf von Anjou, dessen Territorialmacht jener Ludwigs gleich war, eine so große Wichtigkeit in ein solches Gesuch setzen konnte, desto willkommener war dasselbe jetzt dem Könige. Ludwig ließ dem Grafen durch dessen Gesandten, den Baron Hugo von Crelis, sagen, daß er bereit sey, ihm und seinem Hause die nachgesuchte Würde zu übertragen, jedoch unter der Bedingung, daß er sich mit ihm gegen Heinrich von England und dessen Neffen, den Grafen von Chartres, verbinde. Der Graf ging diese Bedingung sogleich ein. Unverzüglich eilte er an den Hof des Königes; Ludwig ernannte ihn zum Großseneschall von Frankreich, erklärte diese Würde für erblich in dem Hause Anjou; der damalige Seneschall aus der Familie der Garlande mußte dem Grafen als seinem nunmehrigen Obern huldigen, und dieser war nun Ludwigs Verbündeter gegen Heinrich von England und dessen sämmtlichen Bundesgenossen *).

*) Der oben erwähnte Baron Hugo von Cleris hat in seinen Denkwürdigkeiten uns einen umständlichen Bericht über die diesfalls zwischen dem Könige und dem Grafen von Anjou stattgefundene Conferenz hinterlassen. Man findet denselben bei *Du-Chesne* T. IV.*)

*) Hugonis de Cleriis militis Andegavensis Fulconis comitis ad Ludovicum VI. regem Legati Commentarius de Majoratu et Senescalciae Franciae, Andegavorum olim comitibus haereditaria.

und auch bei *Velly*, hist. de Fr. T. III. — Da dieser Bericht sowohl über die Würde eines Großseneschalls, als auch über dessen Amtsverrichtungen und persönlichen Verhältnisse zu dem Könige und den übrigen großen Hofbeamten sehr willkommene Aufschlüsse ertheilt, zudem auch einen kleinen Beitrag zu der Geschichte der damaligen Hofsitte — was man heutzutage Etiquette nennt — liefert, so glaubten wir, unsern Lesern ebenfalls das Wesentlichste davon hier mittheilen zu müssen.

„Wenn der Graf von Anjou als Großseneschall an den Hof des Herrn Königs kommen will, so ertheilt der Seneschall den königlichen Marschällen den Auftrag, dem Großseneschall eine Wohnung zu zubereiten. Wenn der Graf endlich ankommt, so muß der Seneschall ihm entgegen kommen, ihn in die für ihn bereitete Wohnung führen, und hierauf die Ankunft desselben dem Könige melden. Wenn die Audienz des Großseneschalls bei dem Könige geendigt ist, muß der Seneschall ihn wieder in seine Wohnung zurückbegleiten. — Wenn der König an einem der großen Feste des Jahres, mit der Krone auf dem Haupte und allen königlichen Insignien geschmückt, öffentlich speiset, muß der Seneschall dafür sorgen, daß der Sitz des Großseneschalls mit einem reich gestickten Teppich bedeckt wird. — Sobald das erste Gericht aufgetragen wird, steht der Großseneschall auf, nimmt von dem Seneschall das Gericht und stellt es auf die Tafel vor den König und die Königin. Dasselbe geschieht auch bei allen übrigen Gerichten. — Nach aufgehobener Tafel besteigt der Großseneschall ein Bataillenpferd, und reitet in Begleitung des Seneschalls nach seiner Wohnung zurück. Dieses Pferd schenkt er dem königlichen Mundkoch, den Mantel aber, den er bei der Ceremonie getragen, dem Hausmeister des Königes. Hierauf schickt der Hofbäcker dem Großseneschall zwei Brode und eine Maaß Wein, und der Mundkoch ein Stück Fleisch und eine Flasche Wein; denn dieß ist die Lieferung, zu welcher der Seneschall an diesem Tage, als Vasall des Großseneschalls, verpflichtet ist. Dieser übergibt hierauf die Lieferung dem Seneschall mit dem Befehle, sie unter Aussätzige zu vertheilen. —

Wenn der Großseneschall mit der Armee des Königs zu Felde zieht, so muß der Seneschall für ihn ein Zelt verfertigen lassen, unter welchem hundert Ritter hinreichenden Raum haben, ferner muß er für ihn ein Lastpferd, Stricke, Pfähle, einen Reiter und zwei Fußgänger halten. Ist der König selbst bei dem Heere gegenwärtig, so führt der Großseneschall den Vortrab, und bei dem Rückmarsch den Nachtrab; und was ihm dabei auch begegnen mag, so darf der König ihm diesfalls keinen Verweis geben. — Wenn der Großseneschall Gericht hält, so kann das von ihm gefällte Urtheil nicht mehr umgestoßen werden. Erhebt sich über einen von einem königlichen Gerichtshofe erlassenen Spruch ein Streit, so kann der König die Entscheidung desselben dem Großseneschall übertragen; kann dieser alsdann nicht selbst kommen, so werden ihm die Acten zugesandt, und von seiner Entscheidung kann nicht mehr appellirt werden." — — Aus diesem ergibt sich so ziemlich deutlich, daß ein Großseneschall am Hofe des Königs so viel als ein Obersthofmeister, im Kriege aber als ein Connetable von Frankreich, und im Justizwesen als ein ehemaliger Comes Palatini war.

7. Durch den Beitritt des Grafen von Anjou fühlte sich Ludwig jetzt stark genug, seinem übermächtigen Gegner die Spitze zu bieten, kündigte daher demselben den Krieg an, und erklärte sich öffentlich zum Beschützer des von Heinrich unterdrückten und seines väterlichen Erbes so grausam beraubten jungen Wilhelms Clito, dessen Sache er zu der seinigen zu machen entschlossen sey. Wilhelm war der einzige Sohn des von seinem Bruder Heinrich jetzt in der Gefangenschaft gehaltenen Herzogs Robert von der Normandie. Es war ein ungemein liebenswürdiger, mit den schönsten Naturanlagen ausgerüsteter und durch seine ritterlichen Tugenden zu den größten Hoffnungen berechtigender Jüngling, der auch um so mehr die Theilnahme selbst der Nachwelt verdient, da er gleich von dem ersten Augenblicke an, als sein Auge sich dem Licht der Sonne

öffnete, beinahe ununterbrochen von einem unerbittlichen Schicksal grausam verfolgt ward. Noch ein Kind in den Windeln, ward ihm schon seine Mutter Sybilla durch Gift entrissen. Der zarten mütterlichen Pflege auf immer beraubt, ward er bald darauf auch eine vaterlose Waise, als nämlich Heinrich, Wilhelms Vater, nach der für denselben so unglücklichen Schlacht bei Tynchebrai gefangen genommen, seines Herzogthums beraubt, und ihn ohne Hoffnung, die Normandie je wieder zu sehen, auf ein festes Schloß nach England hatte bringen lassen. — Um die über das harte Loos ihres bisherigen Herzoges tief trauernden Bewohner der Normandie nicht allzu sehr gegen sich zu reizen, und durch die Hoffnung, daß sie ihre für jetzt verlorne Selbstständigkeit doch zu seiner Zeit wieder erhalten würden, einstweilen noch zu täuschen, ließ Heinrich den kleinen Wilhelm in der Normandie und übergab ihn zu seiner Erziehung dem Helin von Saint-Sens, einem durchaus braven und rechtschaffenen normännischen Baron. Aber es dauerte nicht lange, so reuete Heinrich schon wieder seine zur Schau gestellte Großmuth. Er konnte sich unmöglich ein Geheimniß daraus machen, daß Wilhelm ein ungleich gegründeteres Recht, als er, nicht bloß auf die Normandie, sondern selbst auf die Krone von England habe, da ja sein Vater Robert des Heinrichs älterer Bruder war. In der Besorgniß, daß Wilhelm, wenn in Jahren weiter vorgerückt, seine Rechte würde geltend zu machen suchen, und er dazu ganz gewiß von seinen, nämlich Heinrichs, Feinden noch mehr ermuntert und unterstützt werden würde, sandte er Befehl nach der Normandie, den noch ganz zarten fürstlichen Knaben zu ihm nach England zu bringen; doch davon erhielt Wilhelms treuer Pflegevater, der ehrliche Helin, bei Zeiten Kunde, und floh, ohne einen Augenblick zu verlieren, mit dem ihm anvertrauten kostbaren Unterpfande nach Frankreich, verlor aber dafür

alle seine in der Normandie liegenden Güter, die der gegen ihn jetzt erzürnte Heinrich zum Besten des Fiscus einziehen ließ. Aber gerade Wilhelms jetziger Aufenthalt in Frankreich vermehrte die Besorgnisse seines hartherzigen Oheims. Dieser sandte nun öfters geheime Emissäre nach Frankreich, die seinen Neffen entweder heimlich entführen, oder wenn dieses unmöglich wäre, aus dem Wege räumen sollten. Doch alle Bemühungen Heinrichs und alle Schlauheit und geheime Ränke seiner Ausgesandten scheiterten stets an der unermüdeten Wachsamkeit des treuen Helin; aber in großer Armuth, unter manchen Entbehrungen und in steter Furcht vor den Nachstellungen Heinrichs ward Wilhelm in Frankreich groß gezogen. — Als er endlich zum Jüngling gereift war, reißte er an mehrere europäische Höfe. Ueberall erregte er Unwillen gegen seinen harten Oheim, der ihm seine Länder so ungerechter Weise vorenthielt; aber auch überall bestand die Theilnahme, die er fand, bloß in einem ganz sterilen Mitleiden. Von Jedermann verlassen, kehrte Wilhelm Clito wieder nach Frankreich zurück, und hatte jetzt schon alle Hoffnung auf die Hülfe einer fremden Macht aufgegeben, als plötzlich Ludwig, weil er es unter den gegenwärtigen Umständen seinem Interesse für angemessen fand, sich Wilhelms Clito annahm, ihn für den rechtmäßigen Herzog der Normandie anerkannte, und mit gewaffneter Hand in sein väterliches Erbe einzuführen einen Versuch machte.

8. Auf drei verschiedenen Punkten griffen Ludwigs Verbündeten Heinrichs Staaten an. Durch die Landschaft Vexin rückte Ludwig in die Normandie ein; der Graf von Anjou von Maine aus auf der Seite von Alençon, und Graf Balduin von Flandern drang auf der nördlichen Seite ein. Auch die mißvergnügten normännischen Barone, die bisher bloß aus Zwang dem Heinrich

Unterwerfung geheuchelt hatten, warfen jetzt die Maske ab, erklärten sich für Wilhelm Clito und riefen ihn zum Herzog der Normandie aus. Zu gleicher Zeit ward jetzt auch eine selbst an dem Hofe Heinrichs gegen dessen Leben gerichtete Verschwörung entdeckt. Mit ihrer Entdeckung hörte sie freilich sogleich auf gefährlich zu seyn; aber sie ließ in Heinrich einen Stachel des Mißtrauens und des Argwohns zurück, der nun unaufhörlich an seinem Herzen nagte, so daß er lange Zeit nie mehr als höchstens zwei Nächte in einem und demselben Gemach schlief. — Während nun Ludwig und der Graf von Anjou sich mehrerer festen Burgen bemächtigten, und Graf Amalrich von Montfort, früher ein Gegner Ludwigs, jetzt aber ein Verbündeter desselben, die Grafschaft Evreux eroberte*), rückte Balduin immer weiter vor, nahm von jeder Stadt oder Burg, die ihm ihre Thore öffnete oder deren Oeffnung er erzwang, im Namen des Herzogs Wilhelm Clito Besitz. Wo er Widerstand fand, wüthete er mit Feuer und Schwert. Gerne wäre Heinrich dem herannahenden, alles verheerenden Feinde entgegen gerückt; aber eine Schlacht hätte er jetzt bloß mit seinen Engländern und Bretagnern wagen dürfen; mit diesen hatte er jedoch alle seine festen Städte, Burgen und Schlösser besetzt, und würde er sie aus denselben herausgezogen haben, so hätte er eine bloß aus Normännern bestehende Besatzung hinein werfen müssen; aber zu diesen hatte er alles Zutrauen verloren. Er bezweifelte mit Recht deren Treue, und

*) Die Grafschaft Evreux hatte früher dem Hause Montfort gehört. Graf Amalrich forderte sie von Heinrich zurück, und als er sie von demselben nicht erhielt, schloß er sich dem französischen Könige an, in der Hoffnung, jetzt, wo Heinrich von so mächtigen Feinden angegriffen ward, die verlorne Grafschaft wieder für sein Haus zu gewinnen.

mußte befürchten, daß sie nicht nur zu dem Feinde übergehen, sondern auch alle ihnen anvertraute Plätze dem Wilhelm Clito übergeben würden. Heinrich selbst hielt sich in seiner Hauptstadt Rouen eingeschlossen. Als er aber von den Thürmen dieser Stadt herab die weit und breit in dem Lande sich erhebenden Rauchsäulen brennender Flecken, Dörfer und Höfe erblickte, entflammte er in gerechten Zorn, und in einer leidenschaftlichen Aufwallung desselben ließ er dem Grafen von Flandern drohen, daß, wenn er von seinen Verheerungen nicht ablasse, er über ihn herfallen und bis nach Brügge zurückjagen werde. Höhnisch ließ Balduin ihm zurücksagen: er wolle ihm den Weg dahin ersparen und sogleich selbst ihm einen Besuch in Rouen abstatten. Wirklich rückte auch der Graf vor diese Stadt und bot dem Heinrich ein Treffen an, das dieser jedoch nicht anzunehmen für gut fand. — Beinahe mit jedem Tage erhielt nun Heinrich Nachricht bald von dem Verlust einer Burg, bald von dem Abfall irgend eines seiner Vasallen. Alle normännischen Barone hatten sich endlich für Wilhelm Clito erklärt. Heinrich stand jetzt beinahe völlig allein; zu ihm hielten nur noch sein Neffe, der Graf von Chartres, dann der Herzog von Bretagne, und Theobalds jüngerer Bruder, der Graf Stephan von Boulogne. Um den letztern noch fester an sich zu fesseln, belehnte er ihn mit der Grafschaft Alençon. Aber der junge Prinz benahm sich so unbesonnen in seiner neuen Grafschaft, daß die Bürger von Alençon in einem Aufstand ihn aus ihrer Stadt vertrieben und diese dem Grafen von Anjou übergaben. Das König Heinrich bisher stets begleitende Kriegsglück schien jetzt denselben gänzlich verlassen zu haben.

9. Um so tiefer mußte es den Heinrich schmerzen, daß sogar derjenige seiner Vasallen, in den er von je-

her das größte Zutrauen gesetzt, demselben daher auch seine natürliche Tochter Juliane zur Gemahlin gegeben hatte, nun ebenfalls von ihm abfiel und die Fahne der Empörung aufpflanzte. — Gäbe es ein Archiv der Sittlichkeit, mithin auch ein Archiv der gröbsten Verbrechen, Laster und Frevel der menschlichen Natur, so würde gewiß die Fehde, die sich jetzt zwischen Heinrich und dessen Schwiegersohn, dem Grafen Eustache von Breteuil, entspann, eine der ausgezeichnetsten Stellen darin einnehmen. — Als dieser Graf seinen königlichen Schwiegervater so sehr im Gedränge sah, glaubte er diesen Augenblick benutzen zu müssen, um das auf der Grenze seines Gebiets liegende, einst seiner Familie gehörige feste Schloß Ivry von demselben zu begehren. Dazu hatte jedoch Heinrich durchaus keine Lust. Um jedoch den Grafen zu beruhigen, schloß Heinrich mit ihm einen Vertrag, kraft dessen er sich verbindlich machte, dafür zu sorgen, daß das Schloß nie zu einem feindlichen Unternehmen in das Gebiet des Grafen zur Basis dienen sollte, wogegen dieser allen seinen Ansprüchen auf dasselbe entsagte. Zu noch größerer Bürgschaft des eingegangenen Vertrages wurden von beiden Seiten Geißeln gegeben; der von Heinrich zum Befehlshaber von Ivry ernannte Ritter Harenc überlieferte seinen, noch in zartem Alter befindlichen Sohn dem Grafen Eustache, und dieser seine beiden mit Juliane gezeugten Töchter dem Könige, seinem Schwiegervater. Durch diesen Vertrag schienen nun alle gegenseitigen Besorgnisse gänzlich gehoben. Aber kaum war derselbe geschlossen, als schon nach wenigen Tagen Eustache von Breteuil den Befehlshaber von Ivry auffordern ließ, ihm unverzüglich das Schloß zu überliefern. Harenc, seinem gegebenen Worte treu, wies dies Ansinnen mit ritterlichem Trotz zurück. Breteuil, in der festen Ueberzeugung, daß das Leben wie das Wohl seiner Töchter in den Händen ihres Großvaters

vollkommen gesichert seyn müßte, er demnach auch dies-
falls nicht das mindeste zu befürchten haben könnte,
ließ jetzt dem Harenc sagen, daß, wenn er nicht binnen
vier und zwanzig Stunden das Schloß ihm überliefere,
er an seinem, Harencs Sohn, den er ja in seiner Ge-
walt habe, furchtbare Rache nehmen würde; und als
auch diese Drohung fruchtlos blieb, ließ wirklich der
unmenschliche Graf dem schuldlosen Knaben, der ihm
als Geißel war gegeben worden, beide Augen aussto-
chen und schickte sie dem unglücklichen Vater mit der
neuen Drohung, daß, wenn er nicht augenblicklich ihm
die Burg räume, sein Sohn noch weit Aergeres lei-
den sollte. Aber Harenc, obgleich wie von Schmerz
betäubt ob der grausamen Verstümmelung seines Soh-
nes, der sein einziges Kind war, hatte doch noch Be-
sonnenheit genug, um dem Unmenschen sagen zu lassen,
daß, er möge auch Verbrechen auf Verbrechen häufen,
ihm dennoch die Thore von Ivry nicht würden ge-
öffnet werden. Harenc eilte hierauf zu dem König,
fiel diesem zu Füßen, klagte unter einem Strom von
Thränen über den an seinem Sohne vom Grafen Eu-
stache begangenen blutigen Frevel, und Heinrich ward
durch die Erzählung des ganzen schändlichen Hergan-
ges in seinem Innern so sehr empört, daß jedes an-
dere Gefühl in seiner Brust verstummte, er daher
auch alsogleich seine eigenen Enkelinnen dem Harenc
auslieferte, ihn ermächtigend, das Vergeltungsrecht nach
Willkühr auszuüben; worauf Harenc, dem es an Kraft
gebrach, sich in seiner zwar außerordentlichen Lage mit
der, einer wahrhaft christlichen Heldenseele eigenen Groß-
muth zu betragen, und nur nach Rache dürstete, nun
ebenfalls Eustaches Töchtern nicht nur beide Augen
ausstechen, sondern auch noch die Nasen abschneiden
ließ, hierauf Beides an den Vater sandte und diesem
sagen ließ, daß die von ihm verübte Greuelthat nun
auf ihn selbst und seine Kinder zurückgefallen sey.

Dieß hatte Breteuil nicht erwartet, nicht vermuthet. Wüthend vor Zorn, weniger gegen Harene, als gegen seinen Schwiegervater, den König, glaubte er gegen diesen keine Schonung mehr beobachten zu dürfen, rief daher jetzt den Wilhelm Clito ebenfalls zum Herzoge aus, ließ dessen Panier auf seinen Burgen wehen, und schlug sich zu Ludwig und dessen Verbündeten. Aber seine unerhörte Schandthat war indessen ruchbar geworden, und weder seine Dienstleute noch übrigen Unterthanen wollten ihn in seiner Empörung unterstützen; im Gegentheil, als Heinrich sich der Residenz des Grafen näherte, öffneten sie demselben sogleich die Thore, und Juliane, Eustaches Gemahlin, welche sich darin befand, hatte kaum noch Zeit, sich in die Citadelle zu flüchten; doch auch diese ward jetzt nur schwach vertheidiget, und Eustaches Gemahlin schon nach wenigen Tagen gezwungen, sich und die Stadt nebst der Citadelle dem König zu ergeben. Aber für das Verbrechen ihres Gemahls sollte nun auch Juliane, zwar nicht auf so blutige, aber doch auf eine für sie höchst schmachvolle Weise büßen. Die Zugbrücke, welche die Citadelle mit der Stadt verband, war abgebrochen worden; Heinrich gestattete nicht, daß sie wieder hergestellt ward, und Eustaches Gemahlin mußte nun mit bis an die Brust aufgeschürztem Gewande, mithin mehr als zur Hälfte nackt, im Angesicht der Soldaten und Ritter Heinrichs, und unter deren schallendem Gelächter, sich an Stricken über den Wall herablassen, hierauf bei der stärksten Kälte — man befand sich gerade in der Mitte des Februars — durch den mit Wasser gefüllten Graben waten, an dessen Ende sie endlich Leute ihres Vaters heraushoben und weiter geleiteten. — Es dauerte sehr lange, bis Graf Eustache wieder vor den Augen des Königs erscheinen durfte; und wahrscheinlich war es der schreckliche Unfall, der, wie wir in Kurzem hören werden, Heinrich

und dessen ganzes Haus traf, was nicht wenig dazu beitrug, daß Heinrich seine Tochter Juliane und deren Gemahl, den Grafen Eustache von Breteuil, wieder in seine Gnade aufnahm.

10. Seit dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hatte Heinrich ununterbrochen die Launen des Kriegsglückes fühlen müssen, und erst in dem Jahre 1119 schien es sich wieder mit ihm aussöhnen zu wollen. Gleich im Anfange dieses Jahrs ward Heinrich von seinem gefährlichsten Feinde, dem Grafen von Flandern, befreit. Balduin VII. war ein junger Herr von ungemeiner Tapferkeit; aber den Kopf voll ritterlicher Ideale, artete seine Unerschrockenheit nur gar zu oft in unbesonnene Verwegenheit aus. Da er stets den größten Gefahren oft ganz unnöthiger Weise sich aussetzte, so war es vorauszusehen, daß er endlich einmal darin umkommen würde; und wirklich ward er jetzt in einem Gefechte mit den Scharen des Grafen Theobald von Chartres, als er sich abermals mit beispielloser Verwegenheit mitten unter die Feinde stürzte, sehr schwer verwundet. Er mußte sich nach Aumale zurückbringen lassen. Die Wunde war gefährlich, jedoch nicht tödtlich; aber ihre Heilung erforderte genaue Beobachtung einer strengen Diät; dieser wollte sich Balduin nicht fügen. Wie gewöhnlich und ohne alle Rücksicht auf seinen gegenwärtigen Zustand, überließ er sich dem Genusse des Weines und aller seiner übrigen Lieblingsspeisen. Statt zu heilen, ward die Wunde immer ärger; eine innere Krankheit schlug sich endlich dazu, und nun machte ein schleichendes Fieber schon nach wenigen Monaten seinem Leben ein Ende. Von diesem kühnen und unternehmenden Feinde befreiet, suchte Heinrich nun auch des andern, ihm nicht minder gefährlichen Gegners, nämlich des Grafen Fulko von Anjou, loszuwerden. Um diesen aus einem

nicht wenig furchtbaren Feinde sich zu einem eben so treuen Freunde und Anhänger zu machen, dazu hatte Heinrich das sicherste Mittel in seiner Hand. Er durfte nur sein, dem Grafen vor drei Jahren gemachtes Versprechen in Erfüllung gehen lassen, und seinen ältesten Prinzen Wilhelm mit Fulko's Tochter, der liebenswürdigen Mathilde, vermählen. Dieß geschah nun wirklich, worauf auch der Graf sich sogleich von dem Bunde mit Ludwig lossagte, die Sache Wilhelms Clito fallen ließ, und Heinrich als rechtmäßigen Herzog der Normandie anerkannte, ihm auch in dieser Eigenschaft für die Grafschaft Maine auf das neue huldigte. — Schnell nach einander hatte also jetzt Ludwig seine zwei mächtigsten Bundesgenossen verloren; aber demungeachtet ließ er den Muth nicht sinken und setzte die Feindseligkeit gegen Heinrich fort. Von einem Kriege im eigentlichen Sinne des Wortes konnte jedoch nicht die Rede seyn. Sowohl Heinrichs wie Ludwigs Heer bestand gewöhnlich bloß aus fünfhundert, höchstens sechshundert Rittern. Mit diesen zog jeder völlig planlos im Lande umher, suchte bald durch List, bald durch Gewalt ein Schloß oder eine Burg seines Gegners zu gewinnen; fand er Widerstand, so verheerte er die nächstumliegende Gegend, und zog dann auf gut Glück wieder weiter. Bei dieser Art Krieg zu führen geschah es sogar nicht selten, daß beide Könige sich ganz nahe waren, ohne daß Einer vom Andern etwas wußte. Endlich führte doch einmal der Zufall Beide zusammen. Ludwig kam von Andely, dessen er sich kurz vorher mit Hülfe eines reichen Einwohners der Stadt bemächtiget hatte, und Heinrich von Nyort; und obgleich beide Orte nur in einer Entfernung von ungefähr drei Stunden von einander lagen, hatte doch Keiner die Nähe des Andern geahnet. Beide zogen in entgegengesetzter Richtung auf derselben Heerstraße. Bei Brenville stießen sie auf einander. Ein Treffen

war unvermeidlich. Heinrichs Heerhaufen bestand aus fünfhundert und jener des französischen Königes aus vierhundert Rittern. Mit Ludwig war der Prätendent von der Normandie, Wilhelm Clito, mit Heinrich dessen ältester Prinz Wilhelm. Die Franzosen griffen zuerst an, und zwar mit einigem Erfolge; als aber Heinrichs zweites Treffen hervorrückte, wurden sie wieder zurückgetrieben. Ein zweiter Angriff der Franzosen mißlang gänzlich. Achtzig normännische Ritter, welche Wilhelm Clito gefolgt waren, verloren sämmtlich ihre Pferde und wurden zu Gefangenen gemacht. Jetzt war Ludwig gezwungen, in größter Eile sich zurückzuziehen. Unglücklicher Weise stürzte sein Pferd und zu Fuß mußte er von dem Schlachtfelde entfliehen. Des Königes nächste Umgebungen zerstreuten sich auf der Flucht; er selbst verirrte sich in einem Walde, ward aber von einem Bauer, dem er begegnete und der ihn nicht kannte, auf den rechten Weg nach Andely geführt. Hier sammelte sich auch wieder der größte Theil seiner Ritter, und da Andely eine ziemlich gut befestigte Stadt war, so hatte auch Ludwig, obgleich er seinem Ueberwinder ganz in der Nähe blieb, doch nicht das Geringste mehr von ihm zu befürchten. Uebrigens war das Treffen nichts weniger als sehr mörderisch, denn auf beiden Seiten zählte man zusammengenommen nicht mehr als drei Todten und gar keine Verwundeten *). Theils, sagt Orderich Vitalis, waren die Ritter ganz mit Eisen bedeckt, zudem hatten sie auch früher in mancherlei freundlichen Verhältnissen und Verbindungen gestanden; daher nun auch

*) Ordericus Vitalis, der, wie es scheint, über ein so unblutiges Treffen ebenfalls nicht wenig erstaunte, versichert, daß er mit der größten Sorgfalt alles genau erkundet und erforscht habe, und seine Angabe demnach vollkommen gegründet sey.

jetzt ihre gegenseitige Schonung und ihr Bestreben, bloß die Pferde zu tödten und einander gefangen zu nehmen. Gleich am andern Tage setzte Heinrich alle Ritter, die er in dem Gefechte bei Brenville gefangen genommen hatte, wieder in Freiheit, sandte Ludwig dessen königliches Panier, das in seine Hände gefallen war, zurück, und befahl auch seinem ältesten Prinzen, Wilhelm Atheling, seinem Vetter Wilhelm Clito dessen Waffen und Pferde, die er erbeutet hatte, wieder zurückzusenden. Heinrich erklärte: er begehre von seinem erfochtenen Sieg keinen andern Vortheil, als bloß den Ruhm, gesiegt zu haben. Daß das Treffen bei Brenville nichts entschied, und daß bei der Art, wie dieser Krieg geführt ward, in der Hauptsache gar nichts entschieden werden konnte, mithin auch das Ende desselben nicht abzusehen war, alles dies versteht sich von selbst.

11. Glücklicher Weise war indessen Papst Calixt II. nach Frankreich gekommen, und von dem gemeinschaftlichen Vater der Christenheit hofften die unglücklichen Bewohner jener, durch die lange Fehde zwischen den beiden Königen so schrecklich verwüsteten Provinzen, daß er jetzt ihrem Elende ein Ende machen und dem Lande den Frieden schenken werde. Auch selbst Ludwig und Heinrich richteten ihre Blicke auf den heiligen Vater, und jeder der beiden Monarchen schien gleichsam sich ein Verdienst daraus zu machen, der erste zu seyn, der an das Oberhaupt der Kirche appellire und dessen Entscheidung seine Sache unterwerfe. — Von Wilhelm Clito, vielen Bischöfen und mehreren seiner Großen begleitet, erschien demnach auch Ludwig auf dem berühmten Concilium von Rheims *). An den kirch-

*) Ueber das Concilium von Rheims sehe man der Forts. 25. B. Abschn. 9. S. 218 bis 25.

lichen Verhandlungen und besonders an dem, gegen Kaiser Heinrich V. geschleuderten Bannfluch nahm er nicht den mindesten Antheil. Als aber dieses Geschäft beendiget war, erhob sich Ludwig und klagte gegen Heinrich von England. Er beschuldigte denselben mehrerer völkerwiderrechtlichen Handlungen, einer Menge Gewaltthaten und der größten Ungerechtigkeiten gegen seinen Bruder, den er jetzt in Banden halte, und dessen einzigen Sohn, den anwesenden Wilhelm Clito, den rechtmäßigen Herrn der Normandie, dem er das väterliche Erbe ungerechter Weise vorenthalte. Von dem Oberhaupt der Kirche forderte Ludwig jetzt Gerechtigkeit für sich, wie für seinen Schützling, den unglücklichen Sohn des in der Gefangenschaft seines Bruders schmachtenden Herzogs Robert von der Normandie. — Der Erzbischof Gottfried von Rouen, der mit seinen Suffraganbischöfen ebenfalls dem Concilium beiwohnte, wollte nun die Vertheidigung seines Herrn übernehmen; aber die meisten der anwesenden Bischöfe waren Ludwigs Freunde und erhoben ein solches Getöse, daß der Erzbischof sich gar nicht hörbar machen konnte, und endlich völlig verstummen mußte. Natürlicher Weise konnte nun auch der Papst nichts entscheiden, erklärte aber, daß er mit Wiederherstellung des Friedens zwischen beiden Monarchen sich sehr ernstlich beschäftigen werde. Wirklich begab sich auch der Papst bald nach Beendigung des Conciliums nach Gisors; dahin kam auch der König von England, und Heinrich, der nun allein sprechen konnte und von den Bischöfen, die er bei sich hatte, unterstützt ward, gelang es, sich, wo nicht über alle, doch über die schwersten gegen ihn erhobenen Beschuldigungen vollkommen zu rechtfertigen. Bemerkenswerth ist, was Heinrich in Beziehung auf seinen Bruder Robert sagte: „Um ihn von den schlechten Menschen zu befreien, die ihn verführten und seine und des Landes Einkünfte sündhaft vergeudeten, war

ich gezwungen, mich seiner Person zu bemächtigen. Aber er ist kein Gefangener, ich betrachte ihn nicht als einen Feind, den ich in Banden halten muß. Er befindet sich auf einem der schönsten königlichen Schlösser in England, wo ihm alles, was er nur wünscht, im Ueberfluß gereicht wird, und seine Tafel, seine Kleidung, wie die Einrichtung der Gemächer, die er bewohnt, sind vollkommen seiner Geburt und seinem hohen Stande angemessen." — Man kann es nicht leugnen, Heinrich hatte hierin vollkommen Recht. Selbst der fromme, allgemein geehrte Bischof von Sens hatte ihm gerathen, seinen Bruder von der Regierung zu entfernen und ihn nach England bringen zu lassen, wenn anders die Normandie einmal aufhören sollte, der Schauplatz der schändlichsten Räubereien, Verheerungen, Mordthaten, kurz einer völligen Gesetzlosigkeit zu seyn. Robert war eine, an sich höchst liebenswürdige Natur, stets freundlich, gütig, herablassend und bis zur Verschwendung freigebig; dabei persönlich tapfer, kühn und entschlossen, auch des Krieges nicht unkundig. In dem Orient hatte er während des ersten Kreuzzuges auffallende Beweise seines, vor keiner Gefahr zurückschreckenden Heldengeistes gegeben, und das ganze Heer der Kreuzfahrer betrachtete und verehrte ihn als eines seiner ausgezeichnetesten Häupter. Aber im Frieden erschlaffte seine Kraft. Er war faul und wollüstig, und daher ohne höhere Kraft des Geistes und des Charakters. Sobald Robert den Harnisch abgelegt hatte, lebte er ausschließlich bloß seinen Vergnügungen, und ein Spielball in den Händen seiner Günstlinge und Buhldirnen, war unstreitig seine Regierung für das ganze Land im höchsten Grade verderblich. Nach allem, was gleichzeitige Geschichtschreiber von dem Charakter und den Eigenschaften Roberts berichten, könnte man mit einem sehr hohen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten, daß, wenn

jetzt sein Bruder, König Heinrich, ihm die Wahl gelassen hätte, entweder nach der Normandie zurückzukehren und dort die Regierung des Landes wieder zu übernehmen, oder auf seinem Schloß in England zu bleiben, wo er alles im Ueberfluß fand, wodurch bei ihm das Leben einen Reiz und einen Werth gewann, er sicher das Letztere gewählt haben würde. — — Was den Frieden mit Frankreich betraf, so versicherte Heinrich dem heiligen Vater, daß er bereit sey, sich hierin völlig seiner Leitung zu überlassen; und da ungefähr dasselbe auch schon Ludwig dem Papste erklärt hatte, so kam jetzt zur größten Freude der beiderseitigen Unterthanen, durch die Vermittelung des Papstes, ein Friede zu Stande, wodurch der frühere Status quo in dessen ganzer Integrität wieder herbeigeführt ward. Alle, durch List oder Gewalt gewonnenen Städte, Burgen und Schlösser wurden ihren vorigen Herren wieder zurückgegeben, auch alle auf beiden Seiten gemachten Gefangenen ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt. Heinrich blieb im Besitz der Normandie; alle von ihm abgefallenen Barone, die zu Wilhelm Clito gehalten hatten und deren Güter waren eingezogen worden, erhielten dieselben wieder zurück, mußten aber, so hart und schwer es ihnen auch ankam, sich der Regierung des Königes von England wieder unterwerfen. Selbst Ludwig erkannte jetzt Heinrich als den rechtmäßigen Herzog der Normandie, indem er die Huldigung, die ihm Heinrichs ältester Prinz, Wilhelm Athelung, im Namen seines Vaters für die Normandie leistete, öffentlich annahm. Alle Ansprüche Wilhelms Clito wurden beseitiget, und dieser edle, unglückliche Prinz sank wieder in seine vorige Verlassenheit zurück. Wie es scheint, ward ihm jedoch ein, seiner Lage angemessenes Jahrgehalt von seinem Oheim, dem König Heinrich, zugesichert; wenigstens berechtigen uns einige, obgleich nicht ganz deutliche Worte des Orderich Vitalis zu dieser Vermuthung.

Sehr ehrenvoll für Frankreich war zwar dieser Friede nicht, jedoch immer der Fortdauer eines Krieges vorzuziehen, der zu keinem andern Resultat führen konnte, als blos das Elend des gemeinen Mannes bis zu dessen Verzweiflung zu steigern (1121).

V.

Dreijähriger Friede zwischen Ludwig und Heinrich. — Erweiterung der königlichen Macht in Frankreich. — König Heinrichs verhängnißvolle Ueberfahrt von Barfleur nach England.

1. So vortheilhaft für König Heinrich der, unter der Vermittelung des Papstes geschlossene Friede war, so brachte derselbe doch auch Ludwig dem Sechsten nicht minder wesentliche Vortheile. Die kleinen, stets unruhigen Barone hatten jetzt an König Heinrich keinen Anhaltspunkt mehr; sie konnten bei ihren Empörungen weder Geldunterstützungen von ihm erwarten, und noch viel weniger, wie in den letzten Jahren, auf seine thätige Mitwirkung rechnen; und allein für sich waren sie viel zu schwach, um Etwas unternehmen zu können. Obgleich nun die mehrsten derselben mit schwerem Herzen auf die schöne Zeit zurückblickten, wo es ihnen vergönnt war, ungestraft Reisende zu plündern, Klöster zu berauben und von Kaufleuten, die im Vertrauen auf den Landfrieden durch ihr Gebiet zogen, schwere Geldsummen zu erpressen, so waren sie jetzt dennoch gezwungen, sich innerhalb der Schranken ihres Abhängigkeits-Verhältnisses von ihrem obersten Lehnsherrn ruhig zu verhalten. Der König gewann nun Zeit und Muße, auch mit größern, weit wichtigern, ganz Frankreich interessirenden Angelegenheiten sich zu beschäftigen. Durch seinen geraden, offenen, keines Truges und keiner Verstellung fähigen Charakter, durch seine Gerechtigkeitsliebe, seine persönliche Tapferkeit und ritterliches Wesen, verbunden mit einer anziehenden, Ehrfurcht einflößenden

körperlichen Wohlgestalt, hatte Ludwig nach und nach die Liebe und Achtung der ganzen Nation gewonnen, und der ausdauernde Muth, mit dem er so lange gegen einen weit mächtigern Feind, gegen Heinrich von England, gekämpft, hatte sein Ansehen in ganz Frankreich um Vieles vermehrt. Die hohe französische Aristocratie fing nun wirklich an, Ludwigs Thron als einen ächten Feudalthron, und ihn selbst als das verfassungsmäßige Oberhaupt des aristocratischen Frankreichs zu betrachten *).

*) Wir erwähnten so eben hier oben Ludwigs einnehmender und zugleich sehr imponirender körperlichen Wohlgestalt, wodurch nun nothwendig seine Persönlichkeit überall einen, ihm desto günstigern Eindruck machen mußte. Aber eben dadurch wurden wir selbst, in Gemäßheit einer natürlichen, sich von selbst ergebenden Ideenfolge zu nachstehender Digression veranlaßt. In den letztern Jahren seines Lebens bekam Ludwigs körperliches Aussehen eine immer größere Fülle, er fing, wie man zu sagen pflegt, an dick zu werden. Daß aber deswegen die französische Nation diesem König den Beinamen: der Dicke gegeben haben soll, ist höchst unwahrscheinlich; es anzunehmen möchte man sogar eine unbegreifliche Albernheit nennen, die, wenn auch noch so abgeschmackt, dennoch, wie dieß öfters geschieht, endlich im Laufe vieler Jahre nach und nach einen gewissen Credit gewann, bei welchem man es endlich ohne weiters bewenden ließ. Unserer Ansicht oder vielmehr Ueberzeugung nach, liegt hier ein ziemlich großes und zugleich grobes Mißverständniß zum Grunde, und es möchte uns daher auch erlaubt seyn, unsere eigene Meinung, obgleich sie bisher noch kein Geschichtschreiber mit uns getheilt hat, der Entscheidung unserer Leser hier vorzulegen. — Bekanntlich war in der ältern französischen Sprache, und zwar bis auf die Zeiten der Pariser Akademie herab, gros und grand Synonyme, oder vielmehr sinnverwandte Wörter; und ihre Synonymität ward noch in dem Jahrhundert Ludwigs XIV. von französischen Gelehrten behauptet. Der sicherste Beweis darüber ist der

zwischen einigen französischen Grammatikern (Grammairiens) und dem berühmten Dichter Boileau diesfalls entstandene gelehrte Streit. Die Erstern behaupteten die ganz nahe, intime Verwandtschaft jener beiden Wörter, Boileau jedoch das Gegentheil. Da der satyrische, stets von Witz übersprudelnde Dichter der Behauptung seiner Gegner eine lächerliche Seite abzugewinnen wußte, so behielt er auch das Feld; denn in Frankreich bleibt derjenige stets Sieger, der die Lacher auf seiner Seite hat; und so ward nun allmählig das Wort gros bei dessen Gebrauch in dem gewöhnlichen Leben dahin beschränkt, daß es blos den Begriff des dicken bezeichnete. — Schon während seines Lebens erhielt Ludwig VI. von seinen Zeitgenossen mancherlei, obgleich stets sehr ehrenvolle Beinamen. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung, als er ununterbrochen sich mit seinen unruhigen Hausvasallen herumschlug, bei der geringsten aufrührischen Bewegung sich sogleich auf das Pferd schwang, die Scharen der Empörer vor sich niederwarf, deren Burgen brach und die stolzen Burgherren zur Unterwerfung zwang, nannten die Franzosen ihn schon *Louis le Batailleur*. Als er nachher aus den engen Grenzen seiner Erbländer immer zuversichtlicher hervortrat, seine Aufmerksamkeit auch auf alle übrige Theile Frankreichs richtete, und nicht leicht irgendwo ein Ereigniß sich ergab, an dem er nicht einen wenigstens mittelbaren Antheil nahm, und wo möglich zur Erhöhung des königlichen Ansehens zu benutzen wußte, nannten sie ihn Louis L'eveillé. Wie wahrscheinlich ist es nun nicht, daß, nachdem Ludwig mit so wenigen Kräften gegen den weit mächtigern König von England einen so harten und langen Kampf ohne zu unterliegen bestanden hatte, bald darauf auch, wie wir sogleich hören werden, gerade der mächtigste aller großen Kronvasallen sich vor ihm als seinem Oberherrn zu demüthigen gezwungen ward; endlich gar auf Ludwigs Ruf ganz Frankreich von seinem heimathlichen Boden losgerissen und um seinen König sich gesammelt hatte, dieser hierauf an der Spitze der ganzen, jetzt in furchtbarer Masse vereintn Nation den herannahenden Deutschen bis nach Rheims entgegen ge-

rückt war, und Kaiser Heinrich V. schon bei dem blo- ßen Anblick des zahllosen französischen Heeres sich schleunigst zurückgezogen hatte; was, wie man sich er- innern wird, der französischen Eitelkeit so ungemein und über alle Maßen geschmeichelt hatte; wie wahr- scheinlich, sagen wir, ist es nicht, daß die Franzosen in ihrem Enthusiasmus ihrem Könige den Beinamen des Großen beilegen wollten und ihn daher Louis le Gros nannten. Hätten sie damit blos Ludwigs Dick- leibigkeit, wovon sich doch nirgends vollkommen deut- liche Spuren finden, bezeichnen wollen; so wäre es nicht abzusehen und zu errathen, warum der berühmte Abt Suger, Ludwigs Zeitgenosse und Biograph, in seiner Lebensgeschichte nicht auch Ludovicum *crassum*, sondern Ludovicum grossum hätte nennen sollen. Grossus ist ja gar kein, auch nur von weitem hierher passendes latei- nisches Wort. Aber Suger schrieb in lateinischer Sprache, wollte wahrscheinlich das Wort magnus, das zu jener Zeit noch ausschließlich den, einst einen ganzen Welttheil siegreich beherrschenden Carl den Großen schmückte, nicht auf einen, in eine weit niederere Sphäre gestellten und mit ungleich weniger Macht aus- gerüsteten Monarchen anwenden, und gab daher dem Wort gros, welches damals dasselbe bezeichnete, blos eine lateinische Endung. — Daß weit spätere franzö- sische Geschichtschreiber, die unter Ludwig XV. und auch nachher noch blüheten, das Wort gros, als es seine doppelte Bedeutung verloren hatte, nur in dessen jetzt geltendem Sinne auffaßten, ist, wenn auch nicht ganz verzeihlich, doch ziemlich begreiflich, und war daher um so weniger zu erwarten, daß auch die, mit den Eigenheiten der französischen Sprache und deren Entwickelungsgeschichte weniger bekannten deutschen Geschichtschreiber nicht ebenfalls in der Reihe der fran- zösischen Könige einen Ludwig den Dicken hätten erblicken sollen. — Wir müssen es aufrichtig gestehen, daß, nachdem wir Ludwigs VI. Lebens- und Regie- rungsgeschichte bis in deren kleinstes Detail mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit zu durchforschen bemüht waren, es in uns ein höchst unangenehmes, wahrhaft peinliches Gefühl erregte, daß dieser so ausgezeichnete Regent, der Erste der Capetinger, der die engen Schran-

ken, womit die französische Aristocratie den Thron seiner Vorfahren umzäumt hatte, kühn durchbrach, dessen Leben und Regierung daher eine weit höhere historische Bedeutung hat, und gleichsam in Frankreichs Geschichte und Verfassung Epoche macht; daß dieser so thätige, entschlossene und dabei nicht minder liebenswürdige Monarch nun in den Annalen der Völker einen so abgeschmackten, seinen Verdiensten, ritterlichen Tugenden und glänzenden Eigenschaften so wenig entsprechenden Beinamen führen muß; einen Beinamen, der jeden, der Geschichte Frankreichs wenig Kundigen beinahe nothwendig auf den Gedanken führen muß, daß Ludwig VI. auf seinem Throne nichts weiteres gethan, als gut und viel gegessen, getrunken, verdauet und seines Leibes mit aller Sorgfalt gepflegt habe.

2. Welche Erweiterung seit dem Regierungsantritt Ludwigs VI. die königliche Macht in Frankreich gewonnen hatte, gab sich jetzt auffallend in den, gleich nach dem mit England geschlossenen Frieden, zwischen dem Grafen von Auvergne und dem Bischofe von Clermont entstandenen Streitigkeiten kund. — Die Grafen von Auvergne gehörten zu den ältesten und edelsten Geschlechtern Frankreichs. Schon zur Zeit Carls des Großen standen sie als Grafen der Landschaft Auvergne vor. Während des Verfalles des Carolingischen Hauses machten sie, gleich den übrigen Vasallen, sich ebenfalls völlig unabhängig. Der zur Zeit Ludwigs VI. regierende Graf hieß Wilhelm, der Sechste dieses Namens. Er war erst unlängst aus dem Orient zurückgekehrt, zerfiel, man weiß nicht aus welcher Veranlassung, mit dem Bischofe von Clermont, der zugleich auch Graf von Clermont war, erlaubte sich gewaltsame Eingriffe in dessen Gerichtsbarkeit, bemächtigte sich eines Theils des Eigenthums der Geistlichkeit, endlich sogar auch der großen, der hochheiligen, jungfräulichen Mutter des Erlösers geweiheten Kirche, verwandelte dieselbe in eine Art von Citadelle und vertrieb den Bischof aus

der Stadt. Dieser wandte sich klagend an den König. Ludwig ließ sogleich den Grafen vorladen, vor seinem Gerichtshofe zu erscheinen und wegen der gegen ihn erhobenen Klagen sich zu verantworten. Aber dieser Gerichtshof bestand jetzt nicht aus den kleinen, in der Nähe von Paris wohnenden Baronen, sondern mehrere der mächtigsten Kronvasallen waren Beisitzer des Gerichts; und Ludwig wußte sehr wohl, daß diesen ihr eigenes Ehrgefühl gebieten werde, ein, von dem königlichen Gerichtshofe unter ihrer Mitwirkung erlassenes Urtheil auch aufrecht zu erhalten. Was zu erwarten war, geschah. Der Graf von Auvergne verschmähete, einer gerichtlichen Ladung zu folgen, der auch seine Vorfahren in frühern Jahren keine Folge geleistet haben würden. Aber sogleich schwang sich auch Ludwig wieder auf das Pferd. Die Grafen von Anjou und Nevers, und noch einige andere der mächtigern Vasallen stießen mit ihren Scharen zu jenen des Königes. Der Graf von Auvergne ward in seiner Burg überfallen und nach kurzer Belagerung gezwungen, dem Bischofe von Clermont und dessen Geistlichkeit Genugthuung zu leisten, das heißt, Alles, dessen er sich bemächtiget hatte, wieder zurückzugeben, die Kirche der allerseligsten Jungfrau, die Nebengebäude der Geistlichkeit und die Stadt ihrem Bischofe. — Aber nun ward der Graf von Auvergne dem Bischofe nur desto abgeneigter; in seinem Herzen nährte er gegen ihn bittern Groll, und lauerte nur auf einen günstigen Augenblick, sich an demselben rächen zu können. Diesen glaubte er nach ein Paar Jahren gefunden zu haben; fing demnach seine Verfolgungen gegen den Bischof auf das neue an, und vertrieb ihn endlich abermals von seinem bischöflichen Sitze. Aber der Bischof suchte und fand auch sogleich wieder Hülfe bei dem Könige. In Begleitung derselben Herren, die Ludwig schon auf seinem ersten Zuge nach Auvergne gefolgt waren, und zu denen nun auch noch der

mächtige Graf von Flandern stieß, zog Ludwig zum zweitenmale gegen den widerspenstigen Grafen, eroberte Montferrand und belagerte Clermont. Die Grafen von Auvergne erkannten von jeher die Herzoge von Aquitanien als ihre Lehnsherren. In seiner bedrängten Lage forderte jetzt auch Graf Wilhelm den Herzog auf, ihm, als seinem Vasallen, zu Hülfe zu kommen. Sogleich brach der Herzog mit seinen Schaaren auf, um Clermont zu entsetzen. Als er aber in die Nähe des königlichen Heeres kam, und die Stärke desselben von einer Anhöhe herab erblickte, änderte er plötzlich seine Gesinnungen; schrieb daher in sehr demüthigen, nichts als Ehrfurcht und Gehorsam athmenden Ausdrücken an den König, nannte darin Ludwig seinen obersten Lehnsherrn, dem er Unterwerfung und Gehorsam schuldig sey; stellte ihm aber zugleich mit der größten Ehrerbietung vor, daß es auch des obersten Lehnsherrn Pflicht wäre, seinen Vasallen in dessen Gerechtsamen zu schützen. Aber nun sey der Graf von Auvergne sein Vasall, und ihm stünde es also zu, denselben, wenn er gefehlt hätte, zu bestrafen, mithin ihn auch jetzt anzuhalten, vor dem königlichen Gerichtshofe zu erscheinen. Der Herzog machte sich hierauf verbindlich, zu welcher Zeit es dem Könige beliebe und wohin er es verlange, seinen Vasallen, den Grafen von Auvergne, zu stellen und erbot sich, dem Könige mehrere Geißeln, als Bürgen seines jetzt gegebenen Versprechens, zu übergeben. Ludwig nahm die Unterwerfung des Herzoges und dessen Geißeln an und hob die Belagerung auf. Treulich hielt der Herzog Wort, kam bald darauf nach Bourges und stellte dort dem Könige den Grafen von Auvergne vor, der nun dem Monarchen zu Füßen fiel, wegen des Geschehenen um Verzeihung bat, und diese um so leichter erhielt, da er den Bischof schon wieder in alle seine Grafenrechte eingesetzt, und denselben völlig klaglos gestellt hatte.

3. Aber so thätig und eifrig sich auch Ludwig stets erwies, sobald es darauf ankam, die Kirchen und deren Häupter in ihren Besitzungen und Rechten zu schützen, ihre Unterdrücker zu demüthigen und zu bestrafen; mit eben so vielem Nachdruck und derselben Standhaftigkeit suchte er auch das, was er in kirchlichen Angelegenheiten, und besonders bei Besetzung erledigter Abteien und bischöflicher Stühle, seine königlichen Gerechtsamen nannte, zu behaupten *). Darüber klagte nun zwar die Geistlichkeit, aber nur im Stillen und ihre Unzufriedenheit hatte keine weitern Folgen. Aber in dem Jahre eintausend einhundert und sieben und zwanzig erhob sich zwischen dem König und dem Bischof von Paris und dessen Metropolitan, dem Erzbischof von Sens, ein Streit, der immer ernsthafter zu werden drohete. Bald ging die Sache so weit, daß der König für nothwendig hielt, einige Güter und Ländereien der beiden Bischöfe

*) Mit welcher eifersüchtigen Strenge Ludwig bei solchen Gelegenheiten seine königlichen Rechte zu behaupten entschlossen war, davon hatte er ein Paar Jahre früher schon ein auffallendes Beispiel gegeben. Nach dem Tode des Abtes Adam von St. Denys hatten die Mönche dieser Abtei den Suger, obgleich derselbe abwesend war und in Geschäften seines Ordens sich in Rom befand, zum Abt gewählt, und zwar ohne davon dem Könige eine Mittheilung zu machen, oder dessen Genehmigung abzuwarten. Diese Verletzung seines königlichen Präsentationsrechtes glaubte Ludwig strenge ahnden zu müssen, verweigerte daher der Wahl seine Anerkennung, ließ mehrere der Mönche, die das meiste dazu beigetragen hatten, verhaften und als Gefangene in den Thurm von Orleans bringen. Da jedoch Ludwig die Verdienste Sugers kannte und ihn schätzte, so ließ er sich nach dessen Zurückkunft wieder besänftigen, setzte die gefangenen Mönche, nachdem sie ungefähr sechs Monate in dem Thurm waren eingesperrt gewesen, wieder in Freiheit, und erlaubte nun auch Sugers feierliche Einsetzung in dessen neue Würde.

in Beschlag nehmen zu lassen. Aber die Bischöfe griffen nun auch zu ihren, nämlich den geistlichen Waffen, droheten dem Könige mit der Excommunication, und der Bischof Stephan von Paris belegte sogar Ludwigs sämmtliche Staaten mit dem Interdict. Ludwig appellirte jetzt an den Papst und sandte alle, diesen höchst traurigen Handel betreffende Acten nach Rom. Man weiß nicht, was zu diesem Streit zwischen dem Thron und dem französischen Episcopat eigentlich die wahre Veranlassung gegeben haben mochte. Aber wie es scheint, war das Recht auf der Seite des Königs, denn Honorius II., der damals auf dem Stuhle des heiligen Petrus saß, erklärte, daß der Bischof seine Gewalt mißbraucht habe, und hob demnach das Edict wieder auf. Dieses Verfahren des Oberhaupts der Kirche entflammte den Eifer des heiligen Bernardus. Derselbe stand jetzt ungefähr in dem fünfunddreißigsten Jahre seines Alters, und hatte schon einen Grad jener Celebrität erreicht, wodurch er nachher, als der Ruf seiner Heiligkeit sich immer mehr und mehr verbreitete, in allen geistlichen und sogar weltlichen, selbst den wichtigtigsten Angelegenheiten einen größtentheils entscheidenden Einfluß erhielt. Ohne wegen der Auswahl seiner Ausdrücke sehr besorgt zu seyn, schrieb also der heilige Bernard an den Papst einen Brief, in welchem er sich über dessen Betragen bitter beschwerte. „Wir waren," sagt der Heilige, „zu der Hoffnung berechtiget, daß die Strenge des Bischofes die Bekehrung des sündigen Königes zur Folge haben würde. Aber euere u n z e i t i g e Nachsicht hat diese Hoffnung zerstört. Alles ist verloren, das Episcopat entehrt und die Religion ein Gegenstand des Spottes leichtfertiger Weltleute." — Aber, wie es scheint, machte dieser Brief wenig oder gar keinen Eindruck auf den Papst, blieb daher auch völlig wirkungslos. Um so heftiger entbrannte jetzt auf das neue der Eifer des heiligen Bernards. Ge-

wöhnliche, nüchterne, in gewissen Schranken sich haltende Ausdrücke konnten jetzt seinem gerechten Unwillen nicht mehr genügen. In dem zweiten Schreiben, das er diesfalls dem Papste sendete, schilderte er den König als einen Gottlosen, der nur darauf bedacht sey, die Religion, die er als eine Pest für seine Länder und als eine Feindin seines Thrones betrachte, zu unterdrücken. Er nennt Ludwig einen Herodes, der nicht den in der Krippe liegenden, sondern den in seiner Kirche triumphirenden Jesum erwürgen wolle, und der weniger die Bischöfe seines Königreiches anfeinde, als vielmehr den, sie belebenden und leitenden Geist Gottes rc. rc. *). Dieser heftige Brief änderte jedoch ebenfalls nichts in der Lage der Dinge; aber der wahrhaft christliche König, der jedes Aergerniß, das dadurch seinen Völkern gegeben werden könnte, vermeiden wollte, gab sich nun selbst Mühe, die Sache beizulegen, welches ihm um so mehr gelang, da er sich an seinen Gegnern blos durch Wohlthaten zu rächen suchte.

4. Nach dem zwischen Frankreich und England geschlossenen Frieden konnte Heinrich nicht sogleich, wie er wünschte, nach England zurückkehren. Der lange französische Krieg, in Verbindung mit der Empörung beinahe aller normännischen Vasallen, und den dadurch in allen Theilen des Landes diese ganze Zeit über wüthenden Fehden, hatten alle bürgerliche Ordnung zerstört, die Gesetze untergraben, den Gang der Verwaltung gehemmt, die Nation verwildert und beinahe die Hälfte davon in Elend und Armuth gestürzt. Diese Uebel erforderten schleunige Abhülfe, mithin die Gegenwart des Königes. Heinrich ordnete nun, so gut er konnte und Zeit und Umstände es erlaubten, die Angelegenheiten der Normandie; zeigte aber auch, sobald er nur die nothwen-

*) Epistolae S. Bernardi 13., 14. et 49. ad Honor. II.

digsten Vorkehrungen getroffen hatte, eben so große Eile, wieder nach England zurückzukehren. Als die Abreise des Königs bekannt ward, meldete sich bei demselben der Sohn des Schiffeigners, der einst Heinrichs Vater, den Herzog Wilhelm von der Normandie, als er zur Eroberung Englands auszog, in seinem Schiffe nach der englischen Küste geführt hatte. Dieser behauptete, daß damals seine Familie das Recht, den König jedesmal nach England überzuführen, als ein erbliches Lehen erhalten habe *), und bat daher den Monarchen, ihm und seiner Familie diese große Ehre nicht zu entziehen, besonders da er zu der bevorstehenden Ueberfahrt schon ein neues, ungemein zierlich gearbeitetes Schiff habe erbauen lassen. Heinrich hatte zwar schon ein Schiff gewählt; da er aber einen Mann, der so große Anhänglichkeit an seine Person zeigte, nicht kränken wollte, so traf er die Verfügung, daß die gesammte königliche Familie auf der Candide — so hieß das neuerbaute Schiff — die kleine Seereise machen sollte. — An einem heitern und schönen Frühlingstag lief gleich nach Aufgang der Sonne das Schiff, das den König trug, nebst der kleinen, es begleitenden Flotte, aus dem Hafen von Barfleur aus. Etwas später die Candide mit der königlichen Familie. Diese bestand aus dem Kronprinzen Wilhelm Atheling, Heinrichs siebenzehnjährigem Sohne, nebst dessen erst unlängst mit ihm vermählten Gemahlin, der schönen Tochter des Grafen von Anjou; ferner aus des Königs natürlichen Kindern, unter denen sich auch der Prinz Richard und die reizende Gräfin Mathilde von Perche befanden. Alles, was durch Geburt, Reich-

*) Bei der ungemeinen, ja wohl ungeheuern Ausdehnung des Lehnwesens, waren damals schon vie le, oft selbst ganz wenig bedeutende Aemter, wie einzelne Verrichtungen zu Lehen gemacht worden.

thum, Jugend und Anmuth der Sitte sich auszeichnete, hatte sich um des Königes junge und liebenswürdige Familie gedrängt. Unter frohem Gespräche und lautem Scherze schiffte man sich ein; die Ueberfahrt, von dem schönsten Wetter begünstiget, sollte eine Lustparthie seyn. Zufriedenheit, Freude und jugendliche Fröhlichkeit strahlten auf jedem Gesichte. Unter den Segenswünschen der zahlreich am Ufer versammelten Zuschauer und dem wiederholten lauten Jubelruf der Matrosen, verließ die Candide den Hafen von Barfleur. Mit vollen Händen hatten die Prinzen und deren junge Begleiter Geld unter die Schiffsmannschaft vertheilen, Speise und Weine im Ueberfluß ihr reichen lassen; auch für diese gab es daher heute einen ungemein fröhlichen und festlichen Tag. Auf einmal fiel es dem Kronprinzen ein, das Schiff des Königes, seines Vaters, einzuholen, oder wo möglich, wenn man in einer kürzern Linie segelte, demselben noch zuvorzukommen. Dazu waren die Matrosen sogleich bereit, aber leider auch, vom Schiffspatron bis zum letzten Schiffsjungen, so berauscht, daß Keiner mehr recht wußte, was er that. Das Schiff erhielt eine andere Richtung, alle Segel wurden aufgespannt, und mit Pfeilesschnelle flog es über die Meeresfläche hin. Aber auf einmal schreckte eine heftige Erschütterung die ganze zahlreiche, bisher so muntere und frohe Gesellschaft. Das Schiff war auf einen verborgenen Felsen gestoßen und an demselben gescheitert. Herzzerreißendes Jammergeschrei folgte jetzt dem bisherigen Jubel. Heftig drang das Wasser von mehreren Seiten in das Schiff. Die Besonnensten suchten nun vor allem zuerst den Kronprinzen zu retten. Ein Nachen ward heruntergelassen und der Prinz gezwungen, denselben zu besteigen. Aber kaum hatte dieser sich vom Schiffe etwas entfernt, als Wilhelm das ängstliche Hülfsgeschrei seiner, von ihm zärtlich geliebten Schwester Mathilde hörte. Diese

wollte er durchaus retten. Er befahl also, mit dem Nachen wieder umzukehren. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos. Aber kaum war der Nachen dem Schiffe nahe genug gekommen, als alle, die auf diesem sich befanden, von Schrecken und Todesfurcht völlig besinnungslos, in denselben hinabsprangen. In einem Augenblicke war derselbe mit Menschen angefüllt, vermochte die Last nicht zu tragen, und sank in den Grund. Einige Minuten später verschwand auch das Schiff unter dem Wasser, und Heinrichs sämmtliche Familie, über zweihundert junge Edelleute, alle aus den ältesten und vornehmsten Familien, kurz die ganze Blüthe des englischen und normännischen Adels, fanden in den Wellen des Meeres ihr Grab *). — Niemand wagte es,

*) Der Geschichtschreiber Huntindon, der ebenfalls dieses Schiffbruches erwähnt (Lib. 7. p. 35.), betrachtet ihn als ein offenbares Strafgericht Gottes: quia omnes *vel fere* omnes (also Gott sey Dank doch einige Ausnahmen) sodomitica labe dicebantur et erant irretiti. — Es ist zu wünschen, daß Hutindon sich geirret haben möchte; hat er aber wirklich wahr gesprochen: was für eine furchtbare und schandbare Wirthschaft, und zwar gerade bei der vornehmsten, angesehensten und am höchsten gestellten Classe der Nation, deren Beispiel gewöhnlich auch die niedere Volksklasse, sobald nämlich von Ueppigkeit, Wollust, Sittenlosigkeit und Ausschweifungen jeder Art die Rede ist, nur gar zu schnell zur Nachahmung reizt. — Welch eine erbärmliche Sache um den sogenannten Geburtsadel, wenn mit demselben nicht zugleich auch der noch höhere Seelenadel verbunden ist; aber diesen findet man nur dann, wenn der Geist der Religion Jesu die Seelen gereiniget, geheiliget und wahrhaft geadelt hat; und so bleibt es denn eine ewige, auch von uns schon öfters wiederholte Wahrheit, daß von Allem, was wahrhaft edel, groß, erhaben und bewundernswerth ist, blos die Religion Jesu die einzige Gebärerin ist, und auch nur die einzige seyn kann. Was sind die oft so sehr geprie-

dem Könige die schreckliche Botschaft zu bringen. Graf Theobald von Blois veranstaltete es endlich, daß in das Gemach des Königes ein weinender Knabe gelassen ward, der, von Heinrich um die Ursache seiner Thränen befragt, dem Könige die ganze schauerhafte Catastrophe erzählte. Leblos stürzte Heinrich bei dieser Nachricht zu Boden. Es kostete Zeit, ihn wieder zur Besinnung und zum Leben zu wecken. Alles, was seinem Herzen theuer und werth war, hatte Heinrich verloren *). Er schien in den ersten Tagen seinem Unglücke zu unterliegen. Da es ihm jedoch nicht an Stärke des Charakters gebrach, so gelang es ihm bald wieder, Herr seiner Selbst und seiner schmerzhaften Gefühle zu werden; und da es einem so umsichtigen Monarchen nicht entgehen konnte, wie leicht der grausame Schlag, der ihn jetzt getroffen, auch für seine Regierung nicht minder gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte, so sann, und zwar nicht fruchtlos, seine Politik nun vorzüglich darauf, selbst dieß schrecklichste aller Ereignisse zur Beförderung ihrer Zwecke zu benutzen. Heinrichs nicht selten auch in die Ferne reichender Blick fiel zuerst auf alle jene, die der Schiffbruch der Candide in tiefe Trauer versetzt hatte. Die Ertrunkenen gehörten, wie

---

senen Tugenden der antiken Heidenwelt? Offenbar nichts, als nur, was auch schon Socrates, diese Lichtseele, bei Plato sagt, ein bloßer Austausch von Lüsten gegen andere Lüste.

*) Von Allen, die sich auf dem Schiffe befanden, vornehm wie gering, ward nur ein einziger Mann von ganz niederm Stande gerettet. Er hatte sich an einen Mast gebunden, und das Meer diesen an das Ufer getrieben. Von ihm erfuhr man nun das ganze Detail dieses schauerlichen Ereignisses. Uebrigens konnte die Klippe, an der das Schiff scheiterte, selbst nicht einmal einem Neuling von Matrosen unbekannt seyn; aber viehisch berauscht, wie sie waren, hatten sie sämmtlich alle Besinnungskraft verloren.

wir schon bemerkten, zu dem reichsten und angesehensten Adel Englands und der Normandie; ihre hinterlassenen jungen Wittwen und Töchter waren also jetzt ungemein reiche Erbinnen, die ihre zukünftigen Gatten in den Besitz vieler Lehen und Güter setzen konnten. Diese suchte Heinrich jetzt sämmtlich nur mit seinen vorzüglichsten Günstlingen, oder überhaupt mit Solchen zu vermählen, deren Treue und Anhänglichkeit er vollkommen versichert war, und die nun, durch ihren Zuwachs von Reichthum und erweiterten Länderbesitz der Parthei, die der König unter dem Adel hatte, ein entscheidendes Uebergewicht geben konnten. Heinrich selbst, weil er, außer der Mathilde, der Gemahlin Kaiser Heinrichs V., nun keine Kinder mehr hatte*), vermählte sich mit Adelhaide, einer Tochter Gottfrieds des Bärtigen, Herzoges von Niederlothariugen, mit der er jedoch, weil in Jahren schon weit vorgerückt, keine Kinder mehr zeugte. — Aber noch weit tiefer ward Graf Fulko von Anjou durch die Nachricht von dem so frühzeitigen,

*) Das heißt, Kinder aus legitimer Ehe; an andern gebrach es ihm nicht. Ueberhaupt hatte König Heinrich I. nicht mehr und nicht weniger als zwölf natürliche Söhne und Töchter gezeugt. Demungeachtet hat Wilhelm von Malmesbury, obgleich ein Mönch, dennoch die Unverschämtheit, dieses Königes Keuschheit und Enthaltsamkeit zu rühmen. Aber die Art, wie er sich dazu anschickt, möchte man beinahe belustigend finden. Wir wollen ihn daher jetzt selbst zu unsern Lesern darüber sprechen lassen: „Omnium tota vita omnino obscaenitatum cupidinearum expers; quoniam, ut a consciis accepimus, non effrana voluptate, sed gignendae prolis amore, mulierum gremio infunderetur, nec dignaretur advenae delectationi praebere assensum, nisi ubi regium semen procedere posset in effectum, effundens naturam ut Dominus, non obtemperans libidini ut famulus.“ (Gest. Reg. Angl. L. V. p. 17.) — Läßt sich wohl noch etwas Unverschämteres, Abgeschmackteres und Sinnloseres erdenken?

gar nicht zu erwartenden Tod seiner Tochter gebeugt. Von jeher hatte er sie mit väterlicher Zärtlichkeit geliebt; aber seitdem er in ihr Englands künftige Königin erblickte, war sie der Stolz seines Herzens, wie seines Hauses geworden. Die Welt hatte jetzt alle ihre Reize für ihn verloren. Aus eigener Kraft vermochte er sich nicht mehr zu erheben, nur an dem Grabe des Erlösers hoffte er Trost und Stärke zu finden. Noch in demselben Jahre trat er also eine fromme Pilgerreise nach dem heiligen Lande an, ohne zu ahnen, daß dort ihn bald eine Königskrone für den Verlust seiner Tochter entschädigen sollte. Fulko blieb ein ganzes Jahr in Palästina, unterhielt während dieser Zeit aus eigenen Mitteln hundert Ritter zum Dienste des heiligen Grabes, und als er nach Jahresfrist wieder in seinen Staaten angekommen war, führte er in denselben eine jährliche, an das heilige Grab in Jerusalem zu entrichtende Steuer von dreißig Pfund Silbers ein. — Diese Beweise von Freigebigkeit, Gottesfurcht und warmem Interesse für das Grab des Erlösers erwarben ihm in hohem Grade die Liebe und Achtung der Christen in Palästina; und da Balduin der Zweite, der damals auf dem Throne von Jerusalem saß, keine männliche Nachkommen, sondern nur eine Tochter, Namens Melisende, hatte, die demnach jetzt die Erbin seiner Krone war, so äußerte die ganze orientalische Christenheit den Wunsch, daß Graf Fulko von Anjou, der früher durch ausgezeichnete Tapferkeit, und nachher durch seine fromme und freigebige Vorsorge für das heilige Grab, so große Verdienste um die Christenheit in dem Orient sich erworben hatte, nun auch der Gemahl Melisende's, und durch diese der Thronfolger ihres Vaters werden möchte. Zwei Ritter von dem heiligen Grabe wurden nach Frankreich gesandt, um den Grafen von Anjou mit dem Wunsche Königs Balduin und der Christenheit von Palästina bekannt zu machen.

Das Anerbieten einer Krone hatte für Fulko zu großen Reiz, als daß er es hätte zurückweisen sollen; und obgleich er schon sechzig Jahre zählte, entschloß er sich doch, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen, trat demnach seine Staaten in Frankreich, nämlich die Grafschaften Anjou, Maine und Tourraine an seinen Sohn Gottfried ab, eilte nach dem Orient, ward dort Melisendes Gmahl, und als bald darauf (1133) Balduin der Zweite starb, auch König von Jerusalem *).

*) Sonderbares Geschick des Hauses Anjou, das durch Heirath schnell nach einander zwei Königskronen an sich brachte. Zwei Jahre darauf, als Fulko von Anjou durch seine Vermählung mit Melisende König von Jerusalem geworden war, vermählte sich auch sein Sohn Gottfried von Anjou, mit dem Beinamen Plantagenet, mit Heinrichs I. Tochter, der verwittweten Kaiserin Mathilde. Gottfried ward jedoch nach Heinrichs Tod der Thron von England streitig gemacht, und erst sein Sohn, Heinrich II., ward König von England. Mit ihm begann das Haus Anjou oder Plantagenet über England und die Normandie unter nicht mehr angefochtenem Rechtstitel zu herrschen.

VI.

Ludwig ernennt zuerst seinen Sohn Philipp, und nach dessen Tod seinen zweiten Sohn Ludwig zum Mitregenten.— Neue Bewegungen in Frankreich und der Normandie zu Gunsten Wilhelms Clito.— Ermordung des Grafen von Flandern, Carls des Gütigen.— Wilhelm Clito wird Graf von Flandern, stirbt aber bald darauf in Folge einer bei der Belagerung von Alost erhaltenen Wunde.

1. König Ludwig stand zwar jetzt erst in dem zwei oder dreiundfünfzigsten Jahre seines Alters. Aber die unaufhörlichen Kriege und Fehden, bei denen er stets alle Gefahren und Mühseligkeiten mit dem Gemeinsten

seiner Soldaten theilte, hatten nach und nach seine Gesundheit geschwächt, und das Gefühl einer allmähligen Abnahme der Kräfte erzeugte bisweilen in ihm den Gedanken an die Möglichkeit eines vielleicht nicht mehr sehr entfernten Todes. Er hielt es für Pflicht, dafür zu sorgen, daß durch eine plötzliche und unverhoffte Thronerledigung keine inneren Unruhen entständen; und als er jetzt vernahm, daß König Heinrich von England, obgleich dieser dreizehn Jahre älter als Ludwig war, seiner Tochter, der verwittweten Kaiserin Mathilde, von der hohen Geistlichkeit und den Baronen Englands und der Normandie, als deren künftigen Beherrscherin, habe huldigen lassen, so wollte er ebenfalls nicht länger zögern, durch Ernennung seines Sohnes zum Mitregenten die Thronfolge in seinem Hause zu sichern. Seine Gemahlin hatte ihn zum Vater von sieben Söhnen und einer Tochter gemacht *). Der Erstge-

*) Der älteste dieser Söhne war Philipp. Nach ihm kam Ludwig, der unter dem Namen Ludwigs VII. seinem Vater auf dem Throne folgte. Nach diesem kam Heinrich, der zuerst Mönch in der Abtei von Clairvaux, dann Bischof von Beauvais und endlich Erzbischof von Rheims ward. Der vierte Sohn hieß Robert. Er ward der Stammherr des mit der königlichen Familie verwandten Hauses Dreux. Von Hugo, dem fünften Sohne Ludwigs, hatte die Geschichte uns blos den Namen aufbehalten. Philipp, der auf Hugo gefolgt war, ward Archidiakonus der Kirche von Paris, und als man ihn zum Bischofe dieser Kirche gewählt hatte, trat er das Bisthum dem berühmten Peter Lombard ab. Peter, der zuletzt Geborne, ward durch seine Heirath mit Isabellen Herr von Courtenai, und seine Nachkommenschaft pflanzte sich bis auf die neuesten Zeiten. Ludwigs einzige Tochter, Constantia, ward zuerst mit Eustach von Blois, dem Sohne Königs Stephan von England, und nach dem frühzeitigen Tode desselben mit Raimund, Grafen von Toulouse, Her-

borne, Philipp, war ein Prinz, dessen herrliche Anlagen den Vater und das ganze Königreich zu großen Hoffnungen berechtigten. Körperliche Wohlgestalt und Schönheit der Seele vereinten sich in seiner Persönlichkeit, und durch seine ritterliche Erziehung war er an Tapferkeit und Rittergeiste das Ebenbild seines Vaters. Die Feierlichkeit der Huldigung, wie die der Salbung und Krönung, welche letzteren von dem Erzbischofe von Rheims verrichtet wurden, hatte am ersten Tage des heiligen Osterfestes (14. April) des Jahres 1129 Statt, und zwar in Gegenwart einer Menge geistlicher und weltlicher Herren; selbst mehrere der mächtigern Kronvasallen vermehrten durch ihre Gegenwart, und die außerordentliche Pracht, die sie bei dieser Gelegenheit wieder zur Schau stellten, den Glanz des festlichen Tages.

2. Ludwig erblickte nun in seinem Sohne auch seinen, schon zum Könige gekrönten Nachfolger; ahnete aber nicht bei der großen Freude, die sein väterliches Herz jetzt erfüllte, daß er den, obgleich erst vierzehnjährigen, König dennoch um mehrere Jahre überleben sollte. Wirklich ward auch der junge Monarch schon im zweiten Jahre nach seiner Erhebung durch ein grausames Geschick seinem Vater wie seinem Volke wieder entrissen. In Begleitung seiner gewöhnlichen Umgebungen ritt König Philipp am 13. October des Jahres 1131 durch die Straßen von Paris. Auf dem Greveplatz rannte plötzlich ein wild gewordenes, aus den Händen des Metzgers losgerissenes Schwein aus einem Hause hervor und gerade unter die Beine des Pferdes, das den König trug. Das Thier ward scheu, bäumte sich und überschlug sich end-

zog von Narbonne und Markgrafen von Provence, vermählt.

lich mit seinem Reiter, und zwar so, daß dieser unglücklicher Weise mit dem Kopfe auf einen großen, in der Straße liegenden Stein fiel und den hintern Theil der Hirnschale sich zerschmetterte. Mehr todt als lebend ward Philipp unter dem Pferde hervor gezogen, und in ein nahe stehendes Haus gebracht; aber die Kopfwunde war tödtlich, keine Rettung mehr möglich, und nach wenigen Stunden war der junge, hoffnungsvolle König leider schon eine Leiche. — Der Tod seines Sohnes versenkte den König und dessen Gemahlin in den tiefsten Kummer. Nichts vermochte sie zu trösten; Gegenwart und Zukunft und ihre eigene Existenz waren ihnen jetzt eine unerträgliche Last. Aber nicht nur der Hof, auch alle Einwohner von Paris, ja ganz Frankreich theilten den Schmerz der königlichen Eltern; denn durch seine liebenswürdigen Eigenschaften hatte Philipp frühzeitig die Herzen aller Franzosen für sich gewonnen. Nachdem die Getreuen, welche den König umgaben, ihn einige Tage ganz seinem Jammer überlassen hatten, suchten sie endlich ihn wenigstens für die Tröstungen empfänglich zu machen, welche die Religion durch den Mund mehrerer würdiger Bischöfe, die auf die erste Nachricht von dem großen, der königlichen Familie zugestoßenen Unglück nach Paris geeilet waren, ihm jetzt darbot. Um ihn noch mehr aufzurichten, stellte ihm der kluge und einsichtsvolle Abt Suger von St. Denys vor, welche große Erleichterung es für ihn seyn müßte, wenn er jetzt an die Stelle des Verstorbenen seinen nächst gebornen Sohn Ludwig zum Mitregenten erklären und zum König ihn würde krönen lassen. Dieser Vorschlag that dem Herzen des gebeugten Vaters wohl, und die zufällige Anwesenheit des Papstes in der Nähe von Paris bestimmte ihn bald vollends, dem Rathe des treuen und verständigen Abts zu folgen.

3. Durch eine gespaltene Papstwahl war nach dem Tode Honorius II. ein Schisma in der römischen Kirche entstanden. Ein Theil des heiligen Collegiums hatte, unter dem Namen Innocenz II., den Cardinal Gregor von St. Angelo, ein anderer Theil aber den Cardinal Peter Leo, unter dem Namen Anaclet II., zum Papste gewählt. Dieser hatte den größten Theil der römischen Geistlichkeit, wie auch des Adels und des Volkes, und endlich gar noch den mächtigen Herzog Roger von Calabrien und Großgrafen von Sicilien auf seiner Seite; Innocenz jedoch blos die Cardinäle, die ihn gewählt hatten, die aber, weil ausgezeichnet durch Frömmigkeit und erleuchtete Weisheit, die Zierden des heiligen Collegiums waren. Gegen die übermächtige Gegenparthei vermochte Innocenz nicht, sich in Rom zu behaupten. Bei nächtlicher Weile schiffte er sich auf der Tiber ein, ging zuerst nach Pisa und von da nach Frankreich, das heißt, in das Land, wo schon so viele seiner Vorfahren Schutz und Hülfe gesucht und stets auch sie gefunden hatten. Ludwig benahm sich bei dieser Gelegenheit mit ungemeiner Klugheit. Er berief die Bischöfe Frankreichs zu einem Concilium nach Etampes. Da der heilige Bernard jetzt nicht blos in Frankreich, sondern auch in allen Ländern diesseits der Alpen in dem wohlverdienten Rufe der Heiligkeit stand, so ward er ebenfalls zu diesem Concilium berufen, und sämmtliche in Etampes versammelte Väter übertrugen ihm in dieser wichtigen, die ganze Christenheit interessirenden Angelegenheit, sogar das Referat. Die Wahl Innocenz II. war zwar nicht ganz fehlerfrei *); aber Bernard glaubte

*) Das Fehlerhafte davon lag jedoch blos in Nichtbeobachtung der, von den Kirchensatzungen vorgeschriebenen Wahlformen; wogegen aber die Wahl des Peter Leo, obgleich dem äußern Anschein nach auf kanonischem Wege geschehen, dennoch, weil mit dem Laster der Simonie befleckt, als durchaus ungültig konnte be-

aus sehr guten Gründen über diesen Punkt hinweggehen zu müssen, indem, wie er sagte, es unter den vorliegenden Umständen nicht sowohl darauf ankomme, die Wahlen zu untersuchen, als vielmehr die größere oder mindere Würdigkeit der Gewählten zu prüfen und danach zu entscheiden. Der Vortrag des Heiligen war ganz zu Gunsten Innocenz des Zweiten, und wie gewöhnlich sprach jetzt Bernard wieder mit solchem Nachdruck und solcher Klarheit, daß der König und das ganze Concilium sich für Innocenz erklärten, worauf Ludwig unverzüglich nach Clugny, wo der Papst sich aufhielt, den Abt Suger sandte, um denselben in seinem Namen als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche zu begrüßen, und ihn des Gehorsams und der Anhänglichkeit des Königes und der Bischöfe Frankreichs zu versichern. Dem Beispiele Ludwigs folgten nun sogleich, nur mit Ausnahme des Herzogs von Aquitanien, auch sämmtliche große Kronvasallen, bald darauf auch Deuschland, England und die beiden christlichen Königreiche Spaniens *).

4. Unstreitig hatte Ludwig durch sein kluges und zuvorkommendes Benehmen sich keine kleine Verdienste um den Papst erworben; und um so dringender bat jetzt der verständige Suger den König, diese Gelegenheit zu benutzen, um seinen Sohn krönen zu lassen, indem man mit Grund hoffen könnte, daß der Papst selbst die Salbung und Krönung des jungen Prinzen verrichten und eben dadurch dieser Feierlichkeit in den Augen ganz Frankreichs eine noch höhere Weihe und

trachtet werden. — In der Kirchengeschichte wird dieser Gegenstand näher und umständlicher erläutert werden.

*) Nämlich Arragonien und Castilien. Die diese Reiche beherrschenden Könige führten beide den Namen Alphons.

noch größern Glanz ertheilen würde. — Innocenz befand sich jetzt gerade in Rheims, wo er seit acht Tagen die Berathungen eines sehr zahlreichen, aus Bischöfen aller christlichen Nationen bestehenden Conciliums leitete. Dahin begab sich nun auch Ludwig mit seiner Gemahlin, der ganzen königlichen Familie und einem glänzenden Gefolge der vornehmsten französischen Großen. Der Papst und das Concilium waren auf die Ankunft des Königes vorbereitet. Als der tiefgebeugte Monarch — seit dem gewaltsamen Tode seines Sohnes Philipp waren erst eilf Tage verflossen — in die Mitte der versammelten Väter trat, schlugen ihm alle Herzen theilnehmend entgegen. Nachdem er, dem Herkommen zufolge, die Füße des heiligen Vaters geküßt hatte, ließ er sich an der Seite desselben nieder, setzte die ehrwürdige Versammlung von dem großen Verlust, den er erlitten, zwar nur in wenigen, aber jedem Auge eine Thräne entlockenden Worten in Kenntniß, und machte dann seinen Entschluß bekannt, seinen zweitgebornen Sohn, Ludwig, zum Könige krönen zu lassen. Mit sichtbarer Rührung antwortete der Papst auf die kurze Rede des Königes. Er sprach zu demselben Worte des Trostes voll Geist und Salbung, und schloß endlich damit, daß er den König darauf aufmerksam machte, daß, so groß auch sein Unglück und wie gerecht demnach auch sein Schmerz sey, er diesem dennoch nicht unterliegen dürfe, da ja eine weise, allgütige Vorsehung ihn noch mit so vielen andern Söhnen gesegnet habe. Der Papst erklärte hierauf, daß er in eigener Person die Salbung und Krönung des neuen jungen Königes zu verrichten bereit sey, befahl daher sämmtlichen Vätern des Conciliums, morgen in festlicher Kleidung und in dem ganzen, der Würde eines Jeden zukommenden Ornat sich hier wieder zu versammeln. — Sehr frühe am Morgen des folgenden Tages begab sich Innocenz, an der Spitze einer eben so zahlreichen als ehrwürdigen

Reihe von Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten und frommen Ordensmännern, nach dem Kloster zum heiligen Remigius, wo der junge, erst zwölfjährige Kroncandidat seine Wohnung genommen hatte, und führte denselben bei der Hand in die große, prachtvoll geschmückte Kathedrale von Rheims. An der Thüre derselben empfingen und begrüßten den heiligen Vater höchst ehrfurchtsvoll der König und dessen ganzes glänzendes Gefolge. Eine ungeheure Menge Volkes war ebenfalls schon in der Kirche versammelt. Der Papst stellte den Prinzen jetzt vor den Altar, sprach zuerst ein kurzes Gebet für die Ruhe der Seele des verstorbenen jungen Königes aus, flehete dann zu Gott, daß Er auf der nun vorzunehmenden Handlung seinen heiligen, alles befruchtenden Segen möchte ruhen lassen, salbte hierauf Ludwig den Jüngern*) mit dem heiligen Oel und setzte ihm endlich die Königskrone auf das Haupt. Aber in lautem Jubel löste sich jetzt die in dem weiten Tempel bisher herrschende Stille auf. Von allen Seiten erschallten frohe Zurufungen und wiederholte Segenswünsche für den Papst, für den jungen Monarchen und dessen königlichen Vater. Die Freude war allgemein, aufrichtig und warm, nicht nur unter den vielen anwesenden geistlichen und weltlichen Herren, sondern auch, und vielleicht noch herzlicher, unter dem, aus der ganzen Gegend zahlreich herbeigeströmten Volke. Aber auch zum ersten Male, nach zwölf in tiefstem Kummer durchlebte Tage, öffnete sich jetzt das Herz des Vaters wieder der Freude; sichtbare Spuren der Zufriedenheit zeigten sich in allen seinen

*) Um ihn von seinem Vater zu unterscheiden, ward derselbe von dem Augenblicke seiner Krönung an Ludwig der Jüngere genannt. Auch nach dem Tode seines Vaters behielt er denselben Beinamen noch in der Geschichte; so daß er darin bald Ludwig VII., bald Ludwig der Jüngere genannt wird.

Gesichtszügen, und weit mehr getröstet, beruhiget, zufriedener und glücklicher, als er nach Rheims gekommen war, kehrte er von da mit der Königin und seiner Familie wieder nach Paris zurück.

5. Obgleich Ludwigs des Sechsten Gesundheit mit jedem Tage schwankender ward, bemerkte man an ihm doch keine Abnahme jener Thätigkeit, mit der er sich stets allen Geschäften der Regierung hingab. Die Angelegenheiten Wilhelms Clito, dieses trefflichen, eines bessern Schicksals würdigen Prinzen, waren es, die jetzt Ludwig vorzüglich beschäftigten. Schon vor mehrern Jahren, nämlich gleich nach dem zweiten, im Jahre 1119 zu Gisors geschlossenen Frieden, als in Folge desselben Clito sich von Allen verlassen sah, entschloß sich dieser kühne, unternehmende Prinz, einen Versuch zu machen, ob er nicht durch eigene Kraft erringen könnte, was er selbst mit Hülfe Frankreichs und einiger der mächtigsten französischen Fürsten nicht hatte erreichen können. Er bewarb sich also zuerst um die Gunst und das Zutrauen einiger der mächtigern normännischen Barone. Als er verschiedene derselben, die ohnehin mit der englischen Fremdherrschaft sehr unzufrieden waren, in sein Interesse gezogen hatte, suchten nun auch diese ihrerseits alle, mit denen sie in Verbindung standen, für Wilhelm Clito zu gewinnen; und so gelang es diesem Prinzen in kurzer Zeit, unter dem normännischen Adel eine zahlreiche und mächtige Parthei für sich zu haben, die auch jetzt um so fester zu ihm hielt, und um so eifriger und thätiger sich erwies, da ja König Heinrich seinen einzigen legitimen und daher auch thronfähigen Sohn, den Wilhelm Atheling, durch den Schiffbruch zwischen Harfleur und der englischen Küste verloren hatte, mithin Clito nun offenbar der einzige rechtmäßige Erbe nicht blos der Normandie, sondern selbst der Krone von England,

war. Die Verschwornen hielten nun häufige Zusammenkünfte. Der französische König versprach ihnen, sie in geheim kräftig zu unterstützen, und der Graf von Anjou, der jetzt wieder mit seinem Schwiegervater zerfallen war, sagte ihnen um so sicherer seine Hülfe zu, da er im Sinne hatte, seine jüngste Tochter mit Wilhelm Clito zu vermählen, und ihm mit der Hand Sybillens auch die Grafschaft Maine als ein Lehen zu übergeben*). Alles rüstete sich jetzt in der Normandie zum Krieg. Aber bevor noch diese Rüstungen beendigt waren und die Verbündeten ihre Streitkräfte vereinigen konnten, ward die ganze Verschwörung entdeckt. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit eilte König Heinrich mit einem englischen Heere über das Meer, landete ganz unvermuthet und zur größten Bestürzung der Verschwornen an der Küste der Normandie, fiel über die vereinzelten Barone her, erstürmte oder belagerte ihre

*) Die Ursache des abermaligen Zwistes zwischen Heinrich und dem Grafen von Anjou war folgende. Der Graf hatte seiner, mit Wilhelm Atheling vermählten Tochter Mathilde, ein ungemein reiches Heirathsgut mitgegeben. Als aber beide, wenige Monate nach ihrer Vermählung, bei jenem unglücklichen Schiffbruch ihr Leben verloren hatten, so glaubte sich auch der Graf berechtigt, das der so frühe verstorbenen Tochter mitgegebene Heirathsgut wieder zurückzufordern. Dazu wollte jedoch der geizige König sich durchaus nicht verstehen. Zwischen Beiden trat also wieder eine merkbare Kälte ein, und da der Graf, wie alle Welt, den Clito nun nach des Prinzen Wilhelms Tod für den vermuthlichen, rechtmäßigen Erben Englands und der Normandie hielt, und mit vollem Grunde hoffen konnte, daß derselbe, selbst im widrigsten Falle, wenigstens doch das Herzogthum Normandie, wo er allgemein beliebt und erwünscht war, erhalten würde, so glaubte er auch für seine jüngste Tochter Sybilla keine bessere und ehrenvollere Verbindung finden zu können. Aber, wie wir sogleich sehen werden: l'homme propose et Dieu dispose!

Burgen, bestrafte mit ungemeiner Härte Alle, welche das Unglück hatten, in seine Hände zu fallen, ließ Einigen davon sogar die Augen ausstechen, und zog von Allen, die durch schleunige Flucht nach Frankreich sich gerettet hatten, deren sämmtliche Güter und Lehen ein. Da Heinrich in allen Burgen, wie unter den Scharen der aufrührischen Barone, wie er sie nannte, stets sehr viele Franzosen fand, so zweifelte er keinen Augenblick mehr an Ludwigs unmittelbarer Theilnahme an der Verschwörung. Ohne ihm den Krieg anzukündigen, fiel er demnach sogleich in die Landschaft Verin ein. Er hoffte jetzt mit um so größerer Zuversicht Ludwig zu demüthigen, da auch sein Schwiegersohn, der deutsche Kaiser Heinrich V., sich mit einem Heere den französischen Grenzen näherte. Aber während der tapfere Graf Amalrich von Montfort mit einem kleinen, aber aus geübten Truppen bestehenden Heere, Heinrichs Fortschritte in der Mark Verin nicht nur hemmte, sondern ihn sogar bald daraus wieder vertrieb, ward auch der Kaiser, wie wir schon wissen, bei dem bloßen Anblick des ungeheuern, ohne alles Verhältniß ihm weit überlegenen französischen Heeres zum Rückzuge gezwungen, und der doppelte, jedoch jetzt so schnell vereitelte Angriff zweier so mächtiger Gegner, des deutschen Kaisers und des Königes von England, trug nun nur noch mehr dazu bei, den Ruhm Ludwigs zu vermehren, und ihn weit über seinen bisherigen Nebenbuhler, den Heinrich von England, zu erheben. — Was jedoch die projektirte Heirath Wilhelms Clito mit der Tochter des Grafen von Anjou betraf, so gelang es dennoch dem König von England, dieselbe zu verhindern. Er ließ nämlich Nachforschungen anstellen, und da in Folge dieser nun bald eine wirkliche oder vorgebliche allzunahe Verwandtschaft zwischen Clito und dessen fürstlicher Braut gefunden ward, so eilte Heinrich, die Sache nach Rom zu berichten, und erhielt nun von dem Papste,

daß derselbe diese Heirath, als den Gesetzen der Kirche zuwider, strenge verbot.

6. Aber jetzt war Clito seit ein paar Jahren mit Johanne von Montferat, der jüngsten Schwester der Gemahlin Ludwigs VI., vermählt *), demnach auch jetzt ein naher Anverwandter des französischen königlichen Hauses, und der König fühlte sich nun auch noch um so mehr aufgefodert, einen neuen Versuch zu machen, die Rechte seines Schwagers wenigstens auf die Normandie durch Waffengewalt geltend zu machen. Er selbst wollte zwar nicht gleich öffentlich dabei auftreten, für jetzt noch den Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Frankreich und England vermeiden. Aber er gab einstweilen dem Wilhelm Clito die Städte Chaumont, Pontoise, Mantes und die ganze, an die Normandie grenzende Mark Verin zu Lehen, und berief bald darauf sämmtliche französische Barone auf das nächste Weihnachtsfest zu einer allgemeinen Berathung über Angelegenheiten des Reiches zu sich nach Paris **). Dieser zahlreichen und glänzenden Versammlung stellte er den Wilhelm Clito vor, entwarf in wenigen aber kräftigen Zügen ein rührendes Gemälde von dieses edeln jungen Prinzen traurigem Schicksal bis auf die gegenwärtige Stunde, von Heinrichs Grausamkeit gegen seinen Neffen, den er nicht nur seines väterlichen Erbes beraubt habe, sondern noch immer zu verfolgen fortfahre und ihn völlig zu verderben suche. Die Rede

*) Clito's Gemahlin war eine Halbschwester der Königin von Frankreich, und zwar von Seite der Mutter her.

**) Man nannte eine solche Versammlung cour plenière. Unter den ersten Capetingern hatten sie nicht Statt gehabt; aber schon ziemlich oft unter Ludwig VI., und da auch sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der Jüngere, sie bei wichtigen Veranlassungen zusammen berief, so gewannen sie bald dasselbe Ansehen und die-

des Königes machte ungemeinen Eindruck. Wie von einem und demselben Geiste beseelt, erhob sich die ganze zahlreiche Versammlung und erklärte feierlich, daß sie alle Kräfte und alle Mittel, über die sie verfügen könnte, zum Schutze des Prinzen aufzubieten bereit sey. Auch viele Barone in der Normandie, Bretagne und der Grafschaft Maine, als sie von dem, unter den französischen Herren geschlossenen Bündniß Kunde erhalten hatten, traten demselben bei. Ueberall rüstete man sich in Frankreich wieder zum Kriege, und schon war der Ort bezeichnet und der Tag bestimmt, an welchem das Heer der Verbündeten sich sammeln und Wilhelm Clito zum Herzog der Normandie ausgerufen werden sollte, als plötzlich die ganz unerwartete, schreckliche Nachricht von der Ermordung Carls des Gütigen, Grafen von Flandern, eintraf; ein Ereigniß, wodurch die Aufmerksamkeit Ludwigs und seiner Barone nun auf einen ganz andern Gegenstand gelenkt ward, und das Unternehmen auf die Normandie auf unbestimmte Zeit vertagt werden mußte.

7. Carl, Graf von Flandern, war der Sohn des im Jahre 1087 ermordeten dänischen Königes Knut II., mit dem Beinamen: der Heilige, und der Adela, einer Tochter Robert des Friesen, Grafen von Flandern und Friesland. Aus dem Orient kam er mit dem Ruhme eines eben so tapfern und unerschrockenen, als wahrhaft christlichen Ritters nach Europa zurück, und folgte nach dem Tode des kinderlos verstorbenen Grafen Balduin des Siebenten demselben in der Herrschaft über die reiche Grafschaft Flandern *). Schon der Bei-

selbe Bedeutsamkeit gleich den Reichstägen in Deutschland, oder den Parlamenten in England oder den Cortes in Spanien.

*) Balduin VII. war, wie der Leser sich erinnern wird,

name: der Gütige, den ein dankbares Volk ihm gab, bezeichnet hinreichend den Charakter dieses Fürsten und dessen Regierung. Aufrichtig und von Herzen fromm, wollte er auch sein Volk durch Beispiel und Gebot denselben Weg führen, und alle Laster, wovon gewöhnlich die weltliche Macht keine Notiz zu nehmen pflegt, waren während seiner Regierung in Flandern hoch verpönt. Das Seelenheil seiner Unterthanen lag ihm eben so sehr am Herzen, als deren damals sich immer weiter verbreitende Handel und mit jedem Jahre zunehmende merkantilische Gewinn *). Im wahren Sinne der Vater aller Armen und der Freund seiner Unterthanen, war er ein desto größerer Feind jedes Geistes des Wuchers und der falschen Speculation. Aus diesem Grunde verbannte er alle Juden aus seinen Staaten, und gleiches Loos traf auch Alle, die lose Künste trieben, als Wahrsager, Zeichendeuter, Zauberer rc. rc. In Zeiten der Theuerung ließ er alle Speicher im ganzen Lande durchsuchen, und das darin vorgefundene Getraide um einen mäßigen und gerech-

während des Krieges zwischen Frankreich und England in einem Gefechte verwundet worden, und obgleich dieselbe nicht tödtlich war, starb er dennoch an den Folgen derselben, jedoch blos, weil er sich den Verordnungen der Aerzte durchaus nicht fügte.

*) Diesseits der Alpen waren damals die Flammänder das thätigste und reichste handeltreibende Volk. Nur die großen italienischen Seestädte hatten hierin einen Vorsprung vor ihnen. Was den Handel der Flammänder sehr gewinnreich machte, waren die vielen im Lande errichteten Fabriken. So z. B. kauften sie den Engländern deren rohe Wolle ab, und verkauften ihnen dann wieder, und zwar mit großem Profit, die von ihnen daraus fabricirten Wollenwaaren. — Einige französische Fürstenthümer hatten zwar einen größern Flächeninhalt als Flandern; aber dafür war diese Grafschaft weit bevölkerter und hatte ungleich reichere Einwohner, als alle übrigen.

ten Preis an die wenig bemittelten Stadt- und Landbewohner verkaufen *). In dem letzten Jahre der Regierung wie des Lebens dieses guten Fürsten, trat abermals ein bald allgemein gefühlter Getraidemangel, und daher auch eine, mit jedem Tage steigende Erhöhung des Kornpreises ein. Die Theuerung hatte zwar zum Theil in einer mißrathenen Ernte, aber noch weit mehr in dem Wuchergeiste reicher Grundeigenthümer ihren Grund. Wie gewöhnlich mußten wieder alle Speicher in ganz Flandern geöffnet werden, und zwar ohne Unterschied des Standes und des Ranges der Eigenthümer, demnach auch die reich gefüllten Kornböden eines gewissen Bertulfs van der Strate, Probstes zu Brügge und Kanzlers von Flandern, der aber, da dessen Stolz noch größer war, als seine Reichthümer, daher über dergleichen landesherrlichen Verordnungen erhaben zu seyn glaubte, sich dadurch auf das höchste beleidiget fühlte, und von diesem Augenblicke an dem Grafen von ganzer Seele abhold ward. Aber nun dauerte es nicht lange, so mußte der stolze Kanzler eine noch weit schmerzhaftere, ihn noch weit mehr demüthigende Kränkung erfahren. Bertulf war nämlich von ganz niedriger obscurer Geburt, hatte aber unter den vorigen Grafen sehr große Reichthümer erworben, auch die Seinigen bereichert, und durch seine vielen, sehr ansehnlichen Güter, durch seinen Einfluß in die Angelegenheiten des Landes, seine mächtigen Verbindungen und ausgebreitete Verwandtschaft sich nach und nach mit den edelsten Geschlechtern auf gleiche Linie gestellt. Von dieser eingebildeten Höhe ward er jetzt plötzlich und ganz unvermuthet herabgestürzt. Bertulf hatte eine seiner Nichten einem Ritter zur Frau gegeben, und als dieser mit einem andern

*) *Oudegherst*, Annales et Chroniques de Flandre. c. 64 et 65.

Edelmann in Streit gerieth und ihn zu einem gerichtlichen Zweikampfe in Gegenwart des Grafen herausfoderte, erklärte jener, daß er diese Herausfoderung nicht annehmen könne, indem der Herausfoderer, weil er eine Frau aus dem Knechtsstande genommen, den Gesetzen des Landes gemäß seinen Adel verloren habe. Diese Erklärung, welche eine so angesehene, bisher allgemein für adelig gehaltene Familie mit unauslöschlicher Schmach bedeckte, machte ungemeines Aufsehen. Bertulf suchte Himmel und Erde für sich in Bewegung zu setzen. Der Graf befahl, der Sache auf den Grund zu forschen, den Stand und die Familienverhältnisse Bertulfs und alle sich darauf beziehenden vorhandenen Urkunden genau zu untersuchen. Dieses geschah; aber das Ergebniß der Untersuchung war gar nicht zum Vortheil Bertulfs, und so entschied der Graf, nachdem er von Allem gründlich unterrichtet war, mit vollkommener Sachkenntniß, daß Bertulf und dessen Familie zum Knechtsstand und zu den fürstlichen Domainen gehörten. Bertulfs Wuth kannte jetzt keine Grenzen mehr. Er berief alle seine Verwandten, Freunde und Clienten, über Fünfhundert an der Zahl, zu sich nach Brügge, foderte sie auf, die ihnen und ihm angethane Schmach nicht, gleich feigen Knechten, geduldig zu ertragen, im Gegentheil blutige Rache an dem Undankbaren zu nehmen, der ohne ihn, wie er behauptete, die Grafschaft nie würde erhalten haben. Die Ermordung des Grafen ward also jetzt ohne weiters beschlossen, und zum Ort, wo die blutige That vollzogen werden sollte, die Kirche gewählt, die der Graf täglich zu besuchen pflegte. Sobald ihnen am Morgen des folgenden Tages von den ausgesandten Spähern gemeldet ward: der Graf sey in der Kirche, begab sich sogleich Burchard, der Neffe des Bertulfs, mit einer Rotte Verschworner dahin. Als sie in die Kirche traten, lag gerade der Graf in tiefer Betrach-

tung mit gesenktem Haupte vor dem Altar. Da Burchard das Gesicht desselben nicht sehen konnte, befürchtete er, sich vielleicht zu irren, trat demnach näher hinzu und berührte ihn ziemlich unsanft mit der Hand. Dieß that die gehoffte Wirkung; der Graf erhob sein Haupt und sogleich versetzte ihm Burchard mit seinem Schwerte einen so furchtbaren Hieb auf den Kopf, daß er ihm die Hirnschale spaltete, während in demselben Augenblicke ein Anderer ihm den rechten Arm abhieb, den er so eben ausgestreckt hatte, um einer armen Frau ein Almosen zu reichen. Nun drangen auch die übrigen Mörder herbei, und mit Wunden bedeckt, sank Carl der Gütige, regierender Graf von Flandern, unter den Schwertern seiner ruchlosen Mörder. Nach vollbrachtem Mord bemächtigten sich die Verschwornen der Kirche und des daran stoßenden gräflichen Schlosses, befestigten Beides in aller Eile, und glaubten nun für ihre Sicherheit hinreichend gesorgt zu haben; konnten auch wirklich in den auf diese Weise befestigten Gebäuden gegen den ersten Andrang des Volkes wie der Dienstleute des ermordeten Fürsten sich vertheidigen. Aber die flandrischen Landstände riefen den König von Frankreich zu Hülfe. In Begleitung Wilhelms Clito zog Ludwig, und zwar diesmal mit einem verhältnißmäßig starken Heere nach Flandern. Bei der Annäherung des Königes verließen die Verschwornen nach und nach das Schloß; die Meisten flüchteten sich außerhalb des Landes; mehrere Andere blieben in Flandern, verkrochen sich aber in Schlupfwinkeln, in welchen sie unentdeckt zu bleiben hoffen konnten. Nur ungefähr Hundert an der Zahl hatten mit ihrem Abmarsche so lange gezögert, daß sie, als das französische Heer in Brügge einrückte, noch in dem Schlosse waren, und ihnen nun auch kein Weg zur Flucht mehr offen stand.

8. Mit seiner Gemahlin, Margaretha von Clermont, hatte Carl der Gütige keine Kinder erzeugt. Eine Menge aus Seitenlinien des flandrischen Hauses entsprossener Herren trat demnach jetzt auf und machte Ansprüche auf die erledigte große und reiche Grafschaft. Die vornehmsten davon waren: Balduin, Graf von Mons, dessen Großvater Flandern von Robert dem Friesen war entrissen worden; Arnulph von Dänemark, ein Schwestersohn des ermordeten Grafen Carls; Dieterich von Elsaß, Sohn Gertrudens, einer Schwester Roberts des Friesen, und endlich auch König Heinrich von England und Wilhelm Clito, Ersterer als Sohn der Gräfin Mathildis von Flandern, Gemahlin Wilhelms des Eroberers, Letzterer als Enkel derselben. — König Ludwig, als oberster Lehnsherr, entschied zu Gunsten des Letztern und belehnte Clito mit der Grafschaft Flandern. — — Aber weder der französische König, noch der neue Graf von Flandern wollten den Mord Carls des Gütigen ungerochen lassen. Ueberall wurden die Mörder, und selbst die entferntesten Theilnehmer an der Verschwörung, mit der größten Sorgfalt aufgesucht, und alle, die man entdeckte, so wie die, welche man in dem Schlosse gefangen genommen, auf das Grausamste hingerichtet. Man gab sich Mühe, neue schauderhafte Todesarten für diese Verbrecher zu ersinnen. Jene, gegen welche man noch mit einer gewissen Schonung verfahren zu müssen glaubte, wurden von hohen Thürmen herabgestürzt. Alle Andern, besonders der Probst Bertulf und dessen Neffe Burchard, mußten eines noch weit grausamern und langsamern Todes sterben *). Aber gerade durch diese allzu

*) Eine umständliche Erzählung und Beschreibung der verschiedenen Qualen, welche der Kunstsinn der Henker damals erfand, hat an sich etwas so Widerliches und Empörendes, daß es dem Geschichtschreiber ungemein schwer wird, sich in das eben so ekelhafte als schauder-

grausame Bestrafung der Schuldigen verlor Clito die Liebe und das Zutrauen seiner neuen Unterthanen;

---

volle Detail dieser Mordscenen näher einzulassen. Da jedoch der sonst so verständige Abt Suger sie nicht nur zu billigen, sondern sogar auch etwas für seinen König Ludwig höchst Lobenswerthes darin zu finden scheint, so wollen wir es auch ihm überlassen, unsere Leser jetzt selbst damit näher bekannt zu machen.

„Rex autem et amore justitiae et consunguinatis affectu in ultionem tantae proditionis excitatus Flandriam, animosus intrat, ut nequissimos atrocissime perdat, toto animi et operis nisu exaestuat. — — — Ut autem Brugas descendit, non veritus terrae barbariem, nec foedam proditoniae consanguinitatis lineam, ipsos proditores in ecclesia et turre obsessos coarctat, victualia, praeter sua (sc. quae penes se reposita habebant) quae divino nutu eorum etiam usui importuna repugnabant, prohibet. Ut autem fame, peste et gladio, aliquantisper eos contrivit; ecclesiam relinquentes, turrim tantum, ut eos turris retineret, retinuerunt. Jam ergo de vita eis desperantibus, cum jam in luctum verteretur cythara eorum, et organum eorum in vocem flentium; nequissimus Burchardus sociorum consensu fuga lapsus, Flandriam exire volens, nec valens, sola iniquitate propria prohibente, in firmitate cujusdam amici et familiaris reversus, interceptus Regis imperio, exquisito miserae mortis genere, alta rota superligatus, coruorum et alitum rapacitati expositus, desuper oculis defossus et tota facie dilaceratus, inferiorum sagittis et lanceis et jaculis millies perforatus, miserrime interfectus, in cloacam projectus est. Bertoldus vero caput iniquitatis, cum similiter effugere decrevissat, cum huc illueque satis licenter deambulasset, sola superbia reversus (dicebat enim: quis ego aut quid ego sum?) etiam capitur; et Regis arbitrio expositus, merita et miserrima morte est damnatus. Furcis enim cum cane suspensus, quotiens canis percutiebatur, in eum iram retorquens, totam faciem ejus morsicando devorabat, aliquando etiam in eam, quod horribile dictu est, stercorabat, sicque miseram vitam, miserior miserrimo, morte

denn waren die Mörder vorher ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues gewesen, so wurden sie jetzt, bei ihrer unmenschlichen grausamen Bestrafung, ein Gegenstand des Mitleidens und der allgemeinen Theilnahme. Diese Volksstimmung suchte Heinrich von England sogleich seinen Absichten gemäß zu benutzen. Er sah wohl ein, daß Wilhelm Clito, in dem Besitze der reichen Grafschaft Flandern, für ihn ein nur noch um so gefährlicherer Feind seyn würde. Alle Rechte, welche Heinrich auf die Grafschaft zu haben behauptete, trat er also an Dietrich von Elsaß ab, versprach ihm seine Unterstützung und ermunterte ihn, gegen Wilhelm Clito in die Schranken zu treten. Durch englisches Geld gewonnen, riefen selbst die Flanderer, wenigstens ein großer Theil der Nation, den Dieterich in ihr Land; und als er wirklich erschien, öffneten sich ihm die Thore der meisten flandrischen Städte. Zwar ließ Ludwig den Dieterich durch den Erzbischof von Rheims mit dem Banne belegen und belagerte ihn in Ryssel. Aber um Clito die Hülfe des französischen Königes zu entziehen, fiel Heinrich in Frankreich ein, und rückte bis nach Epernay an der Marne vor. Dadurch ward Ludwig gezwungen, Flandern zu verlassen und mit seinem Heere zur Vertheidigung der eigenen Grenzen herbei zu eilen. Clito ließ jedoch darüber den Muth nicht sinken. Er setzte den Krieg fort, und da gerade auch die Stadt Alost die Fahne der Empörung aufgepflanzt und für Dieterich sich erklärt hatte, rückte Clito vor dieselbe und begann sie zu belagern. Die Belagerten leisteten jedoch tapfern Widerstand, machten auch öftere

---

perpetua terminavit. Quos autem in turre incluserat, multis angustiis ad deditionem cogens, sigillatim unum post alium, coram suis fractis cervicibus, dejecit. Quemdam etiam eorum Isaac nomine, timore mortis in Monasterio quodam tonsorutum, demonachatum patibulo affixit." — —

Ausfälle, und als in einem solchen Gefechte Clito wie gewöhnlich sich wieder jeder Gefahr aussetzte und mitten unter die Feinde sich wagte, ward er an der Hand schwer verwundet. Die Wunde war zwar sehr schmerzhaft, schien jedoch nichts weniger als tödtlich; aber sey es aus Mangel an geschickten und erfahrenen Wundärzten, oder auch der nöthigen Heilmittel: kurz, der Brand kam sehr schnell hinzu, und machte schon nach wenigen Tagen dem Leben des edeln, aber, wie es scheint, nur zum Unglück und zu Widerwärtigkeiten gebornen Prinzen Clito ein Ende. Dadurch ward jedoch die Belagerung von Alost nicht aufgehoben, diese auch bald zur Uebergabe gezwungen, und die Schlüssel der Stadt auf dem Grabe Wilhelms Clito niedergelegt. Nach dem Tode des unglücklichen Prinzen erklärte sich ganz Flandern für Dieterich von Elsaß, und Ludwig hielt es nun auch für klüger, sich von Dieterich huldigen zu lassen und ihn mit der Grafschaft Flandern zu belehnen, als einen Krieg, dessen Erfolg höchst unsicher war, noch länger fortzusetzen. — Durch den Tod seines, von ihm unaufhörlich verfolgten Neffen, kam nun Heinrich in den ruhigen und durch nichts mehr gestörten Besitz der Normandie; und auch seine Tochter, die verwittwete Kaiserin Mathilde, welche Heinrich zur Erbin aller seiner Länder ernannt und ihr von der Geistlichkeit und den Baronen Englands hatte huldigen lassen, ward dadurch von einem höchst gefährlichen, weil ungemein kühnen und unternehmenden, Nebenbuhler befreit.

VII.

Ausgang und Ende König Ludwigs des Sechsten.

1. Indessen waren die beiden Könige, Heinrich und Ludwig, in Jahren immer weiter vorgerückt. Der Erstere befand sich jetzt (1133) in seinem sechsundsech-

zigsten, der Andere in seinem fünf- oder sechsundfünfzigsten Jahre seines Alters. Beide Monarchen sehnten sich also nach Ruhe, und der Friede zwischen Frankreich und England ward nun, so lange Ludwig und Heinrich noch lebten, nicht mehr gestört. — — Aber so wie Ludwig im Anfange seiner Regierung mit seinen unruhigen, aufrührischen Vasallen zu kämpfen hatte, eben so mußte er auch gegen das Ende derselben, obgleich Keiner mehr sich förmlich zu empören wagte, dennoch bald gegen diesen, bald gegen jenen die Waffen ergreifen, entweder weil sie den königlichen Gerichtshöfen nicht gehorchen, oder das, was sie als Lehnsleute schuldig waren, nicht leisten wollten, bisweilen auch, weil es noch immer hie und da Einen gab, der aus seiner Burg eine Räuberhöhle zu machen suchte. Ludwigs letzte Waffenthat dieser Art war die Eroberung und Zerstörung der Burg Saint-Briçon an der Loire. Der Eigenthümer derselben hatte sich ebenfalls auf das einträgliche Räuberhandwerk gelegt, es auch seit einiger Zeit mit vielem Glück getrieben, endlich aber es gar zu arg gemacht. Klagen kamen daher diesfalls vor den König, und ehe der adelige Räuber es sich versah, stand Ludwig schon vor der Burg, erstürmte nach kurzer Belagerung dieselbe, und ließ sie bis auf den Grund niederbrennen; nur ein Thurm blieb stehen, in welchen er Besatzung legte. Nach seiner Gewohnheit hatte Ludwig bei der Belagerung und der Bestürmung von Sainte-Briçon es wieder dem Geringsten seiner Soldaten gleich gethan, aber eben daher auch durch allzugroße Anstrengung sich eine Diarrhöe zugezogen, die bald so bedenklich ward, daß er sich nach St. Denys mußte bringen lassen. Die vielen Beweise von Liebe und der wärmsten Theilnahme, die er auf dem Wege dahin überall von der Geistlichkeit, den Bürgern und Landleuten erhielt, waren für Ludwigs Herz ein ungemeiner Trost. In der

Abtei angekommen, äußerte er das Verlangen, die Regierung niederzulegen und seinen Königsmantel mit dem Ordenskleide des heiligen Benedicts zu vertauschen. Bedeutende Geldsummen ließ er einstweilen unter den Kirchen und Armen austheilen. Indessen ward es mit ihm wieder besser, und bald verschwand alle Besorgniß wegen eines nahen Todes. Seine vorige Gesundheit erhielt er jedoch nicht wieder. Eine gewisse Schwäche blieb zurück, die auch die Ursache ward, daß Ludwig nichts nur einigermaßen Bedeutendes mehr unternehmen mochte; im Gegentheil die paar Jahre, die er noch zu leben hatte, als eine von Gott ihm gönnte Frist betrachtete, zu seinem, im Ganzen genommen nicht mehr sehr entfernten Tode, sich gehörig vorzubereiten.

2. Ludwig war immer der Ueberzeugung gewesen, Heinrich von England, obgleich zehn Jahre älter, werde ihn doch um mehrere Jahre überleben. Aber jetzt (1135) ward ihm zu seinem eigenen Erstaunen diese Täuschung benommen. Heinrich war im vorigen Jahre aus England wieder nach der Normandie gegangen. Aber schon während der Ueberfahrt soll er, wie ein englischer Geschichtschreiber erzählt *), mehrere Unglück weissagende, ihn schreckende Vorbedeutungen gehabt haben. Mit düsterm Gemüthe trat er an das Land, fest entschlossen, sobald als möglich wieder nach England zurückzukehren. Mißstimmt, wie er war, konnte jede Kleinigkeit, die ihm mißfiel, seine üble Laune stets noch vermehren. Besonders ungeduldig ward er über die gallo-normännischen Dichter, die ihn unaufhörlich mit ihren Gedichten überliefen, natürlich in der Hoffnung, königlich dafür beschenkt zu werden. Daran waren sie von Heinrichs verstorbenen Gemahlin, der

*) *Willelmi Malmesbur.*, Hist. novellae p. 22.

Königin Mathilde, gewöhnt worden, welche die normännischen Dichter, weil sie an deren gereimten Erzählungen sich ergötzte, stets reichlich belohnt hatte *). Aber der sparsame, oder vielmehr geizige König Heinrich war viel zu prosaisch, als daß er daran, gleich der Königin Mathilde, das nämliche Vergnügen hätte haben können. Er ward endlich so ärgerlich darüber, daß, wie behauptet wird, die gallo-normännische Poesie eine Hauptursache mit war, daß er gleich in den ersten Paar Monaten seines Aufenthaltes in der Normandie schon wieder nach England zurückkehren wollte. Wirklich hatte er sich schon dreimal eingeschifft, aber widrige Winde auch eben so oft das Auslaufen des Schiffes nicht erlaubt. Indessen nöthigten ihn bald Angele-

*) Die normännischen Dichter nannten sich in Nachahmung der Provecnalen Trouveres. Aus den Ländern diesseits der Loire verdrängten sie gänzlich die Provencaldichtkunst, die ohnehin damals eigentlich nur in den ehemaligen westgothischen Ländern, Südfrankreich, Norditalien und dem östlichen Spanien blühete. Auch in England mußte die alte angelsächsische Dichtkunst jener der normännischen Dichter weichen. Seit der Zeit Wilhelms des Eroberers war in England die gallo-normännische Sprache ausschließlich die Sprache des Hofes wie der höhern Stände, daher auch bei diesen die gallo-normännischen Gedichte ganz vorzüglich beliebt; sie waren größtentheils erzählender Art, und ungemein einträglich für deren Verfasser. Indessen hatten sie doch nur wenig poetischen Werth. Es war blos eine gereimte Prosa; denn nur in wohlklingenden Reimen und in einer endlosen, nicht selten ermüdenden Ausdehnung des Gegenstandes ihrer Erzählung suchten die gallo-normännischen Dichter gerade ihren größten Ruhm und ihr höchstes Verdienst. Aber bei allem dem ergötzten sie jetzt die sogenannte große und feine Welt, und machten — was noch besser war — deren Verfasser reich, und am Hofe wie bei dem ganzen Adel allgemein beliebt. (*Linguard*, **hist. of Engl. T. II. p. 184 et 185.**)

genheiten ernsterer Art, auch wider seinen Willen noch länger auf dem Continent zu bleiben. Gottfried Plantagenet nämlich, mit dem Heinrich seine Tochter, die verwittwete Kaiserin Mathilde, vermählt hatte *), und mit dessen bisherigem Betragen er ohnehin nichts weniger als sehr zufrieden seyn konnte, drang jetzt immer heftiger und unbescheidener in seinen Schwiegervater, ihm schon bei seinen Lebzeiten die Normandie abzutreten. Dazu wollte sich jedoch der alte König durchaus nicht verstehen, und da dieser nun noch erfuhr, daß der junge, wilde und ungestüme Prinz, unter dessen Willen sich Alles beugen sollte, gegen ihn intriguire, mit unzufriedenen normännischen Baronen Verbindungen anzuknüpfen suchte, überdieß auch noch Mathilde gegen ihren Gemahl öfters bei ihrem Vater klagte,

*) Man wird sich erinnern, daß Fulco, Graf von Anjou, als er seine mit dem englischen Kronprinzen vermählte Tochter bei dem Schiffbruche verloren hatte, mit König Heinrich, wegen der von demselben verweigerten Rückgabe des Heirathsgutes, wieder gänzlich zerfiel, und zwar so, daß er sich jetzt mit vieler Wärme der Sache Wilhelms Clito annahm. Um nun diesem einen so mächtigen Schutz zu entziehen, vermählte er seine Tochter, die verwittwete Kaiserin Mathilde, mit Fulco's Sohne, dem Grafen Gottfried, dem sein Vater, bevor er nach dem Orient ging, um dort König von Jerusalem zu werden, seine sämmtlichen Staaten in Frankreich abtrat. Von dieser Verbindung versprach sich Heinrich ungemeinen Segen, der aber nur gar zu bald sich für ihn in unaufhörlichen und, wie behauptet wird, sein Leben verkürzenden Verdruß verwandelte. Auch für Mathilde, die ohnehin, nachdem sie Kaiserin gewesen und auf dem ersten Throne von Europa geglänzt hatte, nur sehr ungerne einem gräflichen Vasallen Frankreichs ihre Hand gegeben hatte, war diese Ehe nicht sehr glücklich, indessen bestieg dennoch dadurch, zwar nicht gleich nach Heinrichs Tod, sondern erst etwas später, das Haus Anjou den Thron von England.

so stand endlich bei Heinrich der Entschluß fest, seine Tochter von der Seite seines Schwiegersohns, der sich ununterbrochen in seiner Grafschaft aufhielt, und seine Gemahlin bei sich hatte, zu entführen, sie allein mit sich nach England zu nehmen, dort mit Ausschließung ihres Gemahls zur einzigen Erbin seiner Krone und übrigen Länder zu erklären, und ihr in dieser Eigenschaft auch von seinen Baronen auf das neue huldigen zu lassen. Dieses Vorhaben, so sehr war Heinrich gegen Gottfried erbittert, würde er sicher ausgeführt haben, hätte nicht der Tod ihn daran gehindert. Nach einer großen Jagdparthie, bei welcher Heinrich vergnügter als gewöhnlich zu seyn schien, hatte er sich mit seinen Begleitern erst ziemlich spät zur Tafel begeben. Das Bedürfniß zu essen war also heute bei ihm weit stärker, als an andern Tagen. Unglücklicherweise wurden ihm unter anderm auch Lampreten vorgesetzt. Aber dieß war gerade eines seiner Lieblingsgerichte, und nun aß er mit solchem Uebermaß davon, daß er sich eine Unverdaulichkeit und in Folge dieser ein heftiges Fieber zuzog, das schon nach wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. Heinrich starb am ersten December des Jahres Eintausend einhundert und fünfunddreißig auf seinem, nahe bei Rouen gelegenen Schlosse Lisbonne.

3. Jetzt, nach Heinrichs Tod, wäre unstreitig für Ludwig der günstige, nicht leicht sobald wiederkehrende Augenblick eingetreten, die Normandie England wieder zu entreissen und mit seinen Kronländern zu vereinigen. Stephan von Boulogne, des verstorbenen Königes Neffe, und Mathilde stritten um den englischen Thron. Ein innerer, langjähriger, blutiger Krieg spaltete und schwächte die Kräfte Englands. In der Normandie, wo man ohnehin gegen jede weibliche Regierung sich sträubte, war Mathilde nicht beliebt, ihr

Gemahl Gottfried sogar gehaßt, daher auch außer Stande, sich in dem Lande länger als höchstens ein paar Monate zu behaupten; und was den Stephan von Boulogne betraf, so machten diesem die Anhänger Mathildens und die englischen Bischöfe so vieles in England zu schaffen, daß er gar nicht an die Normandie denken konnte. Offenbar wäre die Vereinigung dieser schönen Provinz mit der Krone Frankreichs jetzt keine sehr schwere Aufgabe gewesen. Ludwig sah dieß sehr wohl ein, aber Alter und zunehmende Kränklichkeit hatten seinen Muth gelähmt, seinen Geist gebeugt, und er wollte sich in keine Unternehmung mehr einlassen, die, wie er sagte, die Kraft und das Feuer der Jugend erfodere. Er selbst äußerte einigemal bei dieser Veranlassung, wie sehr es zu bedauern sey, daß mit der Reife des Alters und gemachter Erfahrungen so selten oder nie auch der Muth und der Unternehmungsgeist des männlichen Alters verbunden wären *). Ohne also aus den Kronstreitigkeiten in England den mindesten Vortheil für sich zu ziehen, interessirte sich Ludwig doch mehr für den König Stephan, als für Mathilde und deren Gemahl, den Grafen Gottfried

*) Aeußerungen dieser Art erwähnt auch der Abt von St. Denys in seiner Lebensgeschichte Ludwigs VI. Unde, erzählt Suger, (rex) saepe intimis ingemiscendo querebatur: «Haec miserae conditioni, quae scire et posse in simul, aut vix aut nunquam admittit! Si enim juvenis scissem, aut senex possem, efficacissime regna multa perdomassem.» — — Da die Franzosen die von ihrem geliebten Könige am Ende seines Lebens gemachten, nur einigermaßen merkwürdigen Aeußerungen auch nach seinem Tode noch lange Zeit in liebevollem Andenken erhielten, so soll aus dem, was Suger hier den König sagen läßt, endlich das alte, bekannte französische Sprichwort entstanden sein: *Si jeunesse savoit, et vieillesse pouvoit, jamais disette n'y auroit.*

von Anjou. Zu Gunsten des Erstern schrieb er sogar an den Papst Innocenz II., ihn bittend, Stephan von Boulogne für den rechtmäßigen König von England zu erklären, welches der Papst auch that, und zwar aus dem Grunde, weil derselbe, wie der heilige Vater sagte, den während des Interregnums in der Kirche von England eingerissenen Unordnungen und Verwirrungen ein Ende gemacht habe. Endlich hatte Ludwig mit Stephan selbst, als dieser, obgleich ziemlich spät, nämlich erst in dem Jahre 1137, auf kurze Zeit nach der Normandie kam, eine persönliche Unterredung. Stephan huldigte für die Normandie dem französischen Könige, als seinem obersten Lehnsherrn, und schloß mit ihm einen Vertrag, dessen Inhalt unbekannt ist, und der auch um so weniger unsere Aufmerksamkeit erregen könnte, da bald darauf die Sachen in England wie in der Normandie ein ganz anderes Ansehen gewannen. Die Unterredung Stephans mit König Ludwig hatte im Monat Mai des Jahres Eintausend einhundert und siebenunddreißig Statt, mithin nur wenige Monate vor dem Tode des Letztern

4. Seit der letzten Krankheit, von welcher Ludwig gleich nach Eroberung von Sainte-Briçon war befallen worden, befand er sich in einem steten Wechsel bald von anscheinender Besserung, bald wieder von zunehmender Schwäche. Die Hoffnung, noch einige Jahre zu leben, wozu er vermöge seines noch nicht sehr hohen Alters wäre berechtiget gewesen, gab er daher gänzlich auf. Werke der Frömmigkeit, der Milde und Wohlthätigkeit waren das Einzige, womit er sich beschäftigte, und als er um diese Zeit nach St. Denys kam, setzte er vorläufig die Kirche der Abtei zum Erben seiner ungemein reichen Hauskapelle ein. — Aber in der Hälfte des Julius 1137 ward Ludwig zu Betisy auf einmal wieder sehr ernsthaft krank. Sein Ue-

bel war abermals eine sehr heftige Diarrhöe, und welche, wenigstens nach Aussage der Aerzte, die in diesem Jahre herrschende außerordentliche Sommerhitze noch um vieles gefährlicher machte. Schon hatte Ludwig die heiligen Sterbsacramente empfangen, und schon erwarteten alle seine treuen Diener in tiefer Trauer mit jedem Augenblicke das Hinscheiden ihres guten Königes, als auf einmal wieder eine Besserung eintrat, welche die ihn umgebenden Bischöfe zu neuen Hoffnungen belebte, die jedoch Ludwig keinesweges mit ihnen theilte. Aber während jetzt dieser König zu Bethisy auf seinem Sterbebette lag und der Tod an dem für ihn geöffneten Grabe ihm schon winkte, machte er plötzlich und ganz unerwartet eine Eroberung, größer und glorreicher, als er, hätte er auch noch zehn Jahre gelebt und steter Sieg seine Waffen begleitet, je würde gemacht haben. — — Um sich zu entsündigen, und für manchen, durch seine Zulassung, von seinen Soldaten begangenen sacrilegischen Frevel zu büßen, hatte **Wilhelm der Zehnte**, Herzog von Aquitanien, beschlossen, zu Fuße und im einfachen Pilgergewande eine Reise nach dem Grabe des heiligen Apostels Jacob in Compostella zu machen. In diesem Entschluß ward er um so mehr noch bestärkt, da ihm jetzt seine zweite Gemahlin Emma von Wilhelm Taillefer, Grafen von Agouleme, gewaltsam ward entführt worden. Diese ihm zugefügte, schmachvolle Beleidigung betrachtete Wilhelm als ein göttliches Strafgericht, weil er so lange in dem Schisma beharret, und erst unlängst sich in den Gehorsam des Papstes Innocenz II. begeben hätte. Obgleich erst in einem Alter von sieben, oder höchstens achtunddreißig Jahren, hatte Wilhelm doch ein geheimes Vorgefühl, daß er nie mehr von dieser Reise zurückkehren würde. Bevor er sie antrat, wollte er daher sein Haus noch ordnen. Wilhelm hatte keine männliche Nachkommen, nur von seiner ersten

Gemahlin, Eleonore von Chatelleraud, zwei Töchter, wovon er jetzt die älteste, die ebenfalls Eleonore hieß, eine durch Geist, Jugend und Schönheit ausgezeichnete Fürstentochter, zur einzigen Erbin aller seiner Staaten ernannte, jedoch unter der unerläßlichen Bedingung, daß sie mit dem, schon zum König gekrönten jungen Ludwig vermählt werden sollte. Ein sprechender Beweis, welche hohen Begriffe das, in Frankreich nun völlig entwickelte Feudalsystem von der königlichen Würde überall erzeugt hatte. Da Wilhelm ungemein eilte, seine Wallfahrt nach Compostella anzutreten, so ordnete er unverzüglich Gesandte an den alten König, um diesen mit dem Inhalt seines letzten Willens bekannt zu machen und dessen Genehmigung dazu einzuholen. — Ludwigs Zustand hatte sich indessen insoweit gebessert, daß man ihn, ohne diesfalls schlimme Folgen befürchten zu müssen, von Bethisy nach Paris hatte bringen können. Hier empfing er also die Gesandten des Herzogs von Aquitanien. Natürlicherweise ward das Anerbieten einer Gemahlin nicht zurückgewiesen, die nicht nur jung und schön, sondern auch zu ihrer Aussteuer Länder mitbrachte, die von den Ufern der Ardour bis an jene der Loire sich erstreckten, deren Flächeninhalt jenen des eigentlichen königlichen Frankreichs bedeutend übertraf, und die nun, mit den Domainen Ludwigs vereint, dessen Macht und Ansehen in allen Theilen Frankreichs ein entscheidendes Uebergewicht geben mußten. Wenn das Herz des sterbenden Königes noch irgend ein irdisches Ereigniß kräftigen und erfreuen konnte, so war es unstreitig diese ganz unerwartete Botschaft. Ludwig wollte, daß der junge König seinen künftigen Unterthanen sich in seiner ganzen Herrlichkeit und in dem vollen Glanze der königlichen Würde zeigen sollte. Seine Ausstattung übertraf daher an Pracht alles, was man bisher bei ähnlicher Gelegenheit an dem Hofe der capetingischen Kö-

nicht gesehen hatte. In der Begleitung von fünfhundert der vornehmsten französischen Herren und Ritter trat Ludwig der Jüngere seine Reise nach Bordeaux an. In seinem Gefolge befand sich sogar der mächtige Graf Theobald von Champagne, an den sich nun die Menge der übrigen Herren und Ritter anschloß, ebenfalls umgeben von den Vornehmsten und Edelsten ihrer Untervasallen, sämmtlich in prachtvollem, ritterlichem Schmucke. Unter dem größten Jubel des selbst aus weiter Ferne herbeiströmenden Volkes hielt Ludwig seinen Einzug in Limoges an den Ufern der Garonne, Bordeaux gegenüber. Alle große und kleinere Vasallen von Poitou, Güyenne, Saintogne, Gascogne rc. waren hier schon versammelt, um ihren künftigen Herzog und königlichen Herrn zu begrüßen. Aber bei allem dem sollte dennoch Ludwig bloß unter dem düstern Schein von Trauer- und Todtenfackeln sich dem hochzeitlichen Altare nähern. Am Vorabend der Vermählung kam die Nachricht von dem Tode seines Schwiegervaters an. Herzog Wilhelm hatte die Ankunft seines königlichen Schwiegersohnes nicht erwartet, sondern gleich nach Rückkehr der von ihm nach Paris abgeordneten Gesandten seine Reise nach Spanien angetreten. Aber Wilhelms Vorgefühl eines nahen Todes war keine leere Täuschung gewesen. Er erkrankte schon auf dem Wege und starb, bevor er noch das Ziel seiner Wallfahrt erreicht hatte. Seine Leiche ward jedoch nach Gallizien gebracht, und in der dem heiligen Jacob geweihten Kirche zu Compostella beigesetzt. — Wegen des Todes des Herzoges hatten demnach an dem Hofe wie in der Stadt keine geräuschvolle Festlichkeiten Statt. Gleich nach seiner Trauung begab sich Ludwig mit seiner schönen und jungen Gemahlin *) nach Poitiers, wo

---

*) Jung und reizend war wirklich Eleonore, dabei voll Geist und Leben, aber leider auch in einem nicht klei-

beide mit der herzoglichen Krone von Guyenne gekrönt wurden. Aber auch hier, mitten unter den Krönungsfeierlichkeiten, erhielt der junge König durch einen so eben in Poitiers eingetroffenen Eilboten die nicht minder traurige und ihn noch mehr betrübende Nachricht von dem nun wirklich erfolgten Ableben seines Vaters. Bei der Abreise seines Sohnes hatte sich derselbe noch in einem ziemlich erträglichen Zustande befunden. Man konnte hoffen, daß die Neuvermählten ihn noch lebend in Paris treffen würden. Aber leider ward er indessen von seinem alten Hämorrhoidalübel auf einmal wieder befallen, und zwar diesmal so heftig, daß er demselben schon nach wenigen Tagen unterlag. Kurz vor seinem Tode ließ er auf den Boden seines Gemaches einen Teppich ausbreiten, diesen mit Asche bestreuen und sich darauf legen. Die heiligen Sterbsacramente waren ihm vorher schon gereicht worden; und als er sich jetzt noch einmal mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet hatte, entschlief er sanft in dem Herrn. Ludwig VI. starb in dem sechszigsten Jahre seines Alters und in dem dreißigsten seiner Regierung, am 1. August des Jahres Eintausend einhundert und siebenunddreißig.

5. Ludwig VI. gehört unstreitig zu den achtungswürdigsten Königen aus dem capetingischen Stamme. Sein Charakter, seine Denk- und Handlungsweise ge-

---

nen Grade leichtsinnig, und als dieser Leichtsinn endlich in Leichtfertigkeit überging, ward diese Verbindung, durch die der junge König, weil er seine Gemahlin von ganzem Herzen liebte, sich jetzt so glücklich fühlte, nicht nur für ihn selbst eine Quelle unerträglichen häuslichen Verdrusses, sondern auch für ganz Frankreich eine, ein paar Jahrhunderte hindurch nicht mehr versiegende Quelle der größten Calamitäten und oft grenzenlosen Elends. Die Geschichte wird in ihrem Laufe uns zu seiner Zeit nähere und bestimmtere Aufklärung darüber geben.

her aus seinen Thaten hervor, die bereits die Geschichte seiner Regierung uns erzählt hat. Mit den Eigenschaften eines, durch seltene persönliche Tapferkeit ausgezeichneten Helden, verband er alle sanfte Tugenden eines gerechten, guten, von seinem Volke geliebten und dessen Liebe vollkommen würdigen Monarchen. Tief angelegte, eine ferne Zukunft umfassende politische Combinationen lagen nicht in der Richtung seines Geistes. Es ist daher ein offenbarer Irrthum, wenn neuere französische Geschichtschreiber uns in Ludwig VI. den Gründer der städtischen Freiheit in Frankreich wollen erblicken lassen. Ihnen zufolge soll dieser König den geheimen Plan gehabt haben, gegen die Uebermacht seiner großen Vasallen durch Errichtung städtischer Gemeinden sich ein Gegengewicht zu schaffen, in deren eigenem Hause den Samen des Zwiespalts zu streuen, dadurch die Macht derselben nach und nach immer mehr zu lähmen, und dann in einer stets engeren Verbindung mit den Städten den Grund zu der nachher sich so schnell entwickelnden königlichen Machtvollkommenheit zu legen; offenbar eine Staatsklugheit, die wohl das Jahrhundert, in welchem diese Geschichtschreiber blüheten, nicht aber jenes Ludwigs VI. erzeugen konnte. Erstens reichte, wie wir so eben bemerkten, Ludwigs politischer Scharfblick lange nicht so weit, und zudem würde auch dieses Königes offenes, gerades und edles Herz eine solche Machiavelspolitik ganz gewiß verschmähet haben. Spätere französische Publicisten gestehen zwar schon den Königen von Frankreich in dem zwölften Jahrhundert das Recht der Errichtung freier Stadtgemeinden zu. Aber sollten sie auch dieses Recht gehabt haben, so waren sie doch bei weitem nicht mächtig genug, es auszuüben; ihre oft viel mächtigeren Kronvasallen würden es in ihren Ländern durchaus nicht zugegeben haben, auch war Ludwig viel zu klug, als daß er diesfalls nur einen einzigen Versuch hätte machen wollen. Ueber-

haupt errichtete dieser Monarch selbst keine städtischen Communen*); dieses hätte er nur in den, in seinen Erbländern gelegenen Städten thun können, wovon ihn jedoch sein eigenes, wohl berechnetes Interesse zurückhielt. — Das Recht, zu freien Communen sich zu constituiren, ward besonders im Anfange des zwölften Jahrhunderts den Städten bloß von deren eigenen, geistlichen oder weltlichen Herren ertheilt, bald, weil mit Gewalt von den Bürgern dazu gezwungen, bald auch und noch öfters, weil diese mit großen Geldsummen es von ihnen erkauften, und ihre Herren, die nur den augenblicklichen Geldgewinn beachteten, die erst später daraus entstehenden, für sie nachtheiligen Folgen, nicht einsahen. Ludwig blieb dabei ganz gleichgültig, und das Einzige, was er dabei bisweilen that, war bloß, daß er, wenn darum ersucht, die den Städten von deren Herren gemachten Concessionen und ertheilten Freiheiten bestätigte. Aber dabei handelte er völlig planlos, und hatte nur den damit verbundenen Geldgewinn im Auge, indem eine solche königliche Bestätigung gewöhnlich mit mehreren hundert, ja wohl auch tausend Mark Silbers bezahlt ward, was nun natürlicherweise stets ein sehr willkommener Zufluß in die königliche Kasse war. Die Städte, welche jetzt bei Errichtung ihrer Communen noch der königlichen Bestätigung zu bedürfen glaubten, standen größtentheils unter einer doppelten Herrschaft, hatten einen Bischof

---

*) Wir haben sogar gesehen, daß Ludwig der Stadt Laon die, ihr von ihrem Bischofe und dessen Adel ertheilten städtischen Freiheiten, obgleich er selbst sie bestätiget hatte, dennoch mit Waffengewalt wieder zu entreißen, und Laons Bürger in den vorigen Stand der Knechtschaft hinab zu drücken suchte. Erst als es nach sechszehnjährigem Kampfe Laons Einwohnern dennoch gelang, eine Commune zu bilden, ertheilte ihr Ludwig zum zweiten Male die königliche Bestätigung.

oder Abt und einen Grafen zu ihren Gebietern. Da diese aber meistens nur mindermächtige Herren waren, daher vorkommenden Falles die neu errichteten Communen gegen mächtigere Nachbaren nicht zu schützen vermochten, so bemüheten sich die Bürger, zu ihrer größeren Sicherheit ihre Rechte und Freiheiten auch noch von dem Könige bestätiget zu erhalten. Ueberhaupt waren es in allem höchstens nur sieben Städte, denen Ludwig ihre erhaltenen städtischen Freiheiten bestätigte; diese waren: Beauvais, Noyon, Soissons, Saint-Quentin, Amiens, Abbeville und Saint-Riquier; und alle diese Städte, die sämmtlich ganz nahe bei einander lagen, hatten nur mindermächtige Hernen, daher die so eben erwähnte Ursache auch die Einwohner bewog, die königliche Bestätigung nachzusuchen, was schwerlich, weil mit einer bedeutenden Ausgabe verbunden, ohne jenen Umstand geschehen seyn würde. — Es ist zwar nicht zu leugnen, daß, wie wir schon an einem andern Orte bemerkten, gegen das Ende des eilften, und besonders im Anfange des zwölften Jahrhunderts, wie in den italiänischen und später ebenfalls in den großen deutschen Städten, auch in den französischen sich überall ein ungemein regsames Streben kundgab, gewisse politische Rechte und größere bürgerliche Freiheiten zu erhalten, demnach auch Communen zu errichten, und eine Art von Republiken zu bilden. Aber dazu ging der Impuls nicht von dem Throne aus. Ludwig der Sechste verhielt sich ganz leidend dabei, und die Städte hatten ihre erlangten Rechte und Freiheiten eben so wenig dem Könige zu danken, als dessen erhöhetes Ansehen und erweiterte Macht durch Errichtung der Stadtgemeinden befördert oder herbeigeführt wurden. Erst später, unter Ludwigs des Sechsten Nachfolger, Ludwig dem Jüngern, entstanden durch die Weisheit und Festigkeit des Abtes von St. Denys aus der Errichtung der Stadtgemeinden für

den Thron sehr wesentliche Vortheile, die nicht nur die Macht des Königes erweiterten, sondern auch dessen Einkünfte bedeutend vermehrten. Als nämlich, bald durch den Uebermuth der Bürger in den freigewordenen Städten, bald auch zwischen Städten und deren Bischöfen oder Aebten, oder auch weltlichen Herren sehr häufig Streit und blutige Händel entstanden, und beide Theile genöthiget waren, die Hülfe des Königes nachzusuchen, so ließ Suger den König bei einer solchen Veranlassung förmlich erklären, daß alle Städte, in welchen städtische Communen errichtet wären, unmittelbar von dem Throne abhingen. Da diese Erklärung zum Vortheil der Städte war, denen diese Unmittelbarkeit gerade das war, wonach sie strebten, so war auch Suger überzeugt, daß sie dieselbe zu behaupten und zu vertheidigen wissen würden. Die erste und natürliche Folge davon war nun, daß die bisherigen Gerichtsgelder der Bischöfe, Aebte oder weltlichen Herren, sowie noch andere städtische Abgaben, deren Natur sich aus den ganz obsolet und unbekannt gewordenen Benennungen nicht mehr bestimmen läßt, nunmehr in die königlichen Kassen flossen, mithin das Einkommen des Königes bedeutend vermehrten *).

6. Der Tod Ludwigs des Sechsten hatte in dem Gange der Regierung nicht die mindeste Veränderung zur Folge, indem der Abt Suger schon in den letzten Jahren des Verstorbenen in allen Geschäften einen entscheidenden Einfluß hatte, und ihm nun von Ludwig dem Jüngern die oberste Leitung sämmtlicher Staats- und Verwaltungszweige übertragen ward. Mit diesem

*) Sehr umständlich, mit der größten Klarheit und unter Anführung einer Menge Urkunden, hat alles dieses Sismond Sismondi in seiner Geschichte von Frankreich auseinandergesetzt. T. IV. und V. und in letzterem von Seite 120 bis 129.

außerordentlichen Manne, der jede Art des Ruhmes — nur mit Ausnahme jenes eines großen Geschicht-schreibers oder Biographen — in seiner Person vereinte, der die königliche Macht in Frankreich befestigte, den Staatshaushalt ordnete, den Fiscus auf rechtlichem Wege immer mehr bereicherte; der, nebst dem unbeschränkten Zutrauen seines Herrn, auch die Liebe und Hochachtung aller Klassen der Nation, des gemeinen Volkes wie des hohen Adels und der gesammten Geistlichkeit sich erwarb, und bei der großen Auszeichnung, die selbst an dem päpstlichen Hofe ihm zu Theil ward, sogar in kirchlichen Angelegenheiten Dinge unternehmen und durchführen konnte, an die in viel spätern Zeiten selbst weit mächtiger gewordene französische Könige sich nicht wagen durften; der endlich so Vieles und so Großes für Frankreich that und noch Größeres vorbereitete: mit diesem, aus jedem Standpunkte betrachtet, wahrhaft großen Manne, werden wir erst in der folgenden Periode der französischen Geschichte, wo Suger der Mittelpunkt aller weltlichen wie geistlichen Geschäfte wird, und überall unmittelbar wirkend und eingreifend, die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen wie der Nachwelt beinahe ausschließlich auf sich heftet, unsere Leser näher und befriedigender bekannt machen.

VIII.

Englische Geschichte. Von der Thronbesteigung Wilhelm des Eroberers 1067 bis zur Erhebung des Hauses Anjou auf den Thron von England 1154 *).

1. In dem zweiundzwanzigsten Bande unserer Fortsetzung verließen wir England gerade in demselben, für

*) Quellenschriften sind: *Ordericus* vitalis, Wilhelms Zeitgenosse, daher vorzüglichste Quelle. — *Guilielmus Malmesburiensis,* de rebus gestis regum Anglorum Libri V. et Historiae novellae Libri II. — *Eadmeri* Historia novorum, geht bis in das Jahr 1124. —

die Nation der Angelsachsen so unglücklichen Augenblicke, als der Erzbischof von York Herzoge Wilhelm, dem sogenannten Eroberer, in der St. Peterskirche zu London, unter dem Einsturz einer Menge Kirchen und Paläste der in Flammen auflodernden Hauptstadt, die Krone auf das Haupt setzte. Diesen Krönungsact, mit den übrigen damit verbundenen Umständen, könnte man gleichsam als den Typus, oder als eine allgemeine Inhaltsanzeige der ganzen Regierungsgeschichte des Eroberers betrachten. Was diesen Monarchen ganz vorzüglich unserer Aufmerksamkeit empfiehlt und gewissermaßen selbst unsere Bewunderung erregt, ist unstreitig der Scharfsinn, die kalte Besonnenheit und strenge Consequenz, womit er auf den Ruinen der von ihm gestürzten alten angelsächsischen Verfassung einen, keine Schranken mehr kennenden, weder Gesetze, noch Herkommen, noch Sitten, noch irgend ein anderes, selbst in dem grauen Alterthum der angelsächsischen Nation gegründetes staatsrechtliches Verhältniß mehr achtenden Despotismus zu errichten, und diesen zur Grundlage eines Reiches zu machen wußte, das bis dahin eine, auf altdeutschen, democratisch-monarchischen Einrichtungen beruhende constitutionelle Monarchie gewesen war. — — Da die englische Geschichte in dieser Periode so innigst mit der Geschichte Frankreichs verwebt ist, so sind auch unsere Leser aus der letztern schon größtentheils mit der erstern bekannt; und um das Gemälde von der Verfassung Englands und dem Zustande der englischen Nation unter der normännischen Dyna-

---

Guilielmus pictavinus, ein erklärter Lobredner Wilhelms und der Normänner. Er schrieb die Lebensgeschichte König Wilhelms: Gesta Guilielmi, die jedoch nicht bis zu dem Tode des Eroberers reicht. — Endlich auch noch die sächsische Chronik (Chron. Saxon.) — Die neueren Hülfsschriften sind dem Leser größtentheils schon bekannt.

stie, die nur eine kurze Dauer hatte, ganz zu vollenden, bedarf es daher nur, daß wir jetzt noch folgende wenige Züge hinzufügen.

2. In den ersten Tagen nach seiner Krönung zeigte sich Wilhelm gegen die Eingebornen ungemein freundlich, gütig und herablassend. Man hätte glauben mögen, er betrachte sich als einen, durch die freie Wahl der Nation auf den Thron von England erhobenen Monarchen. Aber dieß paßte nicht zu dem Plan, den er auszuführen gedachte, und bald gefiel er sich daher weit besser in dem Gewande eines Eroberers, der seine Erhebung wie das ganze Königreich bloß seinem Degen zu danken hätte, folglich von allen ihn fesselnden und in seinen Bewegungen hemmenden Beziehungen völlig entlediget, ganz nach Willkühr verfahren, und was er niederreißen wollte, niederzureissen, und was er dafür auferbauen wollte, auch aufzubauen, kurz, in Allem bloß nach Willkühr zu verfahren berechtiget sey *).

*) Ueber Wilhelms Charakter, und vorzüglich über die Gesinnungen, mit denen er den Thron von England bestieg, weichen die englischen Geschichtschreiber sehr von einander ab. Die, welche alles zum Vortheil dieses Monarchen zu deuten suchen, behaupten, daß Wilhelms oft in Grausamkeit ausartende strenge Willkühr, mit der er über England herrschte, bloß Folge der öftern, gleich in den ersten Jahren seiner Regierung ausgebrochenen Empörungen gewesen sey, worauf aber Andere — ohne jedoch überzeugende Beweise anzuführen — kühn erwiedern: Die erste Empörung, die aber nothwendig die folgenden hätte erzeugen müssen, wäre des Königes eigenes Werk gewesen; in der Ueberzeugung, jeden Aufstand sogleich dämpfen zu können, habe er dieselbe vorsätzlich herbeigeführt, um hierauf alle Rechte eines Eroberers sich beilegen, die Angelsachsen als ein nur durch sein Schwert bezwungenes Volk betrachten, und den Grund und Boden

von ganz England zu seinem Eigenthum machen zu können. — Indessen stimmen doch alle Geschichtschreiber darin überein, daß sie Wilhelms Güte und herablassendes Wesen, womit er in den ersten drei Monaten seine neuen Unterthanen behandelte, gerechtes Lob widerfahren lassen. Während Wilhelms erstem, freilich nur drei Monate langem Aufenthalte in England, hatten die Eingebornen nicht die mindeste Gewaltthätigkeit von Seite ihrer stolzen Ueberwinder zu befürchten; und ganz vorzüglich gewann auch Wilhelm dadurch die Liebe der Nation, daß er deren Frauen und Töchter gegen die viehische Brutalität seiner wilden Normänner zu schützen suchte, und jeden diesfalls begangenen Frevel auf das schärfste bestrafen ließ. Ob übrigens dieses gütige und milde Benehmen wirklich ein natürlicher Zug seines Herzens, oder bloß Wirkung seiner Staatsklugheit war, dieß läßt sich mit Bestimmtheit nicht entscheiden.

3. Um der Nation seine militärisch-despotische Verfassung so schnell als möglich einzuzaubern, wählte Wilhelm den kürzesten und sichersten Weg. Er führte nämlich das Feudalsystem in dessen strengster Consequenz und mit aller damit verbundenen Härte nun auch in England ein. Da er aber das Mangelhafte und dem königlichen Ansehen Nachtheilige, was dieses System in andern Ländern mit sich führte, wohl einsah, so war er klug genug, durch zweckmäßige Verbesserung der Feudalgesetze und einige dazu gemachten Zusätze dafür zu sorgen, daß selbst die mächtigsten seiner Kronvasallen nicht, wie in andern Reichen, sich nach und nach zu unabhängigen Fürsten machen konnten. Demzufolge hob er also vor Allem die **unmittelbare** Verbindung der Untervasallen mit deren Lehnsherren auf, und indem er ihnen nur eine **mittelbare** Verbindung gestattete, setzte er sie in eine unmittelbare Verbindung mit sich selbst, so daß sie gegen ihn eine noch weit heiligere Verpflichtung hatten, als gegen ihre eigenen Lehnsherrn. Auch die Eidesformel, wo-

durch der neu Belehnte sich gegen seinen Herrn verpflichtete, ihm in Allem und gegen Alle gewärtig zu seyn, erhielt jetzt den Zusatz: nur nicht gegen den König und dessen Erben *). Alle Allodial- oder bisher eigenthümliche Güter wurden nun in Lehen verwandelt, mithin das Eigenthum des Königes, der sie den Vasallen und deren Erben unter gewissen Bedingungen zur Benutzung überließ. Zwar war Kriegsdienst nicht mit allen Lehen verbunden, aber dennoch belief sich die Anzahl jener, deren Besitzer entweder in Person Kriegsdienste leisten, oder einen völlig ausgerüsteten und zu jeder Stunde marschfertigen Reiter unterhalten mußten, auf sechszig Tausend; und der König hatte demnach ein, für die damaligen Zeiten ungeheures und stets schlagfertiges Heer zu seiner Verfügung, das auf den ersten Wink des Königes in das Feld rücken, und mit dem er jeden Widerstand zermalmen und jede feindliche Bewegung im Lande schon in ihrer Entstehung sogleich wieder niederschlagen konnte.

*) Wenn in den andern europäischen Ländern, in welchen das Lehnsystem eingeführt war, ein von der Krone unmittelbar abhängender Vasall sich gegen den König empörte, so durfte der Untervasall des Erstern, ja er war sogar durch seinen Lehnseid dazu verbunden, seinem Lehnsherrn auch gegen dessen König Heeresfolge leisten; und welches Ende auch die Empörung nehmen mochte, blieb doch immer der Aftervasall von jeder Verantwortlichkeit frei. Nach dem von Wilhelm aber in England eingeführten Lehnrechte machte auch der Untervasall, wenn er gegen den Monarchen die Waffen führte, sich des Hochverraths schuldig, und der Kronvasall wie dessen Dienstleute traf dieselbe Strafe, nur bisweilen mit dem Unterschiede, daß, wenn der Erstere bloß die Augen verlor, oder lebenslängliches Gefängniß sein Loos ward, der Andere aufgehangen ward.

4. Eine der schwersten Aufgaben für Wilhelm war es gleich nach seiner Thronbesteigung, den Erwartungen seiner normännischen Barone und Ritter, die ihm England hatten erobern helfen, zu entsprechen, und die glänzenden, ihnen gemachten Versprechungen in Erfüllung gehen zu lassen. Zwar erhob er sogleich mehrere zu den ersten Würden und Befehlshaberstellen im Reiche, gab Vielen wieder andere, sehr einträgliche Aemter, bemächtigte sich auch des ganzen Privateigenthums der vorigen königlichen Familie, so wie der Anhänger Haralds und aller Edeln, die im Treffen bei Hastings gefallen waren. Alles dieses war jedoch noch lange nicht hinreichend, den Foderungen seiner habsüchtigen Normannen zu genügen, besonders da er selbst nicht ganz leer dabei ausgehen wollte, auch durch große Geschenke an Kirchen und Klöster die Geistlichkeit für sich noch mehr zu gewinnen suchte*). Aber nun dauerte es nicht lange, so öffneten sich ihm ungleich ergiebigere, viele Jahre gar nicht mehr versiegende Quellen von Reichthum, womit er nicht nur seine eigenen Schätze und Domänen vermehren, sondern auch seine normännischen Landsleute bis auf den gemeinsten Soldaten bereichern konnte. — Wilhelm nämlich hatte unmöglich auch nur die allernothwendigsten Geschäfte seines neuen Reiches ordnen können, als er schon wieder England verließ, und in Begleitung des Prinzen Edgar Atheling, mehrerer Bischöfe und einiger der vornehm-

*) Dem heiligen Vater in Rom schickte Wilhelm Harolds Hauptfahne mit einer sehr großen Summe Geldes und vielen Kostbarkeiten. Auf dem Schlachtfelde bei Hastings stiftete er eine Benediktiner-Abtei, die er Bantle-Abtei nannte, reichlich dotirte, und viele Privilegien ihr ertheilte. Auch mehreren Klöstern und Kirchen in Frankreich sandte er sehr ansehnliche Geschenke, besonders jenen, welche für den glücklichen Erfolg seiner Waffen öffentliche Gebete angestellt hatten

sten Engländer nach der Normandie ging. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß Wilhelm dabei keinen andern Zweck gehabt haben sollte, als bloß um im ganzen Glanz eines mit Sieg gekrönten Eroberers und umstrahlt von seiner neuen königlichen Würde, sich den Normännern und Franzosen zu zeigen. Zu Wilhelms charakteristischen Zügen gehörte Eitelkeit nicht, und es ist daher zu glauben, daß seiner so baldigen Entfernung aus England ein ganz anderer geheimer Plan zum Grunde lag. Kurz vor seiner Abreise ernannte er zu Statthaltern während seiner Abwesenheit seinen Stiefbruder, den Bischof Eudes von Bayeux, und den William Fiz-Osberne, der zu Wilhelms begünstigsten Lieblingen gehörte *).

*) Eudes von Bayeux war von mütterlicher Seite ein Halbbruder Wilhelms, dessen Mutter, die dem Leser schon bekannte Gerberstochter, Harlotte, nach dem Tode Herzog Roberts sich mit dem Grafen Herluin vermählt, und diesem zwei Söhne und eine Tochter geboren hatte. Der ältere von den Beiden war Robert, Graf von Mortagne, der andere Eudes, Bischof von Bayeux, und die Tochter, deren Namen man nicht weiß, die nachherige Gemahlin des Grafen von Albemarle. — Wilhelm Piktavianus gibt uns ungemein hohe Begriffe von den großen und seltenen Eigenschaften des Bischofes Eudes; wollte man seinem Zeugnisse unbedingten Glauben beimessen, so müßte man in des Königes Halbbruder das seltene Muster nicht nur eines erleuchteten Bischofes, sondern auch eines großen und edeln Fürsten erblicken. Aber leider weichen von diesem Berichte jene des größten Theils der übrigen Geschichtschreiber sehr weit ab. Diesen zufolge war Eudes Charakter eine widerliche Mischung von Tugenden und Lastern, und die Erstern höchstens bloß die Tugenden eines Weltmannes. Seinem Ehrgeize schien nichts unerreichbar. Selbst die hohe päpstliche Würde lag nicht außer den Grenzen seiner Wünsche, und sein ganzes Streben ging bloß dahin, Schätze zu sammlen und sein Ansehen und seine Macht zu ver-

mehren. Daß dieser letztere Bericht Wahrheit enthält, davon wird uns in der Folge die Geschichte überzeugen. — — William Fiz Osbert war ebenfalls ein, obgleich ziemlich entfernter Verwandter des normännischen herzoglichen Hauses. Er war mit dem Könige erzogen worden, und die gegenseitige Zutraulichkeit, die Beide in den Jahren der Kindheit mit einander verband, hatte auch im reiferen Alter und unter völlig veränderten Verhältnissen immer noch ihren Fortbestand. Mit unerschütterlicher Treue hielt er stets zu dem Könige, dem er sehr wesentliche Dienste leistete, und der im Felde wie im Cabinette ihn stets an seiner Seite hatte. Da Osbert Wilhelms unbeschränktes Vertrauen besaß, so möchte man sogar vermuthen, daß seine schlechte und drückende Verwaltung Englands während der Abwesenheit des Königes bloß die Folge einer, von Wilhelm erhaltenen geheimen Instruktion gewesen seyn könnte. — Dieß ist zwar bloße Vermuthung, die aber dennoch auf ganz vernünftigen Gründen beruhet.

5. Aber die Verwaltung Eudes und Osberns war nicht der Art, daß dadurch die Angelsachsen mit der, ohnehin jeder Nation gehässigen Fremdherrschaft hätten können ausgesöhnt werden. Grobe Mißhandlungen der Eingebornen und Bedrückungen jeder Art waren jetzt an der Tagesordnung. Unter nichtigen Vorwänden erpreßten die normännischen Beamten von dem Volke, jeder in seinem Bezirke, mehr Geld, als es erschwingen konnte; die normännischen Besatzungen in den Burgen und Schlössern plünderten die umliegende Gegend, schändeten die Weiber und Töchter der Eingebornen, und wurden diesfalls Klagen vor die beiden Statthalter gebracht, so geschah dennoch keine Abhülfe. Nur zu oft gesellte sich noch frecher Hohn zu den unerhörtesten Gewaltthaten, und man gab sich gleichsam Mühe, den Angelsachsen recht tief fühlen zu lassen, daß sie ein überwundenes, unterjochtes Volk wären, das ganz von der

Gnade und Willkühr seiner stolzen Ueberwinder abhange. Aber auch immer erbitterter wurden nun die Gemüther der Eingebornen gegen ihre Unterdrücker. In allen Städten wie auf dem Lande herrschte eine furchtbare Gährung, und überall zeigten sich unverkennbare Merkmale einer nahe bevorstehenden allgemeinen Empörung. In allen Provinzen wurden öftere und zahlreiche Versammlungen gehalten. Mehrere englische Thans, Wilhelms Anhänger, und unter diesen auch der Than Copsik, der, weil er dem Eroberer gehuldiget hatte, ihm nun auch mit unerschütterlicher Treue anhing, wurden von ihren eigenen Leuten ermordet, und schon war ein Tag bestimmt, an welchem alle Normänner in ganz England plötzlich sollten überfallen und sämmtlich erschlagen werden. Hätte sich jetzt ein Mann, ausgezeichnet durch Geburt, Ansehen, Geist und Charakter in England gefunden und sich an die Spitze der allgemeinen Bewegung gestellt, so würde wahrscheinlich die normännische Regierung gleich in dem ersten Jahre ihrer Entstehung schon wieder ihr Ende gefunden haben. Aber unter den Hauptanführern der Insurrection herrschte nichts weniger als Einigkeit; man stritt sich über die zu ergreifenden Mitteln und Maßregeln; kein gemeinschaftlicher Plan lag ihren Bestrebungen zum Grunde, und das einzige, sie zusammenhaltende Einigungsband, war bloß der in jedem Herzen glühende Haß gegen ihre normännischen Tyrannen. Am ungeduldigsten, das Joch der Fremden zu zerbrechen, waren die Einwohner von Kent; sie riefen den Grafen Eustache von Boulogne zu Hülfe. Dieser, der dem König wegen eines verlornen Prozesses zürnte, folgte dem an ihn ergangenen Rufe, und landete mit einer Flotte an den Küsten von Kent. Sogleich pflanzten jetzt die Kentner die Fahne der Empörung auf den Wällen und Thürmen ihrer Stadt auf, und diesem Beispiele folgend, breitete sich der Geist der Empörung in allen

nur einigermaßen bedeutenden Städten von ganz England aus.

6. Auf die erste Nachricht von den in seinem Reiche ausgebrochenen Unruhen eilte Wilhelm nach England zurück, fest entschlossen, über ein Volk, dessen Liebe er fruchtlos zu gewinnen gesucht hätte, in Zukunft mit eisernem Scepter zu herrschen. Die Staatsverwaltung in der Normandie übertrug er für die Zeit seiner Abwesenheit seiner Gemahlin, der Königin Mathilde, und seinem ältesten Sohne Robert. Als er in England ankam, hatten seine Getreuen das königliche Heer schon auf mehreren Punkten des Reichs zusammen gezogen. Wilhelms Gegenwart war nun allein schon hinreichend, den Lauf der Empörung überall zu hemmen, und den Aufstand, an den auch manche Thans und der größte Theil der angelsächsischen Geistlichkeit keinen Antheil genommen hatte, vollkommen zu dämpfen. Die Hauptanführer und Urheber der Empörung suchten ihr Heil in schleuniger Flucht nach dem Continent, oder verbargen sich in den waldigten und morastigen Gegenden des westlichen und nördlichen Englands; mehrere nahmen jedoch auch ihre Zuflucht zu der Gnade des Königes, und selbst Kent und die übrigen empörten Städte gelobten auf das neue wieder Unterwerfung und Gehorsam. Alle fanden bei dem Könige bessere Aufnahme, als sie zu erwarten berechtigt gewesen wären. Er hörte ihre Klagen und versprach nach Möglichkeit Abhülfe. Aber um gleichsam für diese anscheinende Milde und Gelindigkeit sich zu entschädigen, schrieb Wilhelm jetzt eine nicht zu erschwingende Schatzung in dem ganzen Reiche aus. Bisher hatten die Engländer über eine allzu große Last an Abgaben nicht zu klagen gehabt; um so mehr weckte und nährte diese auf alle Klassen und Stände der Nation drückende ungeheure Steuer auf das neue wieder den Geist des Aufstandes und

der Widersetzlichkeit in allen Provinzen. Eine Empörung brach jetzt nach der andern aus, und jede, obgleich schnell wieder unterdrückt und deren Urheber und Theilnehmer strenge bestraft oder verjagt, ward stets bald darauf wieder die Gebärerin einer neuen Empörung. In dem westlichen England war es vorzüglich Githa, Haralds Mutter, welche die Einwohner unaufhörlich zum Aufruhr entflammte. Als jedoch Wilhelm die Stadt Exeter, den Hauptsitz der Mißvergnügten, mitten im strengsten Winter belagerte, sah sich endlich Githa gezwungen, England zu verlassen, und es gelang ihr, bevor noch der König die Stadt nach harter Belagerung zur Uebergabe gezwungen hatte, aus Exeter mit allen ihren Schätzen und vornehmsten Anhängern zu entwischen. Sie verbarg sich und die Ihrigen anfänglich eine kurze Zeit auf einer der kleinen, an der Mündung der Severn gelegenen Inseln von Steepholm und Flatholm; segelte aber, sobald ein dazu günstiger Augenblick sich darbot, nach den Küsten von Flandern, und kam trotz aller Nachstellungen der Anhänger Wilhelms glücklich in St. Omer an, wo sie Schutz und Sicherheit fand, und auch endlich ihr Leben beschloß *).

---

*) Githa, Gemahlin, wie man sich erinnern wird, des verstorbenen mächtigen Grafen Godwin, war Mutter von sieben Söhnen gewesen. Das Schicksal der fünf erstern, nämlich des unglücklichen Königes Harolds und dessen vier Brüder Swen, Tosti, Gurth und Leofwin, ist dem Leser schon bekannt. Die beiden Letztern hießen Alfgar und Wulfnoth. Der Erstere ging gleich nach der Eroberung nach Frankreich und ward Mönch in dem Kloster zu Rheims. Wulfnoth war lange Zeit ein Gefangener Wilhelms, erhielt aber endlich wieder seine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß er dem Beispiel Alfgars folgen und in einem Kloster zu Salisbury die Mönchskleidung anlegen mußte.

7. Aber die gefährlichste, der normännischen Herrschaft völligen Untergang drohende Empörung brach in Northumbrien aus. Die immer zunehmende Strenge, mit der Wilhelm die Eingebornen, und besonders jene, welche an den frühern Aufständen Antheil genommen hatten, behandelte, beförderte nur noch mehr den Ausbruch einer Empörung, die bloß in dem, in der Brust jedes Engländers, besonders der tapfern und wilden Northumbrier, glühendem Verlangen, ihre Unterdrücker zu vertreiben und ihre verlorne Freiheit wieder zu erringen, ihren Grund hatte. An der Spitze derselben standen die beiden berühmten Grafen Edwin und Morcar, bald darauf auch der Prinz Edgar Atheling, und endlich sogar die beiden Könige von Dänemark und Schottland, Swen Estritson und Malcolm. Die Brüder Edwin und Morcar standen von jeher bei der ganzen Nation in ungemeinem Ansehen, und Edwins vielvermögendem Einfluß hatte es Wilhelm vorzüglich zu danken, daß der größte Theil der englischen Großen gleich nach der Schlacht bei Hastings sich unterwarfen und ihm als ihrem Könige huldigten. Um diesen mächtigen Grafen noch mehr an sich zu fesseln, auch um ihm einen sprechenden Beweis seines dankbaren Wohlwollens zu geben, hatte ihm Wilhelm seine Tochter versprochen, aber bald darauf, als er seinen Thron schon hinreichend befestiget wähnte, seine Gesinnung geändert und das gemachte Versprechen wieder zurückgenommen. Beide Brüder erbitterte auf das höchste diese Zurücksetzung, und besonders brannte Edwin vor Begierde, dem Könige fühlen zu lassen, daß der, welcher ihm vor etlichen Jahren so wesentliche Dienste geleistet, nun auch die ihm angethane Schmach zu rächen im Stande sey. Alle Mißvergnügte, deren Anzahl sich mit jedem Tage vermehrte, wußte er bald für seine Plane zu gewinnen, selbst den Prinzen Edgar Atheling in sein Interesse zu ziehen. Mehrere seiner Vertrauten gingen nach Däne-

mark und Schottland, fanden dort freundliche Aufnahme, und erhielten von beiden Königen das Versprechen baldiger Hülfe und kräftiger Unterstützung. Aber die Bewegungen der Mißvergnügten erregten eben so bald die, ohnehin nie schlummernde Wachsamkeit der Normänner. Wilhelm ward bei Zeiten davon unterrichtet, und bevor noch Edwin, Morcar und die übrigen mit ihm Verbündeten gehörig gerüstet waren, stand der König schon mit seinem Heere in dem Herzen von Mercia. An Widerstand war nun nicht mehr zu denken. Die Vornehmsten unter den Aufrührern flohen theils nach Dänemark, theils nach Schottland. Dahin eilte nun auch Prinz Edgar Atheling mit seiner Mutter und seinen beiden Schwestern, Margaretha und Christine. Alle Flüchtlinge, und besonders Prinz Edgar, fanden bei dem schottischen Könige die beste Aufnahme. Einige Jahre nachher vermählte sich sogar Malcolm mit des Prinzen Schwester, der frommen und liebenswürdigen Margaretha. Indessen gab es doch auch wieder mehrere northumbrischen Großen, welche, im Vertrauen auf die Gnade des Königes, im Lande blieben und dem Eroberer sich unterwarfen. Unter diesen befanden sich auch Edwin und Morcar. Beide wurden mit anscheinender Güte von Wilhelm empfangen, aber ihrem Scharfblick entging nicht, daß der König unter seiner freundlichen Miene nur einstweilen noch seinen Zorn und seine Rachsucht zu verbergen suche. Auch die Bürger der Stadt York und noch einiger andern Städte, welche dem Bunde der Mißvergnügten schon beigetreten waren, öffneten dem Eroberer jetzt wieder ihre Thore; und zufrieden, daß derselbe mit einer sehr bedeutenden Summe, die sie ihm zur Sühnung ihres Abfalles bezahlten, sich begnüge, gelobten sie ihm auf das neue Unterwerfung und Gehorsam. Wilhelm glaubte nun das Land schon völlig beruhiget, befahl jedoch zu seiner desto größern Sicherheit die Errichtung

mehrerer wohlbefestigter Schlösser, und zog dann mit seinem Heere nach Hause.

8. Aber damit war der Geist des Aufstandes und der Widersetzlichkeit noch lange nicht erstickt; das Feuer glimmte unter der es nur leicht bedeckenden Asche fort, und kaum hatte der König sein Heer entlassen, als noch in demselben Jahre die Empörung erst recht ausbrach, und nun in allen nördlichen und mittlern Provinzen des Reiches zwei bis drei Jahre mit ununterbrochener Heftigkeit fortwüthete. Edgar Atheling kam an der Spitze zahlreicher schottischer Scharen aus Schottland zurück, überfiel die Stadt Durham, und erschlug den Commandanten, Robert von Cumin, einen von des Königes besten Officieren, sammt der aus achthundert Mann bestehenden normännischen Besatzung. Dieser glückliche Anfang belebte den Muth der Engländer. Die Einwohner von Sommerset und Dorset griffen zu den Waffen, überfielen den normännischen Statthalter Montagut, erschlugen ihn und einen Theil der Besatzung, und jagten alle Normänner aus der Stadt. Dem Beispiel von Sommerset und Dorset folgten auch die Bewohner von Cornwallis und Devonshire, vereinten ihre Streitkräfte und belagerten die Stadt Exeter, die dem Könige treu geblieben und dem Bunde der Vaterlandsvertheidiger nicht beigetreten war. Zu gleicher Zeit belagerte und verbrannte Edrick, mit dem Beinamen der Wilde, mit Hülfe eines Haufens tapferer walliser Gebirgsbewohner, das Schloß von Schrewsbury. Auch des unglücklichen Harolds drei Söhne, Godwin, Edmund und Magnus, welche an Dermont, dem irischen Könige von Leicester, einen großmüthigen Beschützer gefunden hatten, erschienen jetzt mit einem Geschwader in der Mündung der Severn, machten einen, obgleich erfolglosen Versuch auf die Stadt Bristol, erschlugen aber in einem Gefechte den Befehlshaber einer

normännischen Schar, die ihnen entgegen gerückt war, plünderten hierauf in den Grafschaften Devonshire und Cornwallis, und segelten dann mit reicher Beute wieder nach Irland zurück, und zwar mit dem festen Entschluß, auch in dem folgenden Jahre mit einem ähnlichen Besuche irgend eine Küstenstrecke Englands zu beehren *). Endlich erhoben auch die Bürger von York auf das neue die Fahne des Aufruhrs, überfielen den normännischen Befehlshaber, tödteten ihn und einige von der Besatzung, trieben die übrigen in die Citadelle, und fingen diese an zu belagern. Ihnen zu Hülfe eilten sogleich Prinz Edgar mit schottischen und Graf Cospatrik mit northumbrischen Scharen. Aber die Belagerer wurden von den königlichen Truppen überfallen und mit dem Verluste von fünfhundert ihrer Leute zurückgetrieben. Die Citadelle von York war demnach entsetzt, aber die Stadt ward, zur Strafe wegen ihres abermaligen Aufstandes, der Raubsucht der normännischen Soldaten preisgegeben, dabei auch Yorks prächtige Cathedrale geplündert, entweihet und verbrannt.

---

*) Wirklich erschienen sie auch wieder im folgenden Jahre mit einem ansehnlichen Geschwader an der Küste von Plymouth, waren aber diesmal nicht so glücklich wie im vorigen Jahre. Als ihre Mannschaft ausgeschifft war, theilte diese, um desto größere Beute zu machen, sich in mehrere kleine Haufen, wurden aber von einem in Wilhelms Diensten stehenden Bretagner überfallen und, weil vereinzelt, auch größtentheils ohne große Mühe zusammengehauen. Von der ganzen Schaar gelang es nur deren Anführern, nämlich Harolds drei Söhnen, mit einer äußerst schwachen Begleitung ihre Schiffe wieder zu erreichen. Einige Zeit darauf begaben sich zwei von Harolds Söhnen nach Dänemark. Dahin begleitete sie auch ihre Schwester, die nachher mit einem russischen Großfürsten vermählt ward.

9. Aber erst im folgenden Jahre (1070) erschien Wilhelms gefährlichster Feind, und der im Aufstand begriffenen Engländer mächtigster Bundesgenosse. Unter der Anführung Canuts, des dänischen Königes ältestem Sohne, kam eine Flotte von zweihundert und vierzig Segeln an der Küste von England an. Seinem Sohne, dem noch jungen Prinzen Canut, hatte dessen Vater einen Anverwandten des königlichen Hauses, Namens Obern, an die Seite gesetzt, und dieser war der That nach und in dem eigentlichen Sinne des Wortes oberster Befehlshaber der dänischen Flotte wie des dänisches Heeres. Um die Aufmerksamkeit ihrer Feinde irre zu leiten, zeigten sich die Dänen zuerst vor den Häfen von Dover, Sandwich und Norwich, schifften aber dann plötzlich im Anfange des Augusts den Humber hinauf, und landeten nicht sehr ferne von York. Der Dänen erstes Unternehmen war gegen diese Stadt gerichtet. Sämmtliche Häupter der Insurrection, Edgar, Edrik, Cospatrik, Archil und Walthrof, einer der angesehensten und würdigsten northumbrischen Großen, stießen mit ihren Scharen zu dem dänischen Heere, und die ganze nun vereinte Macht rückte gegen York vor. Der normännische Befehlshaber dieser Stadt, sobald er von der Landung der Dänen Kunde erhalten hatte, war sogleich darauf bedacht, nicht nur die Stadt, sondern vorzüglich auch das Schloß in den besten Vertheidigungsstand zu setzen. Da einige Häuser der Stadt zu nahe an dem Schloß stunden, mithin der Feind hinter denselben seine Bewegungen hätte verbergen können, so gab der Commandant Befehl, sie niederzubrennen. Dieß geschah, aber leider erhob sich plötzlich ein heftiger Wind, trieb die Flammen gegen die Stadt, und der größte Theil derselben gerieth in Brand. Während der allgemeinen Bestürzung und der schrecklichen Verwirrung, die jetzt in der Stadt herrschten, kam gerade das verbündete Heer der

Dänen und Engländer vor York an. Die Einwohner, wüthend gegen den normännischen Befehlshaber, dessen Schuld sie das Unglück ihrer Stadt zuschrieben, öffneten dem Feinde sogleich ihre Thore und machten mit demselben gemeinschaftliche Sache. Nothwendig hätten in diesem Augenblicke die Normänner sich auf die Citadelle zurückziehen, und dort den Angriff des Feindes erwarten müssen. Aber höchst unkluger Weise wollten sie die in die Stadt schon eingedrungenen Dänen und Engländer wieder aus derselben vertreiben, ließen sich also in den Straßen mit denselben in ein Gefecht ein, und wurden nun nothwendig mit großem Verluste geschlagen und zurückgetrieben. Unverzüglich ward jetzt sogleich auch das Schloß bestürmt, erobert, und die ganze darin liegende, noch aus dreitausend Normännern bestehende Mannschaft erbarmungslos zusammengehauen.

10. Als Wilhelm von dem Falle der Stadt York Nachricht erhielt, entflammte er in wüthendem Zorn. In einer leidenschaftlichen Auflodерung schwur er bei dem Namen des Allmächtigen, daß kein einziger Northumbrier seiner Rache entgehen sollte. Von den, von dem dänischen Könige unkluger Weise gegen ihn ausgestoßenen Drohungen unterrichtet, hatte er längst schon sich auf einen Einfall der Dänen gefaßt gemacht. Sein Heer bestand daher nicht bloß aus Normännern, obgleich diese den Kern desselben bildeten, sondern auch aus zahlreichen Scharen von Söldlingen aus allen Nationen, die er, weil schon im Besitze ungeheurer Schätze, für seinen Dienst hatte anwerben lassen; und angelockt theils durch den reichen Sold und die versprochenen noch größeren Belohnungen, theils auch durch die zuversichtliche Hoffnung auf ungeheure Beute, waren jetzt Deutsche, Flammänder, Burgunder, Franzosen, Italiäner, selbst Spanier unter Wilhelms bisher stets sie-

genden Fahnen eingereihet. Die Verbündeten sahen wohl ein, daß sie einem so übermächtigen Feinde im offenen Felde nicht widerstehen könnten. Sie beschlossen also, sich zu trennen, in feste Plätze und wohl verschanzte Stellungen sich zurückzuziehen, und in Erwartung, daß Nationalehre und das Gefühl der bisher erduldeten Schmach nun ebenfalls in allen übrigen Provinzen die Einwohner wecken und zu den Waffen rufen, auch indessen neue Hülfstruppen aus Schottland und Dänemark ankommen würden, einstweilen bloß vertheidigungsweise zu Werke zu gehen. Dem wackern Grafen Waltheof ward demnach die Vertheidigung der Stadt York, die jetzt der Hauptwaffenplatz der Verbündeten und der Mittelpunkt ihrer Bewegungen seyn sollte, übertragen. Edgar mit den Schotten, und Cospatrik mit den Northumbriern gingen über die Tyne, wo sie sich bis an das Kinn verschanzten. Die Dänen endlich eilten nach ihren Schiffen zurück. Der König hatte in der Hoffnung, sie unvorbereitet noch auf dem Lande zu finden, wo er mit leichter Mühe den größten Theil ihres Heeres würde haben vertilgen können, mit seiner sämmtlichen Reiterei einen ungemein strengen Marsch gemacht; aber die Dänen, als er ankam, waren schon eingeschifft, lagen an der entgegengesetzten Seite des Stroms, und segelten hierauf an die Küste von Lindesei. Wilhelm wollte, bevor er Etwas gegen die Aufrührer, wie er sie nannte, unternähme, vor allem erst die Dänen, die wirklich für ihn in seiner gegenwärtigen Lage die gefährlichsten Feinde waren, sich um jeden Preis von dem Hals schaffen. Mit Obern, dem dänischen Oberfeldherrn, ließ er sich also in geheime Unterhandlungen ein, und bald gelang es ihm, diesen durch Bestechungen völlig für sich zu gewinnen. Dazu verwandte aber Wilhelm nichts aus seinem eigenen Schatze, sondern er gab dem Obern die Erlaubniß, eine ziemlich weit ausgedehnte Küstenstrecke völlig un-

gestört und mit aller Bequemlichkeit rein auszuplündern und den ganzen Raub sich zuzueignen, jedoch unter der Bedingung, daß er sich den ganzen Winter über ruhig verhalte, und gleich im Anfange des kommenden Frühjahrs nach Dänemark zurücksegle. Obern ließ sich den Vorschlag gefallen, plünderte eine große Strecke des Landes, zu dessen Befreiung ihn sein König gesandt hatte, und blieb mehrere Monate ganz unthätig in den Gewässern des Humbert an dessen Mündung liegen *).

11. Seine ungetheilte Aufmerksamkeit konnte also jetzt Wilhelm der schnellen Unterdrückung der, obgleich schon sehr weit verzweigten Empörung widmen. Aber nun geschah, was die Verbündeten gehofft und vorausgesehen hatten. Kaum hatte Wilhelm eine Gegend verlassen, als sogleich wieder neue Empörungen in seinem Rücken ausbrachen, und wären die Dänen nicht müßig geblieben, so würden auch die von den Engländern daraus geschöpften Hoffnungen größtentheils in Erfüllung gegangen seyn. Da aber Wilhelm jetzt nichts mehr von dem dänischen Heere und dessen Flotte zu befürchten hatte, so konnten die rückgängigen Bewegungen, zu denen er gezwungen ward, bloß seinen Marsch in das Herz von Northumbrien, den Herd und eigentlichen Sitz der Empörung, verzögern. Aber, wie Keiner, war Wilhelm zu allen nur erdenklichen Mühseligkeiten und Beschwernissen des Krieges abge-

*) Als Obern nachher mit der Flotte wieder nach Dänemark zurückkam, wurden ihm entweder unverzeihliche Feigheit, oder offenbarer Verrath zum Vorwurf gemacht, und er daher von dem, wegen des ungeheuern Kostenaufwandes, den diese nun völlig mißlungene, und den dänischen Namen sogar entehrende Expedition erfodert hatte, im höchsten Grade aufgebrachten Monarchen für immer aus dem Königreiche verbannt.

härtet. Weder die strengste Winterkälte, noch die höchsten, mit Schnee bedeckten Gebirge, noch beinahe unzugängliche Waldungen, und eben so wenig bisweilen eintretender Mangel an Lebensbedürfnissen, konnten ihn in seinen Märschen und Bewegungen aufhalten. Auf solchen gewagten Zügen verlor er ein paarmal eine Menge Pferde; aber einen solchen Verlust achtete er für gering, wußte auch stets denselben bald wieder zu ersetzen. Gewöhnlich ging er zu Fuße an der Seite seines Heeres, oder auch demselben voran, und da er alle Entbehrungen und die größten Beschwerden mit heiterer und zuversichtsvoller Miene ertrug, so schämten sich auch seine Soldaten, dieselben nicht eben so muthig und munter mit ihrem Könige zu theilen. — Nach einem solchen ungemein beschwerlichen und zum Theil gefahrvollen Marsch, kam Wilhelm endlich auch vor den Thoren von York an. Obgleich mitten im Winter, begann er doch sogleich die Belagerung. Waltheof vertheidigte die Stadt mit eben so groser persönlicher Tapferkeit, als Einsicht und Besonnenheit. Aber nur um so lebhafter ward die Belagerung betrieben. Verschiedene Stürme wurden glücklich zurückgeschlagen, bei welcher Gelegenheit Waltheof einige Normänner mit eigener Hand erschlug; und erst als der tapfere, kriegskundige Feldherr alle Vertheidigungsmittel erschöpft hatte, und zunehmender Mangel an Lebensbedürfnissen eine baldige Hungersnoth befürchten ließ, räumte Waltheof mit seiner ganzen Schaar die Stadt und überließ sie dem Könige. Aber dieser, obgleich bei nächtlicher Weile, doch immer gewissermaßen noch im Angesichte eines zahlreichen feindlichen Heeres glücklich ausgeführte Rückzug, vermehrte nicht wenig Waltheofs kriegerisches Verdienst, und erwarb ihm in nicht minderm Grade selbst die Achtung des Königes und aller normännischen Officiere. — Aber nun wieder im Besitze der Stadt York, ließ Wilhelm auch seine, in einem Anfalle leiden-

schaftlichen Zornes ausgestoßene Drohung: daß nämlich alle Northumbrier ohne Unterschied die Wirkungen seiner Rache fühlen sollten, in grauenvolle Erfüllung gehen. Mit kaltem Blute und ohne von irgend einer, weder religiösen noch moralischen, oder auch nur rein menschlichen Empfindung zurückgehalten, begann er jetzt ein Werk der Zerstörung, von dessen völlig gefühlloser Unmenschlichkeit die Weltgeschichte kein ähnliches Beispiel aufzuweisen hat *). Aus Yorkshire führte er sein Heer über den Humber, theilte es in mehrere kleinere Heerhaufen und befahl diesen, sich über die ganze Landschaft auszubreiten, und keines lebenden Wesens zu schonen, die unglücklichen Einwohner, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters, mithin Weiber wie Greise und Kinder, zusammenzuhauen, alles Vieh zu tödten, Dörfer, Höfe, Häuser und Kirchen niederzureissen und dem Erdboden gleich zu machen, alle Vorräthe von Getreide und andern Lebensmitteln zu verbrennen oder zu zerstören, und alles Ackergeräthe, sowie alle andere, zur Erhaltung des menschlichen Lebens erforderliche Geräthschaften zu zertrümmern. — Treulich ward von den wilden, gegen die Eingebornen ohnehin so feindselig gesinnten Normännern dieser grausame Befehl befolgt, und die ganze, über sechszig englische Meilen in die Länge, und bei vierzig Meilen in die Breite sich ausdehnende, bis dahin so sehr bevölkerte, herrlich angebaute und wohlhabende Landschaft, von dem Humber bis an die Tyne, Schottlands Grenzscheide, in eine völlig öde, für kein lebendiges Wesen mehr bewohnbare Wüste verwandelt **). Mehr als

---

*) *Linguard*, hist. of Engl. T. II. p. 29—30.

**) Wie schrecklich dieses Werk satanischer Zerstörung gewesen seyn muß, geht am besten daraus hervor, daß selbst ein normännischer, mit den größten Lobeserhebungen auf König Wilhelm gar nicht sparsamer Geschichtschreiber, sich darüber dennoch folgendermaßen

hunderttausend Menschen sollen erschlagen worden, eben so viele in Wälder und Gebirgsschluchten geflohen, und dort in kurzer Zeit durch Hunger und Elend zu Grunde gegangen seyn. Die am Nördlichsten wohnten, retteten sich über die Tyne, gingen nach Schottland und suchten und fanden dort ein neues Vaterland. Die Ankunft dieser vielen Flüchtlinge ward eine Quelle des Segens für die schottische Nation. Diese stand damals beinahe noch auf einer der untersten Stufen der Cultur und Civilisation. Die dahin ausgewanderten Engländer lehrten ihren neuen Landesleuten manche, ihnen bis dahin unbekannte Handwerke und Künste, milderten nach und nach die, den Schotten gleichsam angeborne Wildheit, verfeinerten deren Sitten, beförderten durch Arbeitsamkeit und Geschicklichkeit den Landbau wie den Gewerbfleiß in den Städten, und ihnen soll es vorzüglich zuzuschreiben seyn, daß König Malcolms Regierung in der Culturgeschichte Schottlands eine so glänzende Epoche macht. — Lange Zeit blieb alles Land zwischen dem Humber und der Teyne eine menschenleere Einöde. Noch nach neun Jahren konnte der Wanderer, der sie durchreis'te, auch nicht eine einzige menschliche Spur darin finden, und Augenzeugen versichern, daß sogar nach hundert Jahren die ganze, sich so weit ausdehnende Landesstrecke noch mit zahllosen Trümmern bedeckt war, die, wenn auch Englands Annalen von dieser unerhört grausamen That Wilhelms

ausspricht: « In multis Guillelmum nostra libenter extulit relatio; sed in hoc laudare non audeo — — — misericordia motus, miserabilis populi moeroribus et anxietatibus magis condoleo, quam frivolis adulationibus inutiliter studeo. Praeterea indubitanter assero, quod impuna non remittetur tam feralis occisio. Summos enim et imos intuetur omnipotens judex, aeque omnium facta discutiet, et puniet districtissimus vindex — (Ord. Vital.)

keine Erwähnung gemacht hätten, dennoch als sprechende Denkmäler sie der Nachwelt würden verkündiget haben.

12. Diese schreckliche, an allen Einwohnern einer der größten Provinzen Englands genommene Rache schreckte nicht wenig die Häupter der Empörung; aber völlig entsank ihnen der Muth, als gleich im Anfange des Frühjahres der Däne Obern mit seiner Flotte und seinem Heere nach Dänemark segelte und die Engländer sich selbst und ihrem Schicksale überließ. Jeder Gedanke an fernern Widerstand ward aufgegeben. Die, welche keine Gnade zu hoffen hatten, oder auch gar keine verlangten, verließen England, flohen entweder über den Canal nach Frankreich, oder in noch weit größerer Anzahl nach Dänemark, Schottland, oder an die irische Küste. Eine Ausnahme davon machten jedoch Cospatrik, Watheof und noch einige andere, die Boten an den König sandten, und mit ihm sich auszusöhnen suchten. Diese hatten jedoch nicht alle sich einer gleich günstigen Aufnahme von dem Könige zu erfreuen. Aber eine ganz besondere Zufriedenheit bezeigte Wilhelm über die Rückkehr Watheofs, der zu ihm in das Lager an den Ufern der Tees gekommen war, sich unterworfen und Treue für die Zukunft gelobt hatte. Da Wilhelm den Watheof als einen eben so tapfern und kriegskundigen Feldherrn, als auch durchaus edeln und redlichen Mann kannte und schätzte, so suchte er jetzt um so mehr aus ihm einen der Seinigen zu machen, als er alsdann von dessen unerschütterlichen Treue vollkommen versichert zu seyn glauben konnte. Er gab ihm also nicht nur die, früher schon dessen Verwaltung anvertrauten Grafschaften Northampton und Huntingdon zurück, sondern mit diesen zugleich auch die Hand seiner eigenen Nichte, der Prin-

zessin Judith *). — Edwin und Morcar hatten zwar an der Empörung keinen Antheil genommen, aber das ungemeine Ansehen, in welchem beide Brüder bei der ganzen Nation standen, und die vielen Beweise von Anhänglichkeit, welche die Angelsachsen ihnen schon gegeben hatten, beunruhigten den König. Um dem Ausbruche neuer Empörungen bei Zeiten vorzubeugen, rieth ihm seine Politik, sich der Person der beiden Brüder unverzüglich zu bemächtigen; aber von unbekannter Freundeshand gewarnt, begaben Edwin und Morcar sich sogleich auf die Flucht. Edwin war entschlossen, zu König Malcolm nach Schottland zu fliehen. Unglücklicherweise hatte er unter seinen Dienstleuten drei Verräther, die, nachdem sie von ihrem Herrn den Weg, den er nehmen würde, erkundet hatten, ihn an eine Schaar normännischer Soldaten verriethen. Diese eilten sogleich dem Fliehenden nach, würden ihn aber nicht mehr ereilt haben, hätte nicht ein ausgetretener Fluß den Grafen mehrere Stunden in seiner Flucht aufgehalten. Edwin hatte zwar zu seiner Begleitung nur zwanzig seiner Getreuen; demungeachtet leistete er tapfern Widerstand, mußte aber endlich der großen Mehrzahl seiner Verfolger unterliegen, und ward sammt seinen zwanzig Gefährten in dem Gefechte erschlagen. Die drei Verräther hieben ihm hierauf den Kopf ab, und in der Hoffnung reicher Belohnung eilten sie damit zu dem Könige. Aber, wie alle Eroberer, liebte Wilhelm zwar den Verrath, verabscheute aber noch mehr den Verräther. Ein zorniger, die drei Elenden beinahe tödtender Blick des Königes, und ein zu glei-

*) Judith war die Tochter der Gräfin von Albermarl, Wilhelms Halbschwester von Seite der Mutter. Uebrigens kam, wie wir sogleich sehen werden, das Geschenk, welches der König dem wackern Watheof mit der Hand seiner Nichte machte, dem edeln Manne ungemein hoch und theuer zu stehen.

her Zeit von ihm über sie gefälltes ewiges Verbannungsurtheil aus allen seinen Staaten, war der einzige und wohlverdiente Lohn, den die drei Verräther erndteten. Glücklicher war Edwins Bruder, Graf Morcar. Er entrann den Händen der Normänner, floh zu Hereward, einem ehemaligen englischen Thane, und kam wohlbehalten in dessen Burg auf der Insel Ely an.

13. Hereward war jetzt der einzige Mann in ganz England, der sich noch nicht unterworfen hatte, sich durchaus nicht unterwerfen wollte, und auf seiner, mitten in Sümpfen, Morästen und Gewässern, von Holz erbauten Burg allein noch der ganzen Macht des Eroberers trotzte. Hereward blieb lange Zeit der Stolz der Angelsachsen, und mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode lebten seine außerordentlichen Thaten noch immer im frischen Andenken bei der Nation. Zahllose Balladen, Romanzen und Volkslieder überlieferten dieselben von einem Geschlecht an das andere, und wirklich grenzen sie auch so sehr an das Wunderbare, daß man beinahe glauben möchte, jene Gesänge wären bloß Nachklänge aus der fabelhaften Heldenzeit König Arthurs und dessen Tafelrunde. Hereward war aus Lincolnsheire gebürtig, und sein Vater, der Graf Bom, Besitzer sehr beträchtlicher Güter. Da jedoch der Vater den wilden, nur nach Wagstücken strebenden Geist seines Sohnes durchaus nicht mehr in den nöthigen Schranken zu erhalten wußte, so bewirkte er bei dem Könige Eduard, dem Bekenner, daß dieser den wilden Jüngling aus England verbannte. Diese Verbannung war jedoch nicht Folge einer Ungnade des Vaters gegen seinen Sohn, sondern bloß der ängstlichen väterlichen Besorgniß, daß der nichts als Freiheit, Krieg und Schlachten athmende junge Hereward endlich in dem Reiche selbst Unruhen erregen möchte. Reichlich

vom Vater mit Geld unterstützt, besuchte er mehrere europäische Länder, und an allen Kriegen und Fehden theilnehmend, erwarb er sich bald, wo er immer nur hinkam, den Ruhm eines ausnehmend tapfern, unternehmenden und bis zur Verwegenheit kühnen Kriegers. Zur Zeit der Unternehmung Wilhelms des Eroberers auf England, kämpfte Hereward unter den Fahnen der Grafen von Flandern. Wie es scheint, wollte er anfänglich den Ereignissen in England fremd bleiben; als er aber erfuhr, daß sein Vater todt sey, und der Eroberer die Gemahlin des Verstorbenen, Herewards Mutter, aus allen ihren Besitzungen vertrieben, und seines Vaters sämmtliche Güter Fremden gegeben habe, eilte er nach England zurück, sammelte mehrere von den ehemaligen Dienstleuten seiner Familie, verjagte damit die Eingedrungenen und setzte sich wieder in Besitz der väterlichen Grafschaft. Jene machten zwar mehrere Versuche, und zwar stets in zahlreicher Begleitung, das Verlorene wieder zu gewinnen, wurden aber stets mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und in kurzer Zeit ward Hereward der Schrecken aller in der Gegend wohnenden Normänner. Das Gerücht von seinen Thaten zog nun bald eine Menge Unzufriedener, besonders solcher, denen man ihr Eigenthum genommen, oder aufrührischen Betragens wegen für vogelfrei erklärt hatte, mitunter auch viele Landstreicher und Räuber, lauter verwegene Leute, zu den Fahnen Herewards. Mit diesen gab er nun seinen Unternehmungen gegen die Normänner einen immer weitern Spielraum, vertrieb sie aus ihren Wohnsitzen, plünderte viele wie ganze Gegenden rein aus, und so oft er mit seinen Gegnern handgemein ward, blieb Hereward stets Sieger, und erschlug gewöhnlich, da er von Natur aus eine ganz ungeheure Körperkraft besaß, eine Menge Normänner mit eigener Hand. Um einen Ort zu haben, wohin er seinen Raub in Sicherheit bringen könnte,

erbaute er auf der Insel Ely, mitten in Sümpfen, Morästen und unfahrbarem Gewässer, eine Burg aus Holz, befestigte sie, so gut er konnte, obgleich dieselbe, ihrer von allen Seiten unzugänglichen Lage wegen, keiner besondern Befestigung bedurfte. — Als nach dem Tode des Abts Brand von Peterborough, eines Onkels des Hereward, der König diese reiche Abtei einem normännischen Mönche, Namens Turold, gab, überfiel Hereward das Kloster, raubte alle darin vorfindliche Schätze, trieb die Mönche auseinander, und steckte die Stadt Peterborough sammt der Abtei in Brand. Dem neuen Abt, der unter einer sehr zahlreichen Bedeckung heranzog, um von seiner Abtei Besitz zu nehmen, eilte hierauf Hereward entgegen, zerstreute dessen Begleiter, tödtete viele derselben, nahm den Abt selbst gefangen, und führte ihn auf seine Burg, wo er so lange in sehr harter Haft blieb, bis er zwei tausend Pfund als Lösegeld bezahlt hatte.

14. Anfänglich machte der König Miene, als wenn der Unfug Herewards seiner Aufmerksamkeit gar nicht würdig, und dessen Repression bloß eine Sache der Polizei der dortigen Gegend sey. Als Hereward es aber immer ärger machte, und dessen Anhang sich zusehends vermehrte, dann besorgte Wilhelm mit Grund, daß gar leicht eine neue, weit gefährlichere Empörung die Folge seyn möchte. Mit zahlreichen Schaaren zog er also in eigener Person gegen Hereward. Damit keiner der Aufrührer ihm entgehe, ließ er die Mündung der Wash von einem Theile seiner Flotte sperren, und von der Landseite wurden die Belagerten auf allen Punkten so umzingelt, daß keiner entwischen konnte. Doch damit war noch nichts gewonnen; die größte Schwierigkeit war, den Belagerten selbst auf den Leib zu kommen. Der König beschloß, Straßen anlegen und über die vielen kleinen Kanäle und Seen Brücken

werfen zu lassen. Aber diese Arbeit erfoderte viele Zeit, und war überdieß in der Nähe eines so kühnen und unternehmenden Feindes äusserst gefährlich. Wirklich machte auch Hereward jetzt Ausfälle über Ausfälle, erschlug die Arbeiter, zerstörte in wenigen Stunden wieder, was diese seit mehreren Tagen gearbeitet hatten, und was nur immer die Belagerer gegen ihn unternehmen mochten, scheiterte stets an seiner nicht zu ermüdenden Wachsamkeit, Kühnheit und Entschlossenheit. Die Normänner, ganz erstaunt darüber, schrieben endlich Herewards ununterbrochene, beinahe unglaubliche Erfolge übernatürlichen Künsten zu, und Wilhelm hatte wirklich die Schwachheit, eine in der ganzen Gegend weit und breit berühmte Zauberin herbeiholen zu lassen, die durch ihren Zauber jenen des Herewards entkräften sollte. Als die Arbeiter nun wieder ihre Arbeit begannen, ward ein hölzerner Thurm für die Zauberin errichtet, unter deren Schutze die Arbeiter, wie die Normänner hofften, ihre Arbeit glücklich zu Stande bringen würden. Aber Hereward, dessen Aufmerksamkeit nichts entging, zündete an mehreren Orten grosse Feuer an; der Wind trieb die Flammen gegen den Thurm; er selbst machte einen heftigen Ausfall, und kurz, die Arbeiter wurden wieder erschlagen, und die berühmte Hexe sammt ihrem hölzernen Thurme verbrannt. Da jedoch der König das einmal angefangene Unternehmen nicht aufgeben konnte, so kam endlich, obgleich nach großem Verluste an Geld, Menschen und Zeit, die Arbeit zu Stande. Die königlichen Truppen konnten nun über die erbauten Straßen und Brücken gegen die Burg vorrücken, und Hereward und alle seine Gefährten waren zur Uebergabe gezwungen. Das Loos derselben war verschieden. Nur von wenigen nahm Wilhelm ein Lösegeld an. Alle übrigen wurden mit Verlust eines Auges oder eines Armes oder Fußes bestraft, und Graf Morcar und der Bischof von Durham, der eben-

falls bei Hereward eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Nur Hereward allein gelang es, wieder zu entwischen. So lange das königliche Heer in der Gegend war, verbarg er sich in Morästen und Gehölzen, und änderte so oft seinen Schlupfwinkel, daß er troß allen Nachsuchungen der Normänner unentdeckt blieb. Aber sobald Wilhelm mit seinem Heere abgezogen war, sammelte er sogleich wieder eine Rotte kühner Abentheurer um sich her — sein Name allein war schon hinreichend, ihm ihrer so viel er nur wollte, herbeizuführen — und fing die Feindseligkeiten auf das neue an. Wilhelm, der Herewards ungemeine Tapferkeit, Kühnheit und ungewöhnliche kriegerische Natur schon öfters bewundert hatte, auch eines Krieges müde war, der ihm nur Geld und Leute kostete, und doch weder Ehre noch große Vortheile bringen konnte, ließ dem angelsächsischen Helden Verzeihung anbieten, und Hereward, zufrieden mit dem Ruhme, dem mächtigen Eroberer ganz allein widerstanden und ihn gleichsam zum Frieden gezwungen zu haben, nahm das königliche Anerbieten an, ging zu Wilhelm, unterwarf sich demselben, und erhielt seine sämmtlichen Familiengüter wieder zurück. Von diesem Augenblicke an blieb Herward ruhig, und beharrte fest in der Treue gegen seinen König.

15. Auch Prinz Edgar Atheling söhnte sich jetzt mit dem Könige Wilhelm wieder aus. Während seines Aufenthalts in Schottland ward er von dem französischen Könige eingeladen, nach Frankreich zu kommen. Wahrscheinlich mehr bewogen aus Eifersucht auf König Wilhelm, als aus Sympathie für den unglücklichen Prinzen, machte Philipp demselben das großmüthige Anerbieten eines wahrhaft fürstlichen Etablissements zu Montreuil an den Grenzen der Normandie. Mit allen seinen Schätzen, die Edgar theils aus England nach

Schottland gebracht, theils auch dort von der Großmuth des Königes, der Königin und des schottischen Adels erhalten hatte, schiffte sich also Atheling mit seinen Gefährten ein, um nach Frankreich zu segeln. Aber ein heftiger Sturm zerstreute die kleine Flotte; die Schiffe strandeten an der Küste, und Edgars sämmtliche Schätze wurden die Beute der raubsüchtigen Küstenbewohner. Aermer und entblößter als je, kam der unglückliche Prinz wieder nach Schottland zurück. Sein Schwager, der König, wie auch seine Schwester, die Königin, gaben ihm jetzt den Rath, einen Versuch zu machen, sich mit dem Eroberer wieder auszusöhnen. Gleich der ersten Eröffnung, die ihm deßfalls gemacht ward, kam Wilhelm sehr bereitwillig entgegen. Er war edel genug, um zu fühlen, wie verzeihlich es wäre, daß derjenige, dem er eine Krone geraubt, doch wenigstens einen Versuch, sie wieder zu erringen, gemacht habe. Edgar ging also nach England. Unter dem Vorwande, dem Prinzen die ihm gebührende Ehre zu erweisen, in der That aber, um sich seiner Person zu versichern, ward er auf der Grenze von dem Scherif von Yorkshire an der Spitze eines sehr zahlreichen Gefolges empfangen. Mit diesem reis'te er durch ganz England, schiffte sich zu Dover ein, und ward in der Normandie dem Könige vorgestellt. Wilhelm empfing ihn ungemein freundlich, wieß ihm ein Jahrgehalt von dreihundert und sechsundsechszig Pfund Silbers an, gab ihm den ersten Platz vor allen übrigen Großen an seinem Hofe, und zugleich auch eine sehr geräumige, mit vieler Pracht eingerichtete, und allen Bequemlichkeiten versehene Wohnung in dem herzoglichen Palaste. — Nach langen und vielen Stürmen war Prinz Atheling jetzt endlich in einem sichern, gegen alle Launen des Glückes ihn schützenden Hafen angelangt. Wie es scheint, hatte er sich nicht bloß mit dem Könige Wilhelm, sondern auch mit seinem eigenen Schicksale voll-

Normannen ausgesöhnt. Er lebte jetzt ruhig und zufrieden, obgleich der Gedanke, daß dem letzten Sprößling des uralten königlichen Hauses Cerdick, statt einer Krone ein bloßes Jahrgehalt und einige Hufen Landes zu Theil geworden seyen, bisweilen ziemlich düstere Schatten auf sein Leben zurückwerfen mußte. — Nach einem beinahe zehnjährigen Aufenthalte in Rouen fand jedoch endlich Edgar, daß es eines Prinzen unwürdig sey, ein ganzes Leben in träger Ruhe zuzubringen. An der Spitze von zweihundert normännischen Rittern zog er demnach in dem Jahre ein Tausend und sechsundneunzig nach dem Orient, wo der damals beginnende Kampf gegen die Feinde des Christenthums und die Schänder des heiligen Grabes, ihm wie so vielen andern edeln Fürsten eine reiche Erndte an Ruhm und ritterlichen Ehren versprach. — Nach dieses Prinzen Rückkehr nach Europa wird in der Folge noch einigemal seiner in der Geschichte Englands erwähnt werden.

16. Wilhelm war nun im vollsten Sinne des Wortes unbeschränkter Beherrscher Englands. In ihren Wurzeln waren jetzt alle Elemente eines Widerstandes erstickt, und sogar die bloße Möglichkeit einer Empörung lag jenseits der Grenzen einer nur einigermaßen vernünftigen Wahrscheinlichkeit. In ganz England gab es keinen Mann mehr, den das Volk an seine Spitze hätte stellen können. Der ganze alte angelsächsische Adel war beinahe völlig verschwunden. Schon sehr viele dieser Edeln waren in dem Eroberungskriege gefallen, eine nicht minder bedeutende Anzahl in den vielen Gefechten während der bisherigen Empörungen; wieder viele Andere lagen in Banden in den verschiedenen Gefängnissen Englands, und eine noch weit größere Menge schmachtete in der Verbannung außerhalb dem Reiche. Die, welche nach Dänemark und Schottland geflohen waren, hatten in beiden Königreichen ge-

wöhnlich sehr freundliche, oft alle ihre Erwartungen übersteigende Aufnahme gefunden. Aber die, welche ihr widriges Schicksal nach andern Ländern getrieben hatte, schleppten, größtentheils bettelnd und darbend, eine traurige, bejammernswerthe Existenz mit sich umher. Endlich bedeckte alle die Grafschaften, in denen die Eingebornen ihre Ungeduld, mit der sie das fremde Joch trugen, am lautesten und thätigsten ausgesprochen hatten, ein dichter Schild von Festungen und festen Schlössern, die der König hatte erbauen lassen, und deren zahlreiche Besatzungen das umher wohnende Volk in der strengsten Unterwürfigkeit erhielten. Nach Popularität zu streben, hatte Wilhelm nicht mehr nöthig. Alle Kräfte der Nation waren gelähmt, und er, in der Fülle unumschränkter königlicher Macht, konnte und durfte alles unternehmen, was nur immer in dem Umkreise seines und seiner Normänner persönlichem Interesse lag. Eine allgemeine, furchtbare Bewegung alles beweglichen und unbeweglichen Eigenthums trat jetzt in England ein. Normänner, die vor wenigen Jahren ohne Vermögen und Ansehen, oft noch erst auf den untersten Stufen der Gesellschaft standen, sahen sich jetzt plötzlich, ohne zu wissen wie, im Besitze großer Reichthümer und der ersten und angesehensten Ehrenstellen. Gleich allen gemeinen, plötzlich aus dem Staube emporgehobenen Seelen, blickten sie nun auf die Niedern, das heißt, auf die Eingebornen mit sichtbarer Verachtung herab, erlaubten sich gegen dieselben jede Gewaltthätigkeit, und behandelten überhaupt die unterdrückte Nation mit dem unerträglichsten Stolze und dem bittersten Hohne. Eigenthum, Freiheit der Person, ja selbst die Ehre der Frauen und Töchter waren der Willkühr dieser kleinen Tyrannen preisgegeben. Klagten auch bisweilen die Unterdrückten bei dem Könige gegen ihre Dränger, so entschied zwar Wilhelm stets nach den Foderungen der Gerechtigkeit; da er aber seine Nor-

männer, weil den Eingebornen im höchsten Grade miß-
trauend, als die einzigen Stützen seines Thrones be-
trachtete, so wollte er auch auf keine Weise sie unzu-
frieden machen, und bekümmerte sich daher stets wenig
darum, ob seine Rechtssprüche in Erfüllung gingen
oder nicht. Um sich jedoch des peinlichen Gefühles
zu entledigen, das ihn in solchen Fällen, wo sein Ge-
wissen und seine Ueberzeugung mit seiner Politik in
Widerspruch kamen, jedesmal befiel, so verordnete er
endlich, daß dergleichen Klagsachen nicht mehr gericht-
lich verhandelt werden, sondern Normänner und Ein-
geborene sich stets gütlich mit einander vergleichen soll-
ten. Diese Verordnung war ganz zum Vortheil der
Fremden, denn der Engländer, der das Unglück hatte,
seine Besitzungen in der Nähe eines dieser kleinen Ty-
rannen zu haben, war nun gewöhnlich gezwungen, ihm
den größten Theil davon abzutreten, um nur das Ueb-
rige wenigstens ungestört in Ruhe und voller Sicher-
heit genießen zu können *).

17. Normänner waren jetzt nicht nur im Besitze von
wenigstens vier Fünftel alles Grundeigenthums; auch alle
Würden und Ehrenämter im Staate, von den höchsten
bis zu den niedrigsten, und endlich sogar alle Graf-
schaften waren in ihren Händen. Wenn uns daher
in der Geschichte unter der Regierung Wilhelms und
seiner Söhne Grafen von Hereford, Norfolk, Bucking-
ham, Kent 2c. 2c. begegnen, so würde man sich sehr

---

*) Ein zwar nicht ganz gleichzeitiger, aber doch bald darauf blühender englischer Geschichtschreiber sagt, daß das Elend der unterdrückten, völlig herabgewürdigten Nation so groß gewesen wäre, daß er es gar nicht wagen dürfte, ein treues, in allen seinen Zügen vollendetes Gemälde davon aufzustellen, und zwar bloß deßwegen, weil die Nachwelt demselben keinen Glauben beimessen, es für allzu übertrieben halten würde.

tern, wenn man in ihnen geborne Engländer erblicken wollte; ohne Ausnahme, besonders nach dem Tode Watheofs, waren sie sämmtlich Normänner, etliche davon, aber nur sehr wenige, auch Bretagner oder Franzosen *). — Da völlige Unterdrückung aller Klassen der Eingebornen die Seele von Wilhelms innerer Politik war, so sann er nun auch auf Mittel, alle Bischöfe, welche keine Normänner waren, von ihren bischöflichen Sitzen zu vertreiben. Diesen Zweck zu erreichen kostete es ihm wenig Mühe. Er fing damit an, daß er alle Schätze und Kostbarkeiten, welche vornehme englische Familien, während der langen Stürme und gefahrvollen Zeiten, den Kirchen zur Aufbewahrung übergeben hatten, von denselben abfoderte, und unter dem Vorwande, daß es feindliches Gut wäre, sich dieselben zueignete und in seine Schatzkammer bringen ließ. Die, welchen der König dieses Geschäft übertrug, überschritten nun bei weitem die ihnen diesfalls ertheilte Weisung. Sie griffen selbst das Eigenthum der Kirchen, deren Schätze und Kostbarkeiten an, raubten mitunter sogar einen großen Theil der darin befindlichen heiligen Gefäße, und zwar ohne daß der König dergleichen Frevel geahnet, oder die beraubten Kirchen auf irgend eine Art wieder entschädiget hätte. Nachdem Wilhelm auf diese Weise mit allen Kirchen und Klöstern, und zwar nicht sehr brüderlich getheilt hatte, sandte er nach Rom, ließ dem Papst vorstellen, wie sehr die englische Kirche einer Reformation bedürfe, und daher den heiligen Vater bitten, einige zu diesem Geschäfte geeigneten Legaten nach England zu schicken. Gerne willfahrte der römische Hof den Bitten des

*) Unter den angelsächsischen und dänischen Königen wurden diese Grafschaften nur auf Lebenszeit ertheilt. Wilhelm der Eroberer machte sie erblich, und nun wurden deren Namen auch die Namen der Familien, die sie besaßen.

Königes, und sandte den Bischof Ermenfried nebst den beiden Cardinälen Petrus und Johannes nach England. Diese hielten zwei Concilien, eines in Winchester, das andere in Windsor. Man kann nicht leugnen, daß es damals unter den englischen Bischöfen nur äußerst wenige gab, denen man nicht sehr gegründete Vorwürfe machen konnte. Der Erzbischof Stigand von Canterbury hatte sich sehr gröblich gegen die Canons verfehlt, war vor mehreren Jahren von dem Papste suspendirt worden, und hatte gewissermaßen sich sogar gegen den römischen Stuhl empört. Dieser ward nun abgesetzt, und zugleich zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt *). Mit Stigand wurden auch noch drei andere Bischöfe, ihres durchaus unmoralischen Lebens wegen, ihrer bischöflichen Würden für verlustig erklärt. Verschiedene andere, deren Bewußtseyn ebenfalls nicht ganz rein gewesen seyn mochte, verließen freiwillig ihre Kirchen, und endlich traf dies Loos auch noch einige, denen man wirklich keinen andern Vorwurf machen konnte, als bloß, daß sie keine Normänner, sondern geborne Engländer waren. Von allen englischen Bischöfen erhielt sich nur der Bischof Wulfstan von Worcester auf seinem bischöflichen Sitze, aber

*) Wilhelm von Malmesbury berichtet: Stigand sey mit sehr großer, ja wohl allzu großer Strenge behandelt worden; diesem widerspricht jedoch das vereinte Zeugniß mehrerer anderer Geschichtschreiber, demzufolge ward dieser Erzbischof in nichts weniger als sehr enger und harter Haft gehalten. Das Schloß von Winchester, wohin ihn der König hatte bringen lassen, durfte er als Gefangener freilich nicht verlassen, genoß aber in demselben alle nur mögliche Freiheit. Es war ihm sogar gestattet worden, alle seine Schätze mit sich zu nehmen. Erst nach seinem Tode fielen diese dem Könige anheim, der jedoch einen, obgleich äußerst kleinen und schmalen Theil davon der Kirche von Winchester zum Geschenke machte.

nicht wegen größerer Heiligkeit des Wandels, sondern weil der päpstliche Legat Ermenfried, der sein Gastfreund war, ihn ganz besonders in Schutz nahm *). Alle jetzt erledigten Bisthümer wurden ausschließlich mit Normännern besetzt; aber mit Ausnahme nur höchstens zweier Individuen war Wilhelms Wahl vortrefflich, und es gereicht ihm zu ganz besonderer Ehre, daß er stets bloß höchst würdige, durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichnete Männer zu bischöflichen Würden erhob **). Der würdigste von den neu-

*) Wie es scheint, war Ermenfried allein mit der nöthigen päpstlichen Vollmacht versehen, und die beiden Cardinäle Johannes und Petrus ihm nur beigegeben. Normännische Geschichtschreiber preisen den Ermenfried als einen Mann, der bloß die Canons und Satzungen der Kirche zur einzigen Richtschnur aller seiner Handlungen gemacht habe; aber die Engländer behaupten im Gegentheil: er sey bloß ein bereitwilliges Werkzeug in der Hand des Königes gewesen, dessen Willen er sich, gleich einem geschmeidigen Hofmanne, in Allem gefügt habe. Uebrigens irret sich Hume sehr, und mit ihm auch die meisten protestantischen Geschichtschreiber, wenn sie behaupten, Ermenfried wäre der erste gewesen, der als päpstlicher Legat in England aufgetreten sey. Von der Anwesenheit päpstlicher Legaten in England, und zwar schon unter der angelsächsischen Dynastie, liefert die englische Geschichte mehrere Beispiele (*Linguard*, T. II. p. 34.)

**) Diese durchgreifende totale Veränderung, oder vielmehr Reformirung der englischen Hierarchie, obgleich nicht ohne alle Beimischung von Gewalt und Ungerechtigkeit durchgesetzt, hatte doch für England sehr wohlthätige Folgen. Die englische Kirche stand damals — worüber auch sehr würdige Männer laut klagten — allen andern Kirchen des Abendlandes an Gelehrsamkeit, Eifer und Heiligkeit weit nach. Sie bedurfte einer heilenden Hand. Eine völlige Erschlaffung war zu befürchten, der jedoch jetzt die neuen Bischöfe, mit ungemeiner Zartheit in der Behandlung ihrer Untergebenen, zuvorzukommen suchten. Sie errichteten neue

gewählten Bischöfen war unstreitig der, dem Leser schon bekannte Erzbischof Lanfrank von Canterbury. Er war der gelehrteste Mann seiner Zeit, verband aber, was noch weit seltener ist, mit einer beinahe alles umfassenden Gelehrsamkeit die tiefste Demuth, Einfalt und ungeheuchelte Frömmigkeit. Er war, wie man sich erinnern wird, in Pavia geboren, lebte eine Zeitlang als einfacher Mönch in dem Kloster Beck in der Normandie, erhielt hierauf von Herzog Wilhelm, einige Jahre vor der Eroberung Englands, die Abtei zu St. Stephan in Caen, und ward jetzt in dem Jahre 1071 zum Erzbischof von Canterbury ernannt. Lange sträubte sich Lanfranks Demuth, diese hohe Würde anzunehmen, und es bedurfte der vereinten Bitten der frommen Königin Mathilde und des von ihm ungemein geschätzten und geliebten Abtes Herluin, um endlich seinen Widerstand zu überwinden und ihn zur Annahme des Erzbisthums zu bewegen. So lange Lanfrank lebte, stand er in hoher Gunst bei dem Könige, dessen unbeschränktes Zutrauen er besaß, und auch zu besitzen wahrhaft verdiente. Selten daß er bei Wilhelm eine Fehlbitte that. Aber allen seinen großen Einfluß bei Hofe verwandte er bloß zum Schutze der Unterdrückten, zur Vertheidigung des Eigenthums der Kirche gegen die Hab- und Raubsucht des normännischen Adels, so wie überhaupt nur zum Besten der leidenden Menschheit. Eben so großmüthig verwendete er auch seine, wirklich sehr bedeutende Einkünfte. Die erzbischöfliche

Schulen, verbesserten die schon bestehenden, besetzten die Lehrstühle mit tauglichen Lehrern, weckten unter der Geistlichkeit wie auch in den Klöstern wieder Liebe zu den Wissenschaften, und ihr tadelloser Wandel und das eigene Beispiel, mit dem sie in allem ihrem Clerus vorleuchteten, brachten, wie wir uns bald näher überzeugen werden, die herrlichsten und segensvollsten Früchte.

Kirche von Canterbury war seine geliebte Braut, der er völlig angehörte, und mit der er alles theilte. Außerdem errichtete er Schulen, erbaute Spitäler und Krankenhäuser, war der Vater aller Armen und der Freund eines Jeden, der des Trostes bedurfte. Er ward sehr alt, und als er starb, fehlten ihm nur einige Wochen zu einem Alter von hundert Jahren. — Aber jene Art von Proscription beschränkte sich nicht bloß auf die Bischöfe und andere hohe kirchliche Würdenträger; sie erstreckte sich auch auf die Klöster, endlich auf Englands gesammte niedere Geistlichkeit, und bald gab es, nur mit Ausnahme des angelsächsischen Abtes Ingulph *), in dem ganzen Reiche keinen ein-

*) Ingulph war aus London gebürtig, durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit ward er auch dem Herzog Wilhelm bekannt, der ihn an seinen Hof nach Rouen zog, und ihn zu einem seiner Geheimschreiber machte. Als Wilhelm zur Eroberung Englands auszog, verließ Ingulph Rouen und machte eine Pilgerreise nach Jerusalem. Nach seiner Rückkehr ward er Mönch in dem französischen Kloster zu Fontenelles. Jetzt, in dem Jahre 1076, erinnerte sich Wilhelm wieder seines ehemaligen Secretärs, berief ihn nach England und gab ihm die Abtei Croyland, deren Abt Wulfketul er vertrieben, ja sogar hatte gefangen setzen lassen. Ingulph behielt stets ein treues, englisches Herz; wo er nur immer konnte, vertrat er seine Landesleute bei dem Könige, und schützte sehr nachdrücklich die in der Nachbarschaft der Abtei wohnenden Engländer gegen die stolzen Anmaßungen der Normänner. Auch das Schicksal seines Vorfahrers, des Abtes Wulfketul, suchte er auf mancherlei Weise zu mildern, bewirkte endlich dessen Freilassung bei dem Könige, und um das Gefühl des alten Mannes in allem so viel wie möglich zu schonen, nannte er sich stets bloß einen Vicereggenten der Abtei von Croyland. — Ingulph schrieb auch eine Geschichte seiner Abtei, von deren Gründung an bis zum Ende des eilften Jahrhunderts, und wußte manches, die Geschichte Englands betreffende, größtentheils höchst interessante Detail in dieselbe einzuflechten.

zigen Eingebornen mehr, der in dem Besitze eines kirchlichen Amtes, oder nur irgend einer, auch noch so schmalen geistlichen Pfründe gewesen wäre; und England bot nun das seltsame Schauspiel eines Landes dar, das mit einer ungemein zahlreichen Bevölkerung von Eingebornen dennoch einen fremden Beherrscher, eine fremde Regierung, einen fremden Adel, eine fremde Hierarchie, eine fremde Verfassung, und zum Theil selbst eine der Bevölkerung völlig fremde Sprache hatte*).

---

*) Die französische Sprache ward nicht nur die Sprache des Hofes und der ganzen, sogenannten vornehmen Welt, sondern auch aller höhern Gerichtshöfe. Sogar die uralten angelsächsischen Gesetze und Statuten, in so weit Wilhelm sie bestehen ließ, mußten in das Französische übersetzt werden. Alle Prozesse wurden in französischer Sprache verhandelt, und auch die gerichtlichen Entscheidungen in derselben gegeben. Nur bei den untersten Gerichten, die sich bloß mit den gewöhnlichen, unbedeutenden Händeln des ganz gemeinen Volkes beschäftigten, ward die Landessprache, weil es durchaus nicht anders seyn konnte, beibehalten. Auch in den Schulen wurden die Wissenschaften und selbst die lateinische Sprache nicht mehr in der Landessprache, sondern in der französischen vorgetragen, und wer irgend ein, auch nur kleines Amt in der Kirche, in dem Lehrfache, in der Verwaltung, bei den Gerichtshöfen, oder in dem Palaste eines der Großen zu erhalten wünschte, oder auch des Schutzes und der Gunst eines mächtigen Patrons bedurfte, mußte durchaus die französische Sprache zu seiner Muttersprache gemacht haben. Alles dieß schreibt Ingulph bloß dem tief gewurzelten Haß der Normänner gegen alles Angelsächsische zu. «Ipsum etiam idioma tantum *abhorrebant*, quod leges terrae, statutaque Anglicorum Regum lingua gallica tractarentur, et pueris etiam in scholis principia litterarum grammatica Gallice et non Anglice traderentur.» — Der Normänner Unwissenheit in der englischen Sprache, die sie theils aus Stolz, theils auch aus Trägheit zu erlernen verschmäheten, mag eben so

15*

viel, vielleicht selbst das Meiste dazu beigetragen haben. Uebrigens verbreitete sich der Gebrauch der französischen Sprache so schnell, und endlich selbst unter den mittlern nud untern Volksklassen, daß sogar einige englische Schriftsteller, obgleich offenbar ganz irriger Weise, König Wilhelm beschuldigen, den absurden Gedanken gehabt zu haben, die englische Sprache selbst in England zu vertilgen.

18. Wilhelm hatte seine Normänner, vom ersten bis zum letzten, einen jeden verhältnißmäßig mit Reichthümern, Würden, Ehrenstellen, kurz mit Wohlthaten jeder Art überhäuft; und dennoch entspann sich jetzt unter den Undankbaren eine, in kurzer Zeit weit verzweigte Verschwörung gegen ihren königlichen Wohlthäter. Wilhelm hatte seinen Königsthron um viele Stufen höher gestellt, als seinen frühern Herzogsthron in der Normandie, auch mit einem weit größern Glanz ihn umgeben; nur mit einer besondern Ehrfurcht, an welche die Normänner noch nicht recht gewöhnt waren, durften sie zu demselben emporblicken; und überhaupt ließ der stets sehr ernste König sie bei jeder Gelegenheit fühlen, daß, wie hoch er sie auch gestellt habe, sie dennoch seine Unterthanen wären, und ihre ganze, jetzt so glänzende Existenz bloß von seinem Willen und seiner Persönlichkeit abhange. Dieß war die Hauptursache ihrer Unzufriedenheit. Das ehemalige, sich mehr einer gewissen Gleichheit nähernde Verhältniß zwischen einem Herzoge von der Normandie und dessen Baronen, wünschten sie wieder hergestellt zu sehen. An der Spitze der Verschwörung standen die Grafen von Hereford und Norfolk. Beide waren Normänner. Der Erste hieß Fiz Osbern, und war der Sohn desselben Osbern, der, mit Wilhelm erzogen, dessen erster und vertrautester Günstling sein ganzes Leben hindurch geblieben war; der andere, Namens Guader, hatte die

Schwester des Erstern gegen den Willen des Königes geheirathet, und Beide, den Zorn des Monarchen fürchtend, beschlossen, den Wirkungen desselben durch eine förmliche Empörung zuvorzukommen. Wilhelm befand sich gerade in der Normandie. Die Verschwornen bezweckten nichts Geringeres, als die Entthronung Wilhelms. Ihr Plan war, sich der Regierung während der Abwesenheit des Königes zu bemächtigen, diesen gar nicht mehr an den Küsten Englands landen zu lassen, und das ganze Königreich in drei große Fürstenthümer, nämlich: Wessex, Mercia und Northumbrien zu zertheilen. Um in ihrer Empörung von den Eingebornen kräftig unterstützt zu werden, suchten sie den Grafen Watheof, den Liebling der Angelsachsen, für sich zu gewinnen, und in ihren Bund zu ziehen. Aber Watheof ließ sich auf keine Art dazu bewegen, und selbst als sie ihm eines der drei Fürstenthümer mit völlig souveräner Gewalt anboten, wankte er, ungeblendet von dem Glanze einer souveränen Herzogskrone, dennoch nicht in seiner Treue gegen den König, hatte aber die Schwachheit, sich durch einen Eid zu verpflichten, über alles, was er jetzt gehört und vernommen, ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten. Demungeachtet ward jedoch sehr bald die ganze Verschwörung entdeckt. In der Brust eines der Verschwornen erhoben sich mancherlei, ihn beängstigende Gewissenszweifel. Er entdeckte sich also in der Beicht einem Geistlichen, und dieser machte ihn darauf aufmerksam, daß es jetzt noch nicht genug wäre, sich von dem Bunde der Verschwornen loszusagen, sondern er auch verpflichtet sey, deren verbrecherisches Vorhaben den königlichen Behörden alsogleich anzuzeigen. Warenne, Lordoberrichter des Königreiches, ward also noch an demselben Tage von allem unterrichtet. Dieser traf unverzüglich die gehörigen Gegenanstalten. Unvorbereitet und noch lange nicht gehörig gerüstet, wurden die Verschwornen

bei Beechham in Norfolkshire überfallen, in einem sehr hitzigen Gefechte völlig geschlagen, und alle, welche die sie verfolgenden königlichen Truppen erreichten, mit dem Verluste des rechten Fußes bestraft. Guader ward von den Siegern auf seiner Burg zu Norwich belagert. Er hielt eine dreimonatliche Belagerung aus, capitulirte hierauf mit den Belagerern, und erhielt freien Abzug für seine Person, jedoch unter der Bedingung, daß er das Königreich verlassen und nie mehr den Boden von England betreten sollte. — Indessen war der König aus der Normandie zurückgekommen. Die Häupter der Verschwörung ließ er vor ein Pairsgericht stellen, und obgleich, nach den angelsächsischen Gesetzen, Hochverrath die Todesstrafe zur Folge hatte, so ward Fiz-Osbern, aus Rücksicht auf die Verdienste seines verstorbenen Vaters, bloß zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und Guader in die Acht und außer dem Gesetze erklärt. Aber zu seiner größten Bestürzung ward jetzt auch der edle Graf Watheof verhaftet und vor Gericht gestellt. Seine eigene Gemahlin Judith war seine Anklägerin geworden, und hatte das Geheimniß ihres Gatten dem Könige verrathen. Von aller Theilnahme an der Verschwörung ward Watheof einstimmig von den Richtern freigesprochen; aber dennoch lastete auf ihm die schwere Schuld, die Verschwörung gewußt und sie dennoch, wozu sein Lehnseid ihn schon verpflichtete, nicht seinem Könige und Herrn entdeckt zu haben. Nach den angelsächsischen Gesetzen stand dieses Verbrechen, welches auch das angelsächsische Gesetzbuch mit der ziemlich gelinden Benennung: misprision (Pflichtvernachlässigung oder auch Pflichtvergessenheit) bezeichnete, bei weitem nicht auf gleicher Linie mit Hochverrath. Aber demungeachtet waren die Ansichten der Richter darüber höchst verschieden; sie konnten in ihren Meinungen durchaus nicht mit einander übereinkommen; der Prozeß dauerte demnach ein ganzes Jahr,

während welcher Zeit Watheof in sehr enger und harter Haft gehalten ward. Der liebevolle Erzbischof Lanfrank bat einigemal den König, und zwar sehr dringend, um die Begnadigung des Grafen. Aber ihm entgegen wirkte Watheofs gottloses, ehebrecherisches Weib. Judith war seit einiger Zeit in unlauterer, leidenschaftlicher Liebe gegen einen jungen, normännischen Edelmann entbrannt, und wünschte nun sehnlichst von ihrem Gemahle sobald als möglich befreit zu werden. Wie leider nur zu oft, triumphirte auch diesmal wieder das Laster. Judith, die vielleicht selbst zu eben so boshaften als lügenhaften Verläumdungen ihre Zuflucht nahm, gelang es, ihren Oheim, den König, gegen ihren Gemahl so zu erbittern, daß dieser endlich von Wilhelm zum Tode verurtheilt und auch gleich am folgenden Tage, sehr frühe des Morgens *), zu Winchester enthauptet ward. Die Engländer beweinten Watheofs Tod als eine, die ganze Nation treffende, sie tief beugende Calamität, und ehrten lange Zeit sein Andenken gleich jenem eines heiligen Märtyrers.

19. Wahrscheinlich werden, wo nicht alle, doch die meisten unserer Leser wissen wollen, welcher Lohn der Judith für ihren, an ihrem edeln Gemahl verübten Mord, zu Theil ward. Nach Watheofs Tode wollte der König abermals über die Person seiner Nichte verfügen, und bestimmte sie einem normännischen Edelmanne, Namens Simon. Aber dieser hatte vorne und hinten einen Buckel. Einem so mißgestalteten Manne wollte Judith ihre Hand nicht reichen, und da sie trotz allen Gründen ihres königlichen Oheims dennoch auf

*) Nämlich zu einer Zeit, wo gewöhnlich die Straßen einer Stadt noch ziemlich menschenleer sind, und dieß aus der Ursache, weil man einen Aufstand der Einwohner, die, wie alle Engländer, den Grafen mit Liebe verehrten, befürchten zu müssen glaubte.

ihrer Weigerung bestand, so vermählte der darüber erzürnte König den buckeligen Simon mit Judiths Tochter Mathilde, und übertrug auf diese alle Güter, Lehen und Würden ihres hingerichteten Vaters. Judith sank nun in tiefe Armuth, und verlassen von ihrem normännischen Liebhaber und von jedermann geflohen, blieb sie ihr ganz Leben hindurch ein Gegenstand der Verachtung, des Hasses und Abscheues aller edeln wie gemeinen Seelen. — Mit ihrem buckligen, aber sehr gutmüthigen Gemahl lebte Mathilde, als sie einmal an ihn gewöhnt war, ganz zufrieden. Nach seinem Tode, der in dem Jahre 1086 erfolgte, war zwar Mathilde nicht mehr in der ersten Blüthe ihrer Jugend, hatte aber doch auch kaum noch ihr sechsundzwanzigstes Jahr erreicht. Sie vermählte sich also zum zweitenmale mit David, der mehrere Jahre nachher König von Schottland ward.

20. Wilhelm stand jetzt auf der höchsten Stufe von Macht und Größe. Um den schottischen König, wegen dessen thätiger Theilnahme an den frühern Empörungen der Engländer, zu bestrafen, war Wilhelm mit einem zahlreichen Heere, alles mit Feuer und Schwert verwüstend, in Schottland eingefallen, und Malcolm, um noch größere Verheerungen von seinem Lande abzuwenden, eiligst zu ihm ins Lager gekommen, hatte sich ihm unterworfen, ihn als seinen Oberherrn anerkannt, und ihm in dieser Eigenschaft für Schottland gehuldiget *). — Mit gleicher Heeresmacht war

*) Dieß wird zwar von den Schotten bestritten, oder vielmehr gänzlich geleugnet. Sie behaupten, beide Könige hätten sich friedlich miteinander vertragen, und Malcolm bloß wegen einiger Grenzdistrikte, welche Schottland von England zu Lehen trug, dem Könige Wilhelm gehuldiget. Diese Behauptung wird jedoch durch das einstimmige Zeugniß aller damals lebenden Geschichtschreiber widerlegt. Abt Ingulph, Wilhelms

Wilhelm auch in das Fürstenthum Wallis eingerückt; hatte die unbändigen Gebirgsbewohner zu größerer Unterwürfigkeit gebracht, zur Zahlung des seit mehreren Jahren rückständigen Tributs sie gezwungen, und zur Sicherheit ihrer künftigen Leistungen sich Geißeln von ihnen stellen lassen *). England war ebenfalls jetzt völlig beruhiget, obgleich die Ruhe der Eingebornen nur jene eines Kirchhofes war. Aber um so höher ward Wilhelms Name in der Normandie gefeiert; denn alle Normänner sonnten sich in dem Glanze, mit dem die Eroberung eines ganzen Königreiches ihren jetzt so mächtigen und gefürchteten Herzog umgab. Auch seinen furchtbarsten Gegner, den dänischen König nämlich, hatte Wilhelm bloß durch die geheimen Künste seiner Politik überwunden. Fest entschlossen, seine Rechte auf Englands Krone geltend zu machen, hatte König Canut **) seit einigen Jahren furchtbare Kriegsrüstungen gemacht. König Olav von Norwegen hatte ihm eine Flotte von sechszig Segeln zu seiner Verfügung überlassen, und sein Schwager, der Graf Robert von Flandern, ihm eine noch weit größere Anzahl von Schiffen zugesagt, und schon war eine Flotte von drei-

---

ehemaliger Secretair, der von allem genau unterrichtet seyn konnte, sagt deutlich: „Scotiam subjecit, et Malcolmum regem ejus sibi hominem facere et fidelitatem jurare coëgit." — Dieselbe Sprache führen auch die Andern; sogar Ethelred, der doch in sehr freundschaftlichem Verhältnisse mit David, Malcolms Sohne, stand.

*) Völlig bezwungen unterworfen ward Wales doch erst weit später, nämlich unter Eduard dem Ersten, in dem Jahre ein Tausend zweihundert und vierundachtzig.

**) Canut war Suenos Estrison natürlicher Sohn, mithin gleich Wilhelm dem Eroberer ebenfalls ein Bastard; aber wie bei diesem, ersetzten auch bei jenem große und glänzende Regenteneigenschaften diesen Fehler der Geburt.

nahe siebenhundert Schiffen in den dänischen Häfen versammelt, als dennoch das ganze, die Aufmerksamkeit aller europäischen Mächte auf sich ziehende Unternehmen an Wilhelms Schlauheit scheiterte. Die meisten dänischen Großen nämlich waren mit der von ihrem Könige projectirten Invasion Englands durchaus nicht zufrieden. Eine allzu große Vermehrung der königlichen Macht lag nicht in ihrem Interesse. Sie befürchteten, daß, wenn ihr König mit der dänischen Krone auch noch die englische vereinte, er sie seine, hierdurch ganz schrankenlose Gewalt nur desto freier und drückender würde fühlen lassen. Dieß war für Wilhelm kein Geheimniß. Durch Geschenke und Geldzahlungen gelang es ihm bald, unter den dänischen Optimaten eine bedeutende Parthei zu gewinnen. Als nun die Flotte, zum Auslaufen bereit, jeden Tag den Befehl erwartete, die Anker zu lichten und den Hafen von Haddeby zu verlassen, erhoben sich stets neue Schwierigkeiten, und diese wiederholten sich so oft und so lange, bis endlich die ganze Schiffsmannschaft, Matrosen und Soldaten, im höchsten Grade ungeduldig und unwillig darüber, ihren Officieren nicht mehr gehorchten, und sämmtlich davon liefen. Natürlicherweise ging jetzt auch die Flotte auseinander, und des dänischen Königes, Wilhelm bisher nicht wenig beunruhigender Eroberungsplan ward in dem Augenblicke, wo er seiner Ausführung so nahe war, auf lange Zeit, und wie die Folge es nachher bewies, auf immer vereitelt. — Endlich war Wilhelm der reichste Monarch der ganzen abendländischen Christenheit. Die Anzahl seiner Domaingüter (Manor) belief sich auf Tausend vierhundert und zweiunddreißig. Der Ertrag davon ward jedoch bloß für die königliche Hofhaltung verwendet. Außer diesem hatte Wilhelm nach dem Zeugniß eines zuverlässigen Geschichtschreibers, der aus Urkunden, die ihm vorlagen, sich davon überzeugt zu haben versichert, ein tägliches Einkommen von

Tausend und einundsechszig Pfund Sterling, wobei noch zu bemerken ist, daß damals der Werth eines Pfund Sterlings dreimal, und der Werth des Silbers zehnmal größer war, als heut zu Tage. Unter diesem täglichen Einkommen waren jedoch die ebenfalls sehr bedeutenden Summen nicht begriffen, welche von Strafgeldern, freiwilligen Geschenken, deren doch keiner, der sie zu leisten hatte, sich weigern durfte*), und endlich von den Vormundschaften und Heirathserlaubnissen unaufhörlich in die königlichen Kassen flossen. Nach einer sehr mäßigen Berechnung beliefen sich demnach Wilhelms sämmtliche jährliche Einkünfte nahe auf fünfzehn Millionen Gulden nach dem jetzigen Geldfuß; ein Ertrag, der die Einkünfte von mehreren damals vereinten europäischen Königreichen noch weit übertraf**).

*) Wer bei den höhern königlichen Gerichtshöfen einen Prozeß gewann, mußte ebenfalls für die ihm zu Theil gewordene günstige Entscheidung ein der Wichtigkeit des Prozesses entsprechendes Geldgeschenk machen.

**) Da wir hier oben auch Vormundschaften und Heirathserlaubnisse als reich fließende Quellen königlicher Einkünfte bezeichneten, so möchte wohl diesfalls noch folgende nähere Erklärung nicht überflüssig seyn. — Vornherein müssen wir gleich bemerken, daß der Despotismus, der mit Wilhelm I. den Thron von England bestieg, sich bald, wie es in seiner Natur liegt, auch in die zartesten und heiligsten Familienverhältnisse eindrängte. — Wenn ein Lehnsmann starb und einen noch unmündigen Sohn hinterließ, so fiel, zufolge des Lehnsystems, das Wilhelm eingeführt hatte, das jedoch hierin von dem Lehnrecht aller übrigen europäischen Nationen abwich, dem Könige die Vormundschaft anheim. Der Knabe, oder auch noch nicht ganz volljährige Sohn des Verstorbenen, ward den Armen seiner Mutter oder nächsten Anverwandten entrissen und der unmittelbaren Aufsicht des Königes übergeben. Der Vorwand dazu war, daß es in dem

Interesse des Monarchen liege, dafür zu sorgen, daß der künftige Erbe eines Lehen in allem vollkommen unterrichtet würde, was er in der Folge seinem Lehnsherrn zu leisten hätte. Aber während der ganzen Zeit der Vormundschaft zog der König alle Einkünfte des Lehens, ließ die Ländereien verpachten und schaltete ganz damit wie mit seinem Eigenthume. Erst, wann der Mündel sein einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, mußte der König demselben das väterliche Erbe übergeben, ohne jedoch wegen der übrigen Hinterlassenschaft ihm auch nur das Mindeste zu vergüten. Noch drückender, ja wohl grausamer war es für eine Familie, wenn der verstorbene Lehnsmann keinen männlichen Erben, sondern nur Töchter hinterließ. Auch diese fielen bis in ihr vierzehntes Jahr unter die Vormundschaft des Königes, und hatten sie endlich das bestimmte Alter von vierzehn Jahren erreicht, so waren sie gezwungen, den Mann zu heirathen, den der König ihnen gab; abermals unter dem erbärmlichen Vorwande, der König müsse dafür sorgen, daß das Lehen nicht in die Hand eines Mannes käme, der seine Lehnspflichten nicht erfüllen wolle, oder sie zu erfüllen nicht im Stande sey. Zog jedoch eine solche Erbin den ledigen Stand dem ehelichen vor, so blieb sie auch noch ferner unter des Königes Vormundschaft, die dann gewöhnlich, wo nicht den ganzen Ertrag des Lehngutes, doch den größten Theil desselben verschlang. Geschah es auch bisweilen, daß man der Tochter aus einem edeln Geschlechte es gestattete, sich mit einem Gatten nach ihrer Wahl zu verbinden, so konnte eine solche Erlaubniß nur mit schwerem Gelde erkauft werden. Der schreckliche Unfug ging endlich so weit, daß der Geiz eines Despoten aus dem Unglück der Familien — denn solche gezwungene Ehen konnten ja nie oder nur selten glücklich seyn — eine neue Quelle des Einkommens sich schuf, mit der Blüthe des weiblichen Geschlechtes einen schändlichen Trafict trieb, und endlich die Hand eines solchen unschuldigen Geschöpfes, besonders wenn es eine reiche Erbin war, ohne Scheu und Scham an den Meistbietenden verkaufte; wie dann auch noch unter der Regierung Heinrichs III. ein gewisser Gott-

fried dem Könige zwanzigtausend Mark Silbers für die Tochter des verstorbenen Herzogs von Glocester bezahlte (*Ling.*, p. 60 — 63). — Ein so furchtbar despotisches Regiment, als Wilhelm in England einführte, hatte, wenigstens in mancher seiner Beziehungen, selbst der an sclavische Unterwerfung gewöhnte Orient nicht gekannt. Aber gerade in der grenzenlosen Größe des Uebels lag dessen baldige Remedur. Schon unter den ersten Königen aus dem Hause Anjou stürzte des Eroberers schreckhaftes Gebäude halb wahnsinnigen Despotismus zusammen, und da auf dessen Trümmern, unter dem Schutze der Magna Charta, sich bald weit edlere Formen erhoben, so geschah auch hier wieder, was uns in der Geschichte schon so oft begegnete, daß nämlich gerade Dasjenige, was dem Verderben dienen sollte, ihm auch schon einige Zeit gedient hatte, am Ende dennoch eine Quelle vielfachen Segens werden mußte.

21. Wilhelms letzte Regierungsjahre waren ruhig und ohne ein bedeutendes Ereigniß. Der Eroberer hatte weder äußere noch innere Feinde mehr zu fürchten, und seine Ruhe ward bloß durch eine, im ganzen wenig bedeutende Empörung seines ältesten Sohnes Robert auf einige Zeit gestört. — Als nämlich Wilhelm mit seinem Eroberungsplan beschäftigt war und, wie der Leser weiß, ungeheure Zurüstungen machte, sah er die Nothwendigkeit ein, um den französischen König wenigstens in der Neutralität zu erhalten, dessen Eifersucht auf keine Weise zu erregen. Aus diesem Grunde erklärte er in Gegenwart des Königes Philipp von Frankreich, daß er die Normandie nie mit England vereinigen werde, daher jetzt entschlossen sey, das Herzogthum alsogleich seinem ältesten Sohne Robert abzutreten; wirklich ließ er demselben auch von den Baronen huldigen, und übertrug ihm, bevor er nach England segelte, die Regierung des Landes, jedoch wegen des noch allzu zarten Alters seines Soh-

nes, unter der Leitung der Mutter Roberts, der Königin Mathilde. Alles dieß war indessen nur äußeres Formenspiel, und Mathilde war und blieb bloß ihres Gemahls Statthalterin in der Normandie. — Als aber der Prinz zum kräftigen Jüngling gereift war, und das Bewußtseyn seiner Kraft, die man in der Jugend gewöhnlich sehr zu überschätzen pflegt, immer mehr und mehr in ihm zu erwachen anfing, foderte er endlich die wirkliche und förmliche Abtretung der Normandie von seinem Vater. Wilhelm vertröstete ihn auf ruhigere Zeiten. Robert ließ sich dieses gefallen. Als aber endlich das Königreich vollkommen beruhiget war, wiederholte der Prinz sein Begehren, und, aus Antrieb theils des französischen Hofes, theils einiger unzufriedenen normännischen Barone, bestand er nun mit vieler Bestimmtheit auf nicht länger mehr zu verzögernder Abtretung des Herzogthums. Natürlicherweise nahm dieß der König nicht sehr gut auf, und sagte daher auch jetzt ganz unumwunden seinem Sohne: „er habe durchaus keine Lust, seine Kleider schon auszuziehen, bevor er noch zu Bette ging.“ Diese Antwort benahm nun dem Robert alle Aussicht auf das Herzogthum, so lange der Vater lebe. Giftige Dazwischenträger vermehrten mit jedem Tage den Unmuth des Prinzen, und da dieser noch überdieß bemerkte, oder zu bemerken glaubte, daß die väterliche Zärtlichkeit mehr zu seinen jüngern Brüdern Wilhelm und Heinrich, als zu ihm sich hinneige, so nagte schon seit einigen Jahren bitterer Groll an seinem Herzen, und riß ihn endlich, als er sich bei einer Gelegenheit von seinen Brüdern ganz besonders verachtet und beleidiget glaubte *), zu dem äußersten fort. Er verließ

*) Eigentlich war es bloß ein muthwilliger Jugendstreich der jüngern Prinzen, der den Robert so sehr entrüstete. Der Hof befand sich nämlich in der kleinen

heimlich den Hof seines Vaters, machte einen, obgleich fruchtlosen Versuch, sich der Stadt und des Schlosses von Rouen zu bemächtigen, eilte dann auf die Burg eines der mißvergnügten Barone, und empörte sich förmlich gegen seinen Vater. Aber eine nothwendige und leicht vorauszusehende Folge dieser unbesonnenen Empörung war, daß Robert völlig aus der ganzen Normandie vertrieben ward. Er floh nun zu Philipp von Frankreich; dieser nahm ihn in Schutz, und wieß ihm die feste Burg Gerberoi zu seinem Aufenthalte an. Bisher war Robert von seiner Mutter Mathilde, die ihn sehr liebte, ununterbrochen und ganz im Geheim mit Geld unterstützt worden. Dieß erfuhr aber endlich der König. Wilhelm benahm sich jedoch dabei auf eine sehr vernünftige, wahrhaft edle Weise. Er fühlte nämlich, daß eine Mutter, die ihren Sohn wahr-

---

Stadt Aigle. Für die zahlreiche Begleitung des Königes gebrach es hier an Raum. Selbst die königliche Familie konnte nicht beisammen wohnen. Den drei Prinzen mußten also verschiedene Häuser in der Stadt angewiesen werden. Gleich am andern Tage, als der Hof in Aigle angekommen war, fiel es den jüngern Brüdern, Wilhelm und Heinrich, ein, ihren ältesten Bruder Robert zu besuchen. Sie fanden ihn jedoch nicht in seiner Wohnung; als sie aber einige Minuten darauf an das Fenster traten, erblickten sie ihn unten vor der Thüre des Hauses auf- und abgehen. Unglücklicherweise stand eine Flasche Wasser auf dem Tische, und um sich mit ihrem Bruder einen Spaß zu machen, gossen sie ihm dieselbe über den Kopf. Robert, der dieses abermals als einen Beweis der Verachtung und des Hohnes seiner Brüder gegen ihn ansah, entflammte in heftigem Zorn, zog das Schwert und stürmte wüthend die Treppe hinauf. Zum Glücke kam der König dazu, konnte jedoch nur mit großer Mühe seinen leidenschaftlich erregten Sohn von fernern Gewaltthätigkeiten abhalten. Aber noch in derselben Nacht verließ Robert das Hoflager seines Vaters.

haft liebe, ihm auch selbst dann, wenn er gefehlt hätte, ihre mütterliche Zärtlichkeit unmöglich ganz entziehen könne, daher auch, so viel es in ihren Kräften stünde, ihn unterstützen würde. Seiner Gemahlin machte er daher durchaus keine Vorwürfe, ließ ihr auch nicht das mindeste Zeichen von Unzufriedenheit merken, dafür aber an seinem Hofe öffentlich bekannt machen, daß er dem ersten Boten, der es wagen sollte, Geld oder andere Geschenke dem Prinzen Robert zu überbringen, die Augen würde ausstechen lassen. — Die mütterlichen Geldunterstützungen hörten nun auf, und Robert und seine Gefährten waren gezwungen, von dem Raube zu leben, den sie bei ihren Streifzügen in die nahe gelegenen normännischen Grenzgegenden gewannen. Aber auch diesen Räubereien wollte der König ein Ende machen. Er rückte also vor Gerberoi und fing an die Burg zu belagern. Aber die, welche darin lagen, leisteten einen verzweifelten Widerstand. Robert wagte sogar einen Ausfall, und ohne sich zu kennen, weil bei geschlossenem Visir, stießen nun Vater und Sohn aufeinander. Für den kraftvollen, feurigen Prinzen war der Kampf mit einem, schon in Jahren vorgerückten, und mit manchen Infirmitäten behafteten Gegner nur ein Spiel. Er brachte ihm eine leichte Wunde bei und warf ihn vom Pferde. Als aber jetzt Wilhelm nach Hülfe rief, erkannte Robert die Stimme seines Vaters, sprang sogleich vom Pferde, hob ihn von der Erde auf, fiel ihm zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und übergab ihm sein eigenes Pferd. Ohne eine Sylbe zu antworten, schwang sich Wilhelm auf dasselbe und ritt davon. Aber dieses Betragen Roberts machte einen, für denselben ungemein günstigen Eindruck auf das Herz des Vaters. Gleich am folgenden Tage hob er die Belagerung auf, und nun ward es den Bitten und Thränen Mathildens ein Leichtes, eine vollkommene Aussöhnung zwischen

Beiden zu bewirken. Wilhelm verzieh von Herzen alles Vorgefallene seinem Sohne, und dieser lebte nun wieder ruhig und zufrieden an dem Hofe seines Vaters und an der Seite seiner frommen, von ihm zärtlich geliebten Mutter.

22. Ein feindlicher Einfall in Frankreich war das letzte Ereigniß, mit dem Wilhelm seine, größtentheils kriegerische Laufbahn schloß. König Philipps zwar unbesonnener, jedoch an sich harmloser Scherz, der diesen Krieg herbeiführte, ist dem Leser schon bekannt. Aber schwer mußten dafür büßen die Bewohner der Gegenden, in die Wilhelm, alles mit Feuer und Schwert verheerend, einfiel. Häuser, Kirchen, Dörfer und Flekken wurden niedergebrannt, und viele Tausende der Einwohner in Armuth und das größte Elend versetzt. Endlich ward auch die Stadt Mantes, entweder auf Befehl des Königes, oder durch die Ausgelassenheit der Soldaten, in Brand gesteckt; und vielleicht würde Wilhelm bis nach Paris vorgerückt seyn, und noch mehr als eine Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt haben, wäre er nicht gleich nach dem Brande von Mantes von einem sehr heftigen Fieber befallen worden. Gefährlich krank ward er nach Rouen gebracht. Wilhelms Krankheit, die auch die letzte seines Lebens war, dauerte mehrere Wochen; und obgleich er selbst alle Hoffnung zur Wiedergenesung aufgegeben hatte, blickte er dennoch dem ihm nahenden Tode ganz ruhig entgegen, und verlor bis zu seinem letzten Athemzuge nie auch nur einen Augenblick die volle Gegenwart des Geistes. Mit den, sein Sterbelager umgebenden geistlichen und weltlichen Großen unterhielt er sich größtentheils von den verschiedenen Ereignissen seines thatenvollen Lebens, und zwar von der Stunde an, wo er als ein unmündiger Knabe seinem Vater, dem Herzoge Robert, in der Regierung des Herzogthums gefolgt war, bis auf den

gegenwärtigen Augenblik. — Wenige Tage vor seinem Ende versammelte er die Bischöfe und übrigen Großen um sich her, und ernannte in ihrer Gegenwart seinen ältesten Sohn Robert zu seinem Nachfolger in der Normandie und den davon abhängigen Landschaften. „Es ist,“ sagte er, „das Erbe, das ich von meinen Vorfahren erhalten habe, und gebührt daher unstreitig dem ältesten meiner Söhne.“ — Was die englische Krone betraf, so sah er jezt wohl ein, daß er kein anderes Recht zu derselben gehabt habe, als bloß jenes, das ihm sein Schwert dazu gegeben. Er wollte daher nun auch nichts ausdrücklich darüber bestimmen, sondern es Gott ganz allein überlassen. Da es jedoch sein geheimer Wunsch war, daß sein zweiter Sohn Wilhelm König von England werden möchte, so ertheilte er ihm den Rath, unverzüglich nach England abzureisen, und gab ihm auch an den Erzbischof Lanfrank, der den Prinzen erzogen hatte, ein Empfehlungsschreiben mit. Ungeduldig fragte jezt der dritte Sohn Heinrich seinen Vater, was er denn ihm hinterlasse? „Fünf tausend Pfund Silbers,“ war Wilhelms Antwort. „Aber,“ erwiderte Heinrich, „was soll ich dann mit dem Gelde machen, wenn ich nicht einen Hufen Landes besize, auf dem ich wohnen könnte.“ „Gedulde dich, mein Sohn!“ sprach jezt der sterbende König, „du wirst deine beiden Brüder erben, und einst weit reicher und mächtiger als sie seyn.“ — Wilhelm und Heinrich verließen jezt den Vater; der Eine, um nach England sich einzuschiffen, der Andere um nach der Schatzkammer zu eilen, und sich die fünf tausend Pfund Silbers auszahlen zu lassen. — Als die beiden Prinzen sich entfernt hatten, stellten die anwesenden Bischöfe dem Könige vor, daß, da er jezt selbst Barmherzigkeit von Gott zu erlangen hoffe, er auch der vielen Gefangenen, größtentheils den vornehmsten Familien angehörig, die noch in Gefängnissen schmachteten, sich ebenfalls erbarmen

und sie in Freiheit setzen möchte. Wilhelm rechtfertigte zwar ihre Gefangennehmung, die, wie er sagte, theils eine gerechte Strafe für ihre Empörung, theils auch aus gebieterischen Staatsgründen nothwendig gewesen wäre, genehmigte jedoch hierauf den Bischöfen ihre Bitte, und gebot sämmtliche Staatsgefangenen aus ihren Gefängnissen zu entlassen, nur mit Ausnahme seines Halbbruders, des Bischofes Odo oder Eudes von Bayeux *). „Es sey," bemerkte Wilhelm, „ein unruhiger

*) Eudes war ein wahrer Schandflecken in der englischen Kirche. Seiner nicht zu sättigenden Habsucht kam nur sein grenzenloser Stolz gleich. Endlich fiel es ihm sogar ein, Papst werden zu wollen. Freilich nicht auf canonischem Wege, sondern bloß durch Bestechungen, wozu, wie groß sie auch seyn mochten, seine ungeheuren Schätze ihm die nöthigen Mittel darboten. Mit dem Großgrafen von Sicilien und den andern normännischen Fürsten ließ er sich diesfalls in geheime Verbindungen ein, und diese, wie er selbst, waren nun der Ansicht, daß wenn er, ein Normann, auf den päpstlichen Stuhl erhoben würde, nun auch unter einem normännischen Papste sehr bald ganz Italien der Herrschaft der Normänner, die ja ohnehin schon im Besitze von Unteritalien wären, müßte unterworfen werden; und wirklich wäre auch Eudes der Mann gewesen, der durch einen Versuch, diesen sinnlosen Plan auszuführen, ganz Italien in Verwirrung gebracht haben würde. Glücklicherweise erfuhr es der König, verbot daher seinem Bruder nach Italien zu gehen. Aber nun wollte dieser sich heimlich einschiffen, hatte auch schon befohlen, den größten Theil seiner Schätze ganz in der Stille auf das Schiff zu bringen. Davon ward jedoch der König, der seinen Bruder genau hatte beobachten lassen, sogleich unterrichtet, und befahl nun denselben ohne weiters zu verhaften. Aus Ehrfurcht theils vor der Würde eines Kirchenfürsten, theils auch vor einem Bruder des Königes, wagte niemand Hand an ihn zu legen. „Nun gut," sagte jetzt Wilhelm, „so werde ich wohl mich selbst diesem Geschäfte unterziehen müs-

Kopf, dessen unerträglicher Stolz und unersättliche Habsucht der Kirche wie dem Staate gleich gefährlich werden könnten." Als aber Eudes Freunde mit ihren Bitten fortfuhren, und immer zudringlicher wurden, willigte der König endlich, obgleich höchst ungerne ein, und gab mit sichtbarem Widerwillen den Befehl, ihn in Freiheit zu setzen; sagte aber zu den Umstehenden, sie würden es gewiß einst noch bereuen, durch ihre Zudringlichkeiten die Freilassung dieses Bischofes von ihm gleichsam erpreßt zu haben. — — Am 9. September, des Morgens in aller Frühe, hörte Wilhelm das Läuten einer Glocke; mit einer gewissen Hastigkeit erkundigte er sich, was das zu bedeuten habe. Man sagte ihm, daß es die Glocke sey, welche die Mönche von St. Maria zu der Prim in die Kirche rufe. „Nun denn," erwiederte Wilhelm, indem er seine Arme kreuzweise übereinander legte, „empfehle ich meine Seele meiner Herrin, der Mutter Gottes, daß sie durch ihre heilige, alles vermögende Fürbitte mir bei ihrem Sohne, meinem Herrn und Heilande Jesus Christus, Gnade und Barmherzigkeit erflehe." — Worauf er, nachdem er dieses kurze Gebet ausgesprochen hatte, auch sogleich verschied.

---

sen," begab sich in Begleitung einiger Officiere von seiner Leibwache zu dem Bischofe, und erklärte ihm, daß er sein Gefangener wäre; und als dieser nun anfangen wollte, ein Langes und Breites über die Unverletzbarkeit seiner Würde vorzubringen, fiel ihm der König schnell in das Wort und sagte: „er verhafte jetzt nicht den Bischof von Bayeur, sondern den Grafen von Kent." — Wie es scheint, war dieses saubere bischöfliche Individuum dem päpstlichen Hofe schon bekannt; denn man findet nirgends eine Spur, daß der Papst auch nur die mindeste Bewegung gemacht habe, dem gefangenen Bischofe wieder seine Freiheit zu verschaffen.

23. Während der Krankheit des Königes war die Stadt Rouen mit Bischöfen und Prälaten, mit Grafen, Baronen und Rittern ganz überfüllt. Aber kaum hatte Wilhelm die Augen geschlossen, als alle in größter Hast die Stadt sogleich verließen, nach ihren Burgen und Schlössern eilten, diese, wenn es nöthig war, noch mehr befestigten, und überhaupt auf jeden Fall sich in Vertheidigungsstand zu setzen suchten. Auch die Einwohner von Rouen verbargen und vergruben ihre Kostbarkeiten und besten Effecten; und da alle Beamten eben so eilig das Sterbhaus verlassen hatten, und dieses nun ganz öde stand, so säumten jetzt auch die niedern Hofbedienten nicht, die Wohnung rein auszuplündern, und mit ihrem Raube, der Eine dahin, der Andere dorthin, fortzulaufen, so daß die königliche Leiche, weil man sogar das Sterbebett und die Leintücher gestohlen hatte, über drei Stunden beinahe ganz nackt auf dem Boden lag *). Endlich fiel es doch dem

*) Dieses hastige und verwirrte Forteilen aller großen und kleinen Vasallen nach ihren Gütern, sowie die Aengstlichkeit, mit der die Bürger in der Stadt ihr Geld und ihre Kostbarkeiten theils in die Kirchen flüchteten, theils in die Erde vergruben, und endlich die Frechheit, mit der die niedere Hoffamulistik die Wohnung des verstorbenen Königes plünderte, hatten ganz allein ihren Grund in dem, damals in England wie in der Normandie und noch in einigen andern Ländern herrschenden groben Vorurtheile, daß nämlich mit dem Tode eines Königes auch der sogenannte Königsfriede erloschen sey, und erst mit der Thronbesteigung des Nachfolgers wieder beginne. In dieser Zwischenzeit trat nun oft ein völlig antisocialer Zustand ein. Jeder wähnte, alles, was er seinen Kräften nach thun könnte, nun auch thun zu dürfen, und wer eines wirklichen oder vermeintlichen Unrechts wegen sich rächen wollte, glaubte jetzt den günstigen Augenblick dazu gefunden zu haben. Auf den Burgen wurden alte, längst vergessene Familien-

Erzbischof von Rouen ein, daß es seine Pflicht seyn könnte, für die Beerdigung des verstorbenen Monarchen zu sorgen. Zu dem Begräbnißorte bestimmte er die Stadt Caen, und sandte die Mönche in Procession mit Kreuz und Rauchfässern nach der Wohnung, in der Wilhelm gestorben war, um die Leiche abzuholen. Als sie diese aber beinahe völlig nackt, das Haus rein ausgeplündert, und auch nicht einmal das Allernothwendigste zu einem Begräbniß darin mehr fanden, so eilten sie ebenfalls nicht sehr, das Fehlende herbei zu schaffen. Zum Glück erbarmte sich ein, in der Nähe wohnender, nichts weniger als sehr reicher Edelmann, Namens Harluin, des entseelten Körpers, legte ihm ein, obgleich ganz einfaches, gemeines Todtenkleid an, und miethete auch auf seine Kosten den Nachen, auf dem, von ihm begleitet, die königliche Leiche nach Caen

zwiste auf das neue wieder geweckt, und hatten dann nicht selten feindliche Ueberfälle, Mord, Raub und Brand zur Folge. Selbst in den niedern Volksklassen glaubte jeder, daß es ihm jetzt erlaubt sey, sich selbst ganz eigenmächtig Recht zu verschaffen, und seinen Gegner, wenn er einen hatte, feindlich zu behandeln und zu berauben. Sogar die obrigkeitlichen Behörden hegten diesen unbegreiflichen Wahn, glaubten mit dem Tode ihres Monarchen auch ihre Vollmachten erloschen, wagten es nicht da, wo es nöthig gewesen wäre, einzuschreiten; und wenn sie auch bisweilen einen Versuch machten, dem allzu großen Unfug, wenigstens unter dem gemeinen Volke, zu steuern, so ergriffen sie doch gewöhnlich, und zwar mit sichtbarer Bangigkeit und Ungewißheit, nur ganz matte, weniger als halbe Maßregeln. Daher mußte es nun nothwendig kommen, daß bei dem Tode eines Königes der Hohe wie der Niedere, der Reiche wie der Arme keinen andern Gedanken hatte, auch keinen andern haben konnte, als bloß für sich, sein Eigenthum und seine eigene Sicherheit so eilig, als nur immer möglich, zu sorgen.

gebracht ward. Die Feierlichkeiten der Beerdigung waren zwar nicht groß, aber sehr ernst, und erhielten durch ein, bis dahin unerhörtes Ereigniß eine noch höhere Bedeutung. Als nämlich der Prinz Heinrich, mehrere Prälaten und deren Clerisei in der, von Wilhelm erbauten Kirche zu St. Stephan versammelt waren, das heilige Meßopfer schon dargebracht war, auch der Bischof von Evreux an der, in der Kirche offen stehenden Bahre eine kurze, aber alle Tugenden des Verstorbenen preisende Leichenrede gehalten hatte, drängte sich plötzlich aus dem zahlreich versammelten Volke ein gemeiner normännischer Edelmann, Namens Ascelin Fitz-Arthur, hervor, und gebot den Bischöfen, nicht weiter fortzufahren. „Derjenige," rief Ascelin laut aus, „den Ihr vor wenigen Augenblicken so sehr erhoben habt, war ein Räuber. Die Erde, auf der Ihr jetzt stehet, hat er meinem Vater, ohne ihn dafür zu entschädigen, gewaltsam entrissen, auch mir, obgleich ich ihn öfters darum gebeten, nie die mir gebührende Entschädigung zufließen lassen. Im Namen des allmächtigen Gottes verbiete ich Euch also, den Körper desselben hier in diesem Boden zu begraben, der mein Eigenthum ist." — Die ganze Versammlung, wie es sich leicht denken läßt, war nicht wenig bestürzt. Nach einer kurzen Berathung rief der Bischof von Evreux den Ascelin bei Seite, zahlte ihm auf der Stelle sechzig Schilling, und versprach ihm, daß er für seinen Verlust in wenigen Tagen die ganze volle Entschädigung erhalten sollte. — Die Trauerceremonien wurden nun fortgesetzt, und der Leichnam endlich in einem steinernen Sarge, nicht ferne von dem Altare, beigesetzt. — Fünfhundert Jahre ruhete hier des großen Eroberers sterbliche Hülle, bis endlich in dem Jahre Eintausend fünfhundert und dreiundsechszig der französische General Coligni Caen eroberte, die Soldaten desselben das Grab plünderten, und Wilhelms Gebeine, wenig-

sters einige davon, nach England gebracht wurden, und dort in der Westmünsterabtei ihre zweite Ruhestätte fanden.

24. Das Gemälde, das die meisten englischen Geschichtschreiber uns von dem Charakter des Eroberers hinterlassen haben, ist nichts weniger als ganz treu nach der Natur gezeichnet. Die vielen, größtentheils sehr drückenden Neuerungen, welche Wilhelm in England einführte, griffen zu schmerzhaft in die Individualität dieser Schriftsteller ein, als daß es ihnen nicht an Unbefangenheit des Urtheils hätte fehlen sollen. — Seinem Aeußern nach war Wilhelm von gewöhnlicher Größe, untersetztem starken Körperbau, jedoch mit dem schönsten Ebenmaaße aller Glieder seines Körpers *). Von seiner beinahe unglaublichen körperlichen Stärke wird erzählt, daß er einen Bogen, den ein sehr starker Mann nur mit der größten Mühe zu Fuß spannen konnte, selbst zu Pferde mit der größten Leichtigkeit gespannt habe. Seine Haltung war stets ernst, würdevoll und Ehrfurcht gebietend; aber Milde strahlte aus keinem seiner Gesichtszüge; im Gegentheil überschattete eine gewisse natürliche Wildheit sein Gesicht, und schrecklich und tödtend war, wenn er in Zorn entflammte, sein alles alsdann durchbohrender Blick. — Vielleicht noch mehr als irgend ein, selbst ganz gemeiner und unter allen Entbehrungen und Mühseligkeiten der Läger und harter Märsche aufgewachsener Soldat, war Wilhelm zu allem nur gedenkbarem Ungemach des Krieges abgehärtet. Selbst in Zeiten des Friedens gönnte er sich nur wenige Bequemlichkeiten, verbannte

*) Diese schöne Proportionirung verlor sich doch in spätern Jahren durch die immer mehr zunehmende Dicke seines Leibes, was ihm jedoch an seiner Gewandtheit in allen ritterlichen Uebungen nicht das Mindeste benahm.

allen Luxus von seinem Hofe und, stets mäßig und nüchtern, war und blieb er sein ganzes Leben hindurch ein Feind eitler Pracht und thörichter Verschwendung. An der Spitze eines Heeres wußte er alle Pflichten eines kalten, umsichtigen Feldherrn mit den glänzenden Eigenschaften eines, durch Kühnheit und Tapferkeit ausgezeichneten Ritters zu vereinigen, und in den drohendsten Momenten verlor er nie, auch nur einen Augenblick, die Gegenwart des Geistes. Aber kriegerisches Verdienst war nicht das Einzige, was den glücklichen Eroberer schmückte. Er war auch — in gewisser Hinsicht — ein weiser und kluger Regent. Aber leider hatte seine Staatsklugheit nur in seinem eigenen Interesse, in der Vergrößerung seiner Macht und der Vermehrung seiner Einkünfte ihren einzigen, sich nie verrückenden Mittelpunkt; Alles bezog er auf seine Persönlichkeit, und von Allem was ihn umgab, wie von Allem was er that, war er Selbst sich stets sein einziger Zweck, sein einziges Ziel. Je nachdem als es die Umstände und sein Vortheil erfoderten, war er daher bald gerecht, bald ungerecht; jetzt gütig und zum Verzeihen geneigt, und dann wieder beinahe bis zur Grausamkeit strenge; nicht selten sogar im höchsten Grade freigebig, jedoch nur dann, wenn er wußte, daß das, was die rechte Hand jetzt gab, die linke bald wieder, mittelst unerschöpflicher Finanzkünste, ihm doppelt und dreifach ersetzen würde. So z. B. wird ihm mit Recht jene Ungerechtigkeit zum Vorwurfe gemacht, mit der er gleich nach seiner Thronbesteigung die Güter und alles Vermögen derjenigen einzog, die in dem Kriege auf Harolds Seite gefallen waren, oder überhaupt zu diesem ihrem rechtmäßigen Könige sich gehalten hatten. Freilich muß man gestehen, daß die imperiösen Zeiten es so geboten. Wilhelm mußte seine Normänner belohnen; aber woher den reichen Lohn nehmen? und fand er diesen nicht, so lief er Gefahr,

in wenigen Wochen sich mitten in einem feindlichen Lande von seinem Heere verlassen zu sehen. Aber dadurch kann dennoch jene schreiende Ungerechtigkeit nicht gerechtfertiget werden, und das Einzige, was darüber mit Grund und zugleich warnend gesagt werden kann, ist bloß, daß, so wie jeder Frevel stets zu neuem Frevel, so auch jede Ungerechtigkeit stets zu neuen Ungerechtigkeiten führt. Gewiß war es von Seiten Wilhelms die größte Ungerechtigkeit, daß er eine Krone an sich riß, zu der er doch auch nicht das mindeste Recht hatte; da aber dieß nun einmal geschehen war, so mußte er eben dadurch nun nothwendig auch noch zu manchen andern Ungerechtigkeiten unaufhaltsam fortgerissen werden. Ebenso berücksichtigte Wilhelm, wenn er strafte, nicht sowohl den Grad des Verbrechens, als bloß die jedesmaligen Foderungen seiner Politik, und ein Graf Watheof ward, nachdem er sich förmlich gegen den König empört, und ein ganzes Jahr hindurch mit den Waffen in der Hand in der Empörung beharrt hatte, dennoch nicht nur begnadiget, sondern auch in alle seine Würden wieder eingesetzt, jedoch zu einer andern Zeit, ungleich unbedeutenderer, ja wohl völlig grundloser Anklagen wegen, öffentlich enthauptet. Blutdürstig war Wilhelm nicht, auch für niedere Rachsucht sein Charakter viel zu groß und zu edel. Daß aber bei ihm eine bloß verdächtige Treue schon lebenslängliche Gefangenschaft zur Folge hatte: dieß deutet doch wahrhaftig so ziemlich auf einen Tyrannen hin.

25. Auch des Geizes wird Wilhelm von den Engländern nicht mit Unrecht beschuldiget. Mit den Ländereien seiner zahllosen, über ganz England zerstreuten Domainengütern (Manors), trieb er einen wahrhaft wucherischen Handel *); seine Unterthanen drückte er schon

---

*) Ein gleichzeitiger Schriftsteller erzählt, daß Wilhelm

nungslos mit kaum zu erschwingenden Auflagen, und sogar das, der Nation so gehässige, daher von Cnut dem Großen abgeschaffte Dänengeld ward von ihm wieder eingeführt und dabei noch erhöhet. Wenn jedoch Wilhelms Lobredner behaupten, daß die vielen Kriege dieses Königes, seine Vertheidigungsanstalten, der Bau so vieler Burgen und festen Schlösser, und besonders der Unterhalt eines ganzen Heeres fremder, aus allen Nationen zusammengeraffter Söldlinge, ungeheuren Aufwand erfodert hätten, mithin der auf den Unter-

---

die Ländereien seiner Domainengüter nicht nur so hoch als nur immer möglich verpachtet, sondern auch nachher, wenn nach schon abgeschlossener Pacht ein Anderer kam, und mehr bot, sie diesem gegeben, mithin dem Erstern wieder genommen habe, wobei jedoch der neue Pächter seines Besitzes noch gar nicht gesichert gewesen sey, indem, wenn sich ein Dritter fand, der ein höheres Gebot that, dieser alsdann ohne Weiteres den Pacht erhielt. Ein Manor war, nach Linguards Erklärung, dasselbe bei den Normännern, was die Italiener mit dem Worte Villa und die Angelsachsen mit Tune bezeichneten. Es war ein großes geräumiges Wohnhaus für den Herrn des Gutes, nebst den dazu gehörigen Nebengebäuden für die Dienerschaft desselben, und die nöthigen Ställe für das Vieh. Aber dazu gehörten nun noch so viele Ländereien, daß der Eigenthümer gewöhnlich nur einen Theil davon für sich benutzte, und alles Uebrige theils verpachtete, theils an andere gegen gewisse Dienstleistungen als Lehen übertrug. Dergleichen Manors besaß Wilhelm selbst nicht mehr und nicht weniger, als Tausend vierhundert und fünfundvierzig. Ueber zwei Tausend solcher Güter hatte er den Vornehmsten seiner normännischen Umgebung geschenkt, und eine eben so große Anzahl von Manors minderer Ausdehnung den Geringern, das heißt weniger Vornehmern unter den Normännern ertheilt: ein Beweis, wie ungemein einträglich die verschiedenen mißlungenen Empörungen der unglücklichen Engländer für den königlichen Fiscus gewesen seyn müssen.

thanen lastende Druck unerschwinglicher Auflagen bloß eine nothwendige Folge davon gewesen wäre, so ist dieß zwar unleugbar, bestätiget aber zugleich eine andere, sehr alte, längst bekannte Wahrheit, nämlich daß das, was auf unrechtem Wege errungen worden, auch nur durch unrechte, das heißt, gewaltsame Mittel erhalten werden kann. — In unmittelbarer Verbindung damit stehen auch die von Wilhelm eingeführten harten und drückenden Polizei- und Forstgesetze. Dahin gehört vorzüglich die, vielleicht von keinem Despoten je ersonnene Verordnung, der zufolge gleich nach Untergang der Sonne, sobald nur die Nacht ihre ersten Schatten auf die Erde warf, die zahllosen Einwohner Londons, auf ein gewisses mit der Glocke gegebenes Zeichen, Licht und Feuer in ihren Häusern auslöschen mußten. Offenbar bezweckte diese Verordnung nichts, als bloß die nur noch größere Sicherheit einer, weil despotischen, daher auch furchtsamen und argwöhnischen Regierung. Verschwörungen, Complotte und aufrührerische Umtriebe setzen immer vorangegangene geheime Zusammenkünfte und Berathungen voraus, die gewöhnlich, um sie dem lauernden Blicke der, von der Regierung unterhaltenen Späher zu entziehen, bei nächtlicher Weile gehalten werden; will man nun jenen zuvorkommen, so darf man nur die letztern völlig unmöglich machen; und dieser Zweck ward unstreitig durch jene unnatürlich-lästige Polizeiverordnung vollkommen erreicht. Aber ward dadurch nicht auch den zahllosen Einwohnern Londons jeder Genuß gesellschaftlichen Umganges, besonders am Abend nach vollbrachter Tagesarbeit, wo nicht völlig benommen, doch wenigstens ungemein verkümmert? Mußte aus Mangel geselliger Mittheilung nicht auch ein gewisser, höchst trauriger Stillstand der Gedanken, Gefühle, Wünsche und Hoffnungen eintreten, und Kopf und Gemüth nach und nach beinahe völlig veröden? Und endlich ward nicht jedem, der dieser unseligen,

despotischen Zwangsmaßregel sich fügen mußte, wenigstens ein Fünftel an seinem Leben gestohlen? Denn viele Stunden, weit über die Foderung der Natur, den größten Theil des Jahres hindurch gleich einem Murmelthier verschlafen, oder dieselbe Zeit über in eine, keine Art von Beschäftigung zulassende Wolke von Finsterniß eingehüllt seyn, kann man wahrhaftig nicht leben nennen; es ist ein der Verwesung im Grabe ziemlich nahekommender Zustand. — Selbst Wilhelms blinde Verehrer, das heißt, der größte Theil der Schriftsteller, die unter ihm oder seinen Söhnen schrieben, können nicht umhin, dieses Königes alles Maaß und Ziel überschreitende Jagdlust, und die daraus fließenden harten Forst- und Jagdverordnungen zu rügen. Der mindeste Wildfrevel, wer z. B. einen Hasen tödtete, ward mit dem Verluste seiner Augen, oder eines andern Gliedes seines Körpers bestraft. Auch andere, minder bedeutende Vergehen, wie das Weiden und Holzfällen in den königlichen Forsten, wurden mit gleicher, jedoch verhältnißmäßiger Strenge bestraft. Da nun auch die königlichen Beamten und Forstaufseher nur zu oft ihre Befehle und Weisungen weit überschritten, so ward diese königliche Liebhaberei eine neue Quelle unaufhörlicher Quälereien und Bedrückungen für die Unterthanen. In den verschiedenen Theilen Englands besaß Wilhelm achtundsechszig Forste von sehr bedeutendem Umfange, zudem noch eine Menge Parke und Jagdreviere, und doch genügte alles dieses noch nicht dem gewaltigen Nimrode. Da er sich sehr oft und lange in Winchester aufhielt, so fiel er auf den unseligen Gedanken, die ganze Gegend, von der Stadt an bis an die Seeküste, zu einer menschenleeren Wildniß zu machen. Flecken und Dörfer, Kirchen, Häuser und Hütten wurden nun niedergerissen und zerstört, die Einwohner mit ihrer beweglichen Habe in andere, zum Theile sehr entfernte Gegenden Englands verwiesen,

und so eine, bis dahin wohl angebaute und bevölkerte Strecke, von einem Flächeninhalte von dreißig englischen Quadratmeilen, in eine bloß von wilden Schweinen, Hirschen, Hasen und Füchsen bewohnte Behausung umgeschaffen. Dieser Act eines, beinahe an Wahnsinn grenzenden Despotismus verewigte sich bis auf unsere gegenwärtigen Zeiten in dem Namen: der neue Forst, der diesem vom Könige Wilhelm in der Gegend von Winchester angelegten Wald gegeben ward *).

*) Daß diese Auswanderungen noch mit manchem Verluste verbunden seyn mußten, versteht sich von selbst. Aber gewiß war es dieses nicht, was die Vertriebenen am meisten und schmerzhaftesten bejammerten. Der Mensch hängt an der Scholle Erde, auf der er erzeugt ward. Der Begriff der Heimath ist daher nichts weniger, als ein bloßes kaltes Vernunftabstractum, sondern mit unserer ganzen Persönlichkeit auf das innigste verwebt. In dem Boden, in welchem die Gebeine seiner Väter schon so viele Jahrhunderte ruhen, ist besonders der Landmann, gleich einer hundertjährigen Eiche, tief gewurzelt. Eine Menge Rückerinnerungen aus den Zeiten seiner Kindheit, seines jugendlichen wie männlichen Alters knüpft sich an den heimathlichen Boden; in jedem Baume, in jeder Quelle, jedem Hügel oder Thal erblickt er einen theilnehmenden Zeugen seiner Freuden und Leiden, aller seiner Schicksale, seiner frohen wie trüben Stunden. Selbst der Dialect seiner Gegend, der, wie Göthe sagt, die Atmosphäre ist, in welcher seine Seele athmet, hat für ihn einen unaussprechlichen Reiz; und alles dieß nun auf einmal verlassen zu müssen, von allem, woran bisher seine Persönlichkeit so fest gekettet war, plötzlich und auf immer losgerissen zu werden, und zwar bloß, damit der Jagdlust seines Königes noch ein paar tausend Hasen und Füchse mehr zu Gebote stünden: dieß mußte ihm nothwendig eine, in seinem ganzen Leben nie mehr vernarbende Wunde schlagen. Schwerlich werden auch jene, die schon in den Jahren weiter vorgerückt waren, diesen Jammer lange überlebt haben. Wer aber,

einer elenden Liebhaberei wegen, von mehreren Tausenden seiner Unterthanen solche harte und schwere Opfer zu erpressen im Stande ist, kann unmöglich ein auch nur halb guter Mensch seyn. Für einen Solchen haben offenbar alle übrigen Menschen keinen andern, als nur bloßen Sachwerth, der in eben dem Verhältnisse steigt oder sinkt, je nachdem der gekrönte Egoist mehr oder weniger Vortheile für sich davon zu erwarten hat.

26. Wilhelm hatte in seiner Jugend einen, und wie es scheint, mehr als bloß oberflächlichen Religionsunterricht erhalten; denn die Eindrücke davon verwischten sich sein ganzes Leben hindurch nie. Durchdrungen war er jedoch nicht von dem Geiste der Religion, denn er vergaß ihre heiligen Vorschriften, sobald zeitliche, vorzüglich auf den ihn völlig beherrschenden Zweck sich beziehende Vortheile ihn lockten. In solchen Fällen folgte er bloß den Eingebungen seiner Herrschsucht, oder auch seines Geizes. Aber außerdem gab sich stets ein sehr ernstes religiöses Gefühl in ihm kund. Dem heiligen Meßopfer wohnte er täglich in seiner Hauskapelle bei, versäumte auch nie oder nur äußerst selten den gemeinsamen öffentlichen Gottesdienst, und zeigte bei jeder Gelegenheit eine ganz besondere Ehrfurcht vor allen Institutionen unserer heiligen Kirche. In Gegenwart von Männern, die, weil ausgezeichnet durch hervorleuchtende Frömmigkeit, in dem Rufe allgemein anerkannter Heiligkeit standen, legte er jenes stolze imponirende Aeußere, wodurch er selbst die mächtigsten seiner Barone stets in einer gewissen Entfernung hielt, gänzlich ab. Er ward mehr als herablassend, und sein ganzes Benehmen nahm dann wenigstens die äußere Farbe christlicher Demuth an. Wilhelm fühlte in solchen Augenblicken, daß es noch Etwas gäbe, das höher als Scepter und irdische Kronen stünde. Bei Besetzung

erledigter bischöflicher Stühle und Abteien zog er jedesmal einen Theil der höhern Geistlichkeit zu Rathe, und von dem Schmutze der Simonie blieben seine Hände stets rein und unbefleckt. Er erkannte, daß die hohe bischöfliche Würde auch einen höhern Grad von Tugend und Reinheit erfodere; daher er es auch ganz willig geschehen ließ, als sein eigener Oheim, der Erzbischof Mager, seines unsittlichen Wandels wegen des erzbischöflichen Amtes entsetzt ward. — — Mit dem päpstlichen Hofe, besonders mit dem Papste Alexander II., stand Wilhelm in dem besten Vernehmen. Als jedoch Alexanders Nachfolger, Gregor VII., den König erinnern ließ, daß der Peterspfennig seit einigen Jahren nicht bezahlt worden sey, und zugleich, weil Gregor diese Zahlung als eine Feudalleistung betrachtete, auch durch seinen Legaten den König auffordern ließ, dem römischen Stuhle für England zu huldigen, und ihm den Lehnseid zu schwören, ließ Wilhelm zwar den Peterspfennig, nebst dessen Rückständen alsogleich auszahlen, schlug aber des Papstes andere Foderung geradezu ab, jedoch in ganz ehrerbietigen Ausdrücken. Er erinnere sich nicht, sagte Wilhelm, daß einer der frühern Päpste einen Lehnseid von der Krone von England gefodert, noch auch daß einer seiner Vorfahren auf dem englischen Throne ihn jemals geleistet habe. Darüber zeigte nun freilich Gregor in seinem Schreiben an den König einige Empfindlichkeit, ließ aber demungeachtet die Sache auf sich beruhen, besonders da Wilhelm den päpstlichen, auf die Ehelosigkeit der Priester sich beziehenden Decreten seinen mächtigen, weltlichen Arm lieh, auch den Erzbischof Lanfrank in seinem Streben, die Sitten der Weltgeistlichen *) zu reformiren,

*) Nur sehr ungerne, und bloß, weil wir uns auf keine Art verständlich zu machen wußten, bedienten wir uns hier oben des Ausdruckes: „Weltgeistliche"; die-

kräftig unterstützte. Aber bei allem dem erlaubte er sich doch mehrere, ihm durchaus nicht geziemende Eingriffe in das kirchliche Regiment. So z. B. gab der damalige, die ganze christliche Welt so sehr betrübende Conflict zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. und die dadurch herbeigeführte Aufstellung eines Gegenpapstes in der Person Clemens III., dem Könige die Veranlassung zu verordnen, daß in seinem ganzen Reiche und allen damit verbundenen Ländern kein Papst sollte anerkannt werden, bevor er nicht selbst denselben zuerst als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche anerkannt hätte; und da die von Gregor aufgestellten, auch über zeitliche Verhältnisse sich erstreckenden Anfoderungen Wilhelms Eifersucht auf seine Macht ebenfalls erregten, so befahl er, daß alle von Rom kommenden Breven und Bullen, bevor sie bekannt gemacht würden, seiner Ein-

ses Wort erzeugt in uns immer mehr und mehr dieselbe Idee, die auch, besonders heut zu Tage mit dem Worte: Weltweisheit verbunden ist. Weltweisheit ist die Weisheit der Welt, mithin auch Weltgeistliche: Geistliche der Welt. Aber über diese, deren Anzahl zu keiner Zeit noch sehr klein war, möchte unsere heilige Kirche sich nicht sehr zu erfreuen, im Gegentheil oft tief zu betrüben haben. Es möchte vielleicht nicht unrathsam seyn, statt Weltgeistliche, Diöcesangeistliche zu sagen; denn obgleich auch die Ordensgeistliche unter dem Bischofe stehen, so unterscheiden sich doch die Letztern in so vielen andern Punkten von den Erstern, daß die hier vorgeschlagene Benennung den Unterschied der beiden Klassen von Geistlichen hinreichend bezeichnen würde. Wer in der Welt lebt, lebt nur gar zu oft auch mit der Welt; aber das Leben der Welt ist ein ganz anderes, als jenes der Vertrauten des Himmels, denen jedoch jeder Geistliche, wenn er der Heiligkeit seines Berufes, und der, durch die heiligen Weihen ihm ertheilten, ihn über die Welt weit erhebenden Würde bewußt ist, ganz und ungetheilt anzugehören, sich nothwendig auf das eifrigste bestreben muß.

sicht und Genehmigung unterlegt werden sollten. Eben so durfte kein englischer Bischof, wenn auch selbst von dem Papste nach Rom berufen, ohne die besondere Erlaubniß des Königes dem an ihn ergangenen Rufe folgen, England verlassen und nach Rom oder Italien reisen. Ferner mußten alle von den englischen Bischöfen in Provinzial- oder Nationalconcilien genommenen Beschlüsse, ehe sie in Wirklichkeit treten konnten, erst die königliche Bestätigung erhalten haben. Endlich durfte kein Bischof oder Concilium irgend einen von der Krone, entweder seiner Lehen, oder seines Amtes wegen Abhängigen mit einer Kirchencensur oder gar mit dem Banne belegen, ehe nicht dessen Verbrechen oder Vergehen dem Könige war angezeigt worden, und er sich darüber ausgesprochen hatte; kurz, in dem Geiste eines wahren Despoten wollte Wilhelm, daß, wie alle weltliche, so auch alle geistliche Macht bloß eine Emanation seiner eigenen königlichen, alles umfassenden Machtvollkommenheit seyn sollte *).

*) Trotz allen gegen die Investitur von Laienhand erlassenen, scharfen Beschlüssen und Verordnungen, fuhr doch nach wie vor Wilhelm fort, das Investiturrecht auszuüben, ernannte zu den erledigten Bisthümern, investirte die neuen Bischöfe, und ließ von ihnen sich huldigen. Daher die kühne, dem Könige von dem Mönche Guitmond ertheilte Antwort. Auch diesem frommen Ordensmanne bot Wilhelm ein Bisthum an, aber Guitmond weigerte sich der Annahme, und zwar weil, wie er dem Könige geradezu sagte, er von keinem Menschen etwas annehmen dürfe, was derselbe zu ertheilen nicht berechtiget wäre. — Diese dreiste Antwort schien Wilhelm nicht zu beleidigen, wahrscheinlich weil die Ehrfurcht vor dem ausgezeichnet frommen Manne die bittere Empfindung, statt sie in Worten ausbrechen zu lassen, wieder in die Brust des Königes zurückdrängte. — Guitmond ging nachher zu dem Papste nach Rom, und ward Erzbischof von Aversa in Italien.

27. Aber ein, viele Jahrhunderte hindurch nicht verwitterndes Denkmal errichtete Wilhelm sich und seiner Regierung durch das berühmte, auf sein Gebot verfertigte Doomsday-Book. Es war dieß ein, in seiner Art ganz eigenes, allgemeines Staatsregister, ein, alle Theile Englands umfassendes, und sie genau bezeichnendes Grund- und Lagerbuch. Kein Staat des Mittelalters hatte etwas Aehnliches aufzuweisen. Die Verfertigung desselben erfoderte mehrere Jahre; sie begann mit dem Jahre 1080, und ward erst in dem Jahre 1087, kurz vor dem Tode des Königes beendiget. Dieses große Lagerbuch enthielt eine genaue, in das kleinste Detail eingehende Beschreibung sämmtlicher Grafschaften des Königreiches nach den einzelnen Districten und Lehen (Manors), mit den Namen der Besitzer unter der vorigen und jetzigen Regierung, nebst der Zahl und den verschiedenen Gattungen der Grundstücke, wie auch der Gebäude, Mühlen, Teiche rc. rc., deren Qualität und Werth unter Wilhelms und Eduards Regierung, ferner die darauf haftenden Lasten und Dienstleistungen, den Betrag des Pachtgeldes, nebst der Zahl der dazu gehörigen Leibeigenen, des Zugviehes und der Bienenkörbe; auch war die Anzahl der Einwohner nach allen Ständen, und sogar dem verschiedenen Alter nach darin bemerkt. Während der Zeit der Verfertigung dieses Buches reis'ten königliche Bevollmächtigten nach allen Richtungen durch das Königreich, forschten mit der größten Sorgfalt nach der vormaligen, wie gegenwärtigen Verfassung der Grafschaften, und jede Kunde, die sie von Vornehmen oder Geringen erhielten, mußten sie einer ernsten Prüfung unterwerfen. Aber bei allem dem gelangte man dadurch doch nicht zu einer ganz genauen, durchaus vollständigen Statistik Englands. Da man von der Verfertigung dieses Grundbuches kein anderes Resultat, als nur noch mehrere und schwerere Auflagen erwar-

tete, so gaben die Einwohner, wo sie nur immer konnten, kleinere Zahlen an; auch die königlichen Bevollmächtigten zeigten überall eine, Beamten dieser Art ungemein seltene Nachsicht, wie sich dieses besonders aus der Geschichte Ingulphs ergibt, der sich den königlichen Commissären mit Dank verpflichtet fühlt, weil sie seine Abtei Croyland so sehr begünstiget und mit so vieler Schonung behandelt hätten. Aber trotz dieser Unvollkommenheiten blieb das Doomsday-Book doch viele Jahrhunderte hindurch die Richtschnur bei allen, zwischen dem Könige und den Unterthanen über Dienstleistungen, Gefälle, Auflagen rc. rc. entstandenen Streitigkeiten, und sein Ansehen war so entscheidend, daß von seinen Aussprüchen durchaus keine Appellation mehr Statt fand.

28. Unter der Regierung Wilhelms des Eroberers hatten sich die Engländer nur äußerst wenig froher und heiterer Tage zu erfreuen, beinahe ununterbrochen war diese ganze Zeit über Englands Himmel in Nebel gehüllt, trübe und düster. Schon Englands blutige Invasion und Eroberung, die mörderische Schlacht bei Hastings, die unmittelbar darauf erfolgte schreckliche Verwüstung eines Theils des südlichen und mittlern Englands *), hatten das Glück von vielen tausend Familien auf immer zerstört. Auf diese traurigen Tage folgte nun jene noch unglücklichere Periode mehrjähriger Empörungen, die England noch mehr zu Grunde richteten, ganze weite Strecken Landes in Wüsten und Einöden verwandelten, und wenigstens zwei Drittel der ganzen Bevölkerung in das größte Elend, in Armuth oder gar in den Knechtsstand herabstürzten. Aber auch diese schreckliche Zeit ward durch keine bessere und frohere abgelöst; denn jedes Jahr brachte

*) Forts. d. Gesch. Bd. 22. Abschn. 4. S. 203 u. 204.

jetzt neue, immer drückendere Auflagen, neue harte Beschränkungen, empörende und zum Theile wahrhaft grausame Verordnungen, unnatürliche, in das Familienleben willkührlich eingreifende Einrichtungen, im Gefolge noch einer Menge anderer, das Leben verbitternder Quälereien, unter denen die Nation, so lange Wilhelm lebte, hoffnungslos seufzen und schmachten mußte. Den Beschluß dieser unglücksschwangern Regierungsperiode machten endlich zwei schreckliche, das ganze Land auf das neue verödende Landplagen, nämlich Hungersnoth und Pest. In dem Jahre 1086 — also zwei Jahre vor dem Tode des Eroberers — war der Sommer so anhaltend regnerisch, kalt und stürmisch, daß die Erndte gänzlich mißrieth, und die durch Regen durchwühlte, und von Kälte erstarrte Erde jede ihrer gewöhnlichen Gaben versagte. Die nächsten Folgen davon waren zunehmende Theuerung und endlich Hungersnoth, und von dieser wieder furchtbare, die Hälfte der Einwohner, wie behauptet wird, hinwegraffende, pestartige Seuchen; und wenn auch nicht alle davon ergriffen wurden, und wieder andere durch eigene starke Natur sich von einer dieser tödtlichen Krankheiten erholten, so gingen sie doch größtentheils in dem Laufe des langen Winters aus Hunger und Elend zu Grunde; kurz, Pest und Hungersnoth hatten sich in Englands halbe Bevölkerung getheilt, und den schauerlichen Bericht, welchen die sächsische Chronik darüber erstattet, schließt sie mit den Worten: „daß es kein, auch noch so sehr verhärtetes und fühlloses Herz je gegeben, das nicht bei dem Anblicke dieses, alle Vorstellung übersteigenden Elendes in einen Strom von Thränen hätte ausbrechen müssen. — Wilhelm starb in dem sechszigsten Jahre seines Alters. Ueber die Normandie hatte er — von dem Tode seines Vaters, des Herzogs Robert (1042) an gerechnet — fünfundvierzig, und über England als König einundzwanzig Jahre geherrscht. — Wilhelm hatte alle An-

lagen zu einem vollendeten Despoten, und daß sich dieselben nicht in ihrer ganzen Stärke entwickelten, dazu trugen theils die religiösen Eindrücke, die er in seiner Jugend erhalten, theils auch und vielleicht vorzüglich sein eigenes, von ihm wohl verstandenes und richtig aufgefaßtes Interesse das meiste bei. — Wilhelm ließ sich von keiner Leidenschaft beherrschen; aber dafür räumte er seinem stets nüchternen, kalten Verstande eine unumschränkte Herrschaft über sich ein; aber leider eine Herrschaft, an der er dem Herzen nie oder nur höchst selten einigen Antheil gestattete.

VIII.

Wilhelm II. und Heinrich I.

1. Von dem Sterbelager seines Vaters war, wie wir schon wissen, Wilhelm nach England und, ohne London zu berühren, nach Canterbury geeilet, um die Briefe seines Vaters an den Erzbischof demselben zu überreichen. Wilhelms Ansprüche auf den Thron von England beruheten auf keinem andern Grunde, als bloß auf dem, in dem väterlichen Schreiben an den Primas deutlich ausgedrückten Wunsche. — Das Herzogthum der Normandie hatte der Eroberer als das, von seinen Vorfahren auf ihn gekommene Stammgut seines Hauses, seinem ältesten Sohne Robert zu hinterlassen sich für verpflichtet gehalten, aber über die Verfügung der Krone von England, die er stets als eine Errungenschaft betrachtet hatte, wenigstens einen Wunsch sich erlauben zu dürfen geglaubt. Lanfrank empfing den Prinzen, den er erzogen hatte, mit väterlicher Zärtlichkeit, versprach ihm seine Hülfe, ließ sich jedoch vorher von Wilhelm eidlich versprechen, daß er nach den Gesetzen regieren, Recht und Gerechtigkeit handhaben, und ihn, seinen ehemaligen Lehrer und wahrhaft vä-

terlichen Freund, bei allen wichtigen, und vorzüglich geistlichen Angelegenheiten zu Rathe ziehen wolle. Auf die erste Nachricht von dem nun wirklich erfolgten Ableben des Königes, begab sich Lanfrank sogleich mit Wilhelm nach London. Eine Versammlung von Prälaten und Baronen ward ungesäumt zu einer neuen Königswahl zusammen berufen, und diese wußte Lanfranks Ansehen so zu leiten, daß alle Stimmen sich in Wilhelm II. vereinten, worauf der Erzbischof, als Primas von England, ihn gleich am andern Tage mit allen dabei üblichen Feierlichkeiten zum Könige salbte und krönte. — Wilhelm zögerte nun nicht, sich in Besitz des von seinem Vater hinterlassenen, und in Winchester aufbewahrten Schatzes zu setzen. Derselbe belief sich, außer einer Menge edler Steine und anderer Kostbarkeiten, auf sechszigtausend Pfund Silbers, nach heutigem Geldwerthe neunmalhunderttausend Pfund Sterl., und trug jetzt nicht wenig dazu bei, auf Wilhelms Haupt die Krone zu befestigen, die wenige Wochen nach seiner Krönung schon wieder zu wanken anfing *).

2. Bischof Eudes von Bayeux, der gleich nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft nach England gegangen war, konnte den Verlust seines ehemaligen, so großen Einflusses in alle Angelegenheiten der Re-

*) Zur Wahl Wilhelms trug auch vieles dazu bei, daß derselbe in England erzogen worden, und größtentheils in dem Königreiche geblieben war, auch stets an der Seite seines Vaters sich der Nation gezeigt hatte. Er ward also nicht gleich seinen Brüdern, die man bloß dem Namen nach in England kannte, als ein Fremder betrachtet. Indessen berichtet doch Wilhelm von Malmesbury, daß es bloß Lanfranks überwiegendes Ansehen gewesen, welches die Wahl entschieden, und demnach Wilhelm seine Krone ganz allein dem Erzbischofe zu danken gehabt hätte.

gierung nicht verschmerzen. Einst nach dem Könige der mächtigste und geehrteste Mann im Reiche, war er jetzt, ohne alles Ansehen, ohne allen Credit bei Hofe, und allen Geschäften völlig fremd, bloß auf die Verwaltung seiner bischöflichen Kirche in der Normandie beschränkt. Den Erzbischof von Canterbury, in dessen Händen er alle Gewalt sah, haßte er daher von Herzen; und überzeugt, daß, so lange Lanfrank lebe, ihm alle Aussicht auf Macht und Größe benommen sey, beschloß der unruhige, stets mit Ränken und heillosen Entwürfen schwangere Mann, seinen Neffen von dem Throne, den er mit Hülfe Lanfranks so eben bestiegen, bevor derselbe sich noch mehr befestiget hätte, wieder herabzustürzen. Die Ausführung dieser kühnen Unternehmung war, nach der damaligen Lage der Dinge, nichts weniger als unmöglich, schien im Gegentheil gar keinen besondern Schwierigkeiten zu unterliegen, besonders da Eudes des Beistandes aller normännischen Barone schon im voraus versichert seyn konnte. Diese besaßen sämmtlich nicht bloß in England, sondern auch in der Normandie sehr ansehnliche Güter und Lehen; und da sie nun mit Grund voraussetzen konnten, daß der älteste Bruder Robert seine Ansprüche auf Englands Krone geltend machen, und eben dadurch zwischen den Brüdern ein blutiger Krieg entstehen würde, so liefen sie in diesem Falle, wie sie sich auch dabei benehmen möchten, dennoch Gefahr, entweder in England, oder in der Normandie ihre Güter und Lehen zu verlieren. In ihrem Interesse lag es, daß beide Länder nicht von einander getrennt, sondern die Königskrone wie die Herzogskrone auf einem und demselben Haupte vereint blieben. Ihre Wahl fiel einstimmig auf Robert, nicht bloß, weil er gerechtere Ansprüche auf das Königreich hatte, sondern vorzüglich, weil er in allen Stücken das Gegentheil von seinem Bruder war. Wilhelms stolzes Aeußere und durchgreifendes Wesen mißfielen ihnen im

höchsten Grade, sie befürchteten und nicht ohne Grund, daß er ganz in die Fußtapfen seines Vaters treten, und sie in derselben, wo nicht noch größern Abhängigkeit von sich halten würde. So Etwas hatten sie von dem ältern Bruder nicht zu besorgen. Robert war offen und aufrichtig, ungemein gutmüthig, bis zur Verschwendung freigebig, und brav wie sein Ritterschwert; aber dabei über alle Maßen leichtsinnig, unbesonnen, bloß seinen Vergnügungen nachgehend, und ein Spielball in den Händen derer, die sich seine Freunde nannten, das heißt, die seinen Thorheiten schmeichelten und seine Ausschweifungen theilten. Unter der Regierung eines solchen Fürsten öffnete sich ihnen eine grenzenlose Aussicht auf alles, was ihr Verlangen nach noch größerer Unabhängigkeit und noch größerm Länderbesitz nur immer befriedigen konnte.

3. Schnell reifte demnach auch jetzt die Verschwörung. Prinz Robert ward eiligst davon in Kenntniß gesetzt. Höchst erfreut darüber, dankte er seinen Freunden, ließ es an Verheißungen nicht fehlen, versicherte sie seines kräftigen Beistandes, und daß er ohne zu zögern mit einer Flotte und einem Heere nach England kommen würde. Jetzt glaubten sich die Verschwornen eines glücklichen Erfolges schon sicher, benahmen sich aber eben daher mit einer Unbesonnenheit und einem Unverstand, wovon man gar keinen Erklärungsgrund angeben kann. Ohne die Ankunft Roberts abzuwarten, ohne sich noch gehörig gerüstet, ihre Burgen in nöthigen Vertheidigungsstand gesetzt und dann ihre Streitkräfte vereiniget zu haben, kündigten sie dem Könige schon förmlich den Krieg an, fielen nämlich in die königlichen Domainengüter ein, plünderten und verheerten dieselben, und ließen dann wieder eifrigst an noch stärkerer Befestigung ihrer Schlösser arbeiten. Wilhelm befand sich jetzt in einer höchst mißlichen Lage. Alle seine Normänner,

gerade die mächtigsten und reichsten Grundeigenthümer, waren in voller Empörung begriffen, und mit jedem Tage sah man der Ankunft Roberts mit einer Flotte und einem Heere entgegen. Zum Glücke hatte Wilhelm die englische Nation auf seiner Seite, zwar nicht, weil er sich schon um dieselbe sehr verdient gemacht — denn dazu hätte er auch noch nicht einmal Zeit gehabt *) — sondern weil alle Engländer, wohl wissend, daß bloß von den Normännern die Empörung herrühre, und an deren Spitze nur normännische Häuptlinge stünden, vor Begierde brannten, an ihren bisherigen Drängern für die schon so lange erduldeten Bedrückungen Rache zu nehmen. Aus allen Städten, wie von dem platten Lande strömten also jetzt die Eingebornen bewaffnet zu den Fahnen Wilhelms, und in wenigen Tagen hatte der König ein Heer von mehr als dreißigtausend Mann um sich versammelt. Jetzt verließ die Aufrührer ihr bisheriger Uebermuth. Einem so mächtigen Feinde wagten sie nicht im offenen Felde entgegen zu gehen. Sie verkrochen sich in ihren Burgen und Schlössern. Eudes floh nach Pevensey an die Seeküste, sehnlichst die Ankunft Roberts erwartend, auf der nun seine und sämmtlicher Aufrührer einzige Hoffnung noch beruhete. Wilhelm, der wohl wußte, daß Eudes die Seele der ganzen Verschwörung sey, rückte schnell vor Pevensey, und zwang nach einer kurzen Belagerung von ein paar Wochen die Stadt zur Uebergabe. Dem Eudes ward Leben und Freiheit unter der Bedingung zugesichert, daß er Rochester, die ungemein befestigte Hauptstadt der Grafschaft Kent, dem Könige übergeben sollte. Eudes hatte keine andere Wahl, er mußte der Foderung des Königes sich fügen. Bevor er aber nach

*) Wilhelm war erst am Ende Septembers des Jahres 1087 gekrönt worden, und schon im März oder April des folgenden Jahres brach die Empörung aus.

Pevensey gegangen war, hatte er die Vertheidigung Rocheforts dem Grafen Eustache von Boulogne mit fünfhundert Rittern übergeben. Unter einer, obgleich nur schwachen Bedeckung, schickte also jetzt Wilhelm den Bischof nach Rochefort, um, dem eingegangenen Vertrage gemäß, die Räumung und Uebergabe der Stadt an den König zu bewerkstelligen. Aber dieser an Trug und Lug gewohnte Mann gab dem Grafen Eustache einen verstohlenen Wink, den dieser auch sogleich verstand, daher den Bischof in Gegenwart der ihn begleitenden königlichen Ritter hart anfuhr, ihn einen Verräther an der gemeinsamen Sache des Vaterlandes nannte, und ihn, jedoch bloß dem Scheine nach, seine Begleiter aber in der That gefangen nahm. Wilhelm sah jetzt wohl ein, daß er von Eudes sey überlistet worden. Voll Unmuths über diesen schändlichen Betrug, brach er unverzüglich von Pevensey auf, rückte vor Rochefort und begann die Belagerung der Stadt. Aber diese leistete ungemeinen Widerstand; die Tapferkeit der darin liegenden Ritter unterstützte auf das kräftigste alle von dem Grafen Eustache getroffenen trefflichen Vertheidigungsanstalten, und schwerlich würde sich Wilhelm Meister der Stadt gemacht haben, wäre nicht eine, darin entstandene pestartige Seuche ihm zu Hülfe gekommen. Als diese mehr als die Hälfte der Besatzung hinweggerafft hatte, sah auch Eustache sich zur Uebergabe der Festung gezwungen. Eudes machte nun die lächerliche Foderung, daß das königliche Heer nicht triumphirend, sondern ganz stille in die Stadt einrükken, auch überhaupt kein Zeichen des Sieges sich erlauben sollte. Dieß Begehren ward mit Verachtung zurückgewiesen; und nun geschah gerade das Gegentheil. Das Heer ward vor der Stadt in Schlachtordnung aufgestellt, und als Eudes aus den Thoren von Rochefort hervortrat, ertönten sogleich, wie nach einem errungenen Siege, alle Trompeten und Kriegshörner.

des ganzen Heeres. Er selbst ward durch die aufgestellten Reihen geführt und bei jedem Schritte mit den größten und gröbsten Schmähreden von den Soldaten begrüßt; Bösewicht, Galgenstrick ꝛc. waren die Ehrentitel, die ihm von allen Seiten entgegenschallten. Diese harte Demüthigung, verbunden mit dem Gefühle seiner jetzigen Ohnmacht und der Unmöglichkeit, diesen Schimpf rächen zu können, preßten ihm Thränen aus den Augen, die aber Niemand rührten und die Soldaten nur noch zu größerem Muthwillen reizten. — Mit Verlust aller seiner Güter und Besitzungen ward Eudes auf immer aus dem Königreiche verbannt. Der Aufenthalt in England, dem Schauplatze seiner Schmach und Erniedrigung, war ihm selbst jetzt so sehr verhaßt, daß er auf dem kürzesten Wege nach der Seeküste eilte und dort in dem nächsten besten Hafen sich nach der Normandie einschiffte. — Mit der Eroberung Rochesters hatte die ganze Empörung ein Ende. Robert, nach seiner gewöhnlichen Indolenz, seine Zeit in müßigen Beschäftigungen vertändelnd, hatte seine Abfahrt nach England von einem Tage auf den andern so lange verschoben, bis endlich der günstige Augenblick und mit diesem auch die Hoffnung eines glücklichen Erfolges vorüber waren. Seiner Parthei in England hatte er zwar eine, jedoch nicht sehr bedeutende Unterstützung an Truppen gesandt, die jedoch durch Wilhelms Flotte am Landen verhindert ward, und als jetzt auch noch ein sehr zahlreicher Haufe von Rebellen in der Gegend von Worcester von den Dienstleuten des Bischofes von Wulstan war geschlagen und völlig zerstreut worden, so entsank den Empörern nun gänzlich aller Muth. Die Anführer suchten größtentheils ihr Heil in schleuniger Flucht nach dem Auslande, besonders nach der Normandie. Nur wenige nahmen, wie der mächtige Graf von Montgommery, zu der Gnade des Königes ihre Zuflucht, unterwarfen sich demselben und waren

nur darauf bedacht, ihren Frieden auf Bedingungen, so vortheilhaft als möglich, zu erlangen.

4. Wilhelms Aufmerksamkeit war nun vorzüglich auf die Normandie gerichtet, und die Vereinigung derselben mit der Krone von England ward die Aufgabe, mit deren Lösung sich Wilhelms Politik während seines ganzen Lebens hindurch ausschließlich beschäftigte. Ohnehin hatte ihn schon seines Bruders Theilnahme an der letzten Verschwörung gegen denselben gereizt. Aber noch mehr ward er dazu ermuntert, ja gewissermaßen sogar dazu aufgefodert durch den jammervollen Zustand, in welchem sich damals die Normandie befand. Um die Frechheit der unruhigen normännischen Barone zu zügeln, bedurfte es einer weit kräftigern Faust, als die des eben so indolenten als gutmüthigen Roberts. Sein Vater, der Eroberer, hatte in alle Städte des Herzogthums eine hinreichende Besatzung gelegt, wodurch die Ruhe im Lande gesichert und die Wildheit des fehdelustigen Adels im Zaume gehalten ward. Aber Robert hatte kaum die Regierung angetreten, als schon in dem ersten Jahre alle diese Besatzungen theils mit Gewalt aus den Städten vertrieben, theils auch von Robert selbst, auf die Bitten seiner Vasallen, waren herausgezogen worden. Jetzt glaubten sich die Barone bis zum letzten Ritter, der höchstens bloß eine Burg besaß, völlig unabhängig. Die Mächtigern warben sogar Kriegsvölker. Jeder Zwist, der sich unter ihnen erhob, ward der Entscheidung der Waffen überlassen. Die herzoglichen Gerichtshöfe hatten bald all ihr Ansehen verloren, auch die Gesetze vermochten Niemand mehr zu schützen, höchstens bloß Leute aus den niedern Volksklassen, jedoch bloß gegen ihres Gleichen, nicht aber gegen den Mächtigern. Der wilde Fehdegeist, der unter dem Eroberer hatte ruhen müssen, wüthete jetzt heftiger als je in allen Theilen der Normandie; das ganze Land war

mit Brand, Raub und Mord angefüllt. Selbst die Kirchen und Klöster blieben nicht unverschont, wurden bald gebrandschatzt, bald geplündert und völlig ausgeraubt, bisweilen selbst hie und da eine Kirche oder ein Kloster bis auf den Grund niedergebrannt. Indessen saß Robert ruhig in seiner Hauptstadt, verzehrte seine Einkünfte in Saus und Braus und war durch seine Verschwendung in unaufhörlicher Geldnoth, so daß, wenn er auch jetzt gewollt hätte, er kaum einen Versuch mehr wagen durfte, sein oberlehnsherrliches Ansehen geltend zu machen und die unruhigen Vasallen wieder an Gesetz und Ordnung zu gewöhnen. Natürlicher Weise mußte nun auch das Volk, das am meisten geplagt war, wie auch die bessern und edler denkenden Seelen aus dem Adel und vorzüglich die Geistlichkeit sehnlichst wünschen, daß doch irgend eine, diesem gesetzlosen Zustande endlich ein Ende machende Veränderung eintreten möchte. Diese Stimmung und die überhaupt in dem Lande herrschende Verwirrung wußte Wilhelm trefflich zu seinem Vortheile zu benutzen; durch große, aber auch mit vieler Umsicht und Klugheit ausgetheilte Geldgeschenke gelang es dem Könige nun bald, einen ziemlich zahlreichen Anhang zu gewinnen, und als er gleich darauf mit einem, obgleich nicht sehr bedeutenden Heere in der Normandie ankam, öffneten St. Valeri, Albermal und alle auf dem rechten Seineufer liegenden Städte ihm ihre Thore. Als ein Vasall Frankreichs, rief jetzt Robert in seiner Noth den französischen König Philipp zu Hülfe. Dieser zog auch wirklich mit einem sehr zahlreichen Heere nach der Normandie. Aber Wilhelm ließ dem französischen Könige eine große Summe Geldes versprechen, wenn er sich nicht in die Angelegenheiten der Normandie mischen wollte. Philipp, der ohnehin Ruhe und Bequemlichkeiten weit mehr liebte, als den Krieg und die damit verbundenen Beschwernissen, nahm den Vorschlag gerne an. Das Geld ward sogleich ausbezahlt, und Frankreichs

König kehrte, obgleich wenig ehrenvoll, mit seinen Schaaren wieder nach Hause. Indessen kam doch zwischen beiden Brüdern ein Vergleich zu Stande, demzufolge die Städte auf dem rechten Seineufer dem Könige blieben, aber Robert dafür eine entsprechende Entschädigung in England erhalten sollte; auch ward in dem Vertrage festgesetzt, daß der Letztlebende von den beiden Brüdern dem früher Verstorbenen in allen seinen Ländern und Besitzungen folgen sollte. — Wir dürfen kaum bemerken, daß Wilhelm in demselben Augenblicke, als er den Vertrag unterzeichnete, schon fest entschlossen war, auch keinen Buchstaben davon in Erfüllung gehen zu lassen. Ueberhaupt war und blieb der offene, arglose Robert in allen Verhandlungen mit seinen Brüdern, mit Heinrich wie mit Wilhelm, stets der überlistete, betrogene Theil.

5. Heinrich hatte mit den 5000 Pf. St., die ihm sein Vater hinterlassen, einen sehr guten Gebrauch gemacht, und mit einem Theile davon seinem stets geldbedürftigen Bruder Robert die Landschaft Contadin, also beinahe ein Drittel des Herzogthums, abgekauft. Aber auch Heinrich wünschte seinen Länderbesitz zu erweitern, und hoffte von dem, noch so wenig befestigenden Zustand in der Normandie, so wie von den zwischen seinen beiden andern Brüdern unaufhörlich herrschenden Mißverständnissen zu seiner Zeit auch für sich noch manche Vortheile zu ziehen. Von den Söhnen des Eroberers war unstreitig Heinrich der schlaueste und verschlagendste; und nun entspann sich unter den drei Brüdern ein seltsames, bald ins geheim, bald ganz offen getriebenes Spiel, dessen höchster Gewinn das Herzogthum seyn sollte, und zuletzt es auch werden mußte. Da Jeder sein eigenes, von dem des Andern völlig getrenntes Interesse hatte, so machte auch Jeder bloß den Vortheil, den ihm der Augenblick bot, zur Richtschnur

seines Verhaltens; und so sehen wir nun bald Wilhelm und Robert gegen Heinrich, dann wider Heinrich und Robert gegen Wilhelm, oder auch Wilhelm und Heinrich gegen Robert mit einander im Bunde. Die Folge davon war eine lange Reihe kleiner Kriege, die jedoch nie lange dauerten, stets von Friedensschlüssen wieder abgelöst wurden, die ebenfalls gewöhnlich nur von sehr kurzer Dauer waren, und im Laufe mehrerer Jahre kein anderes Resultat herbeiführten, als bloß daß Wilhelm noch einige Burgen und Schlösser in der Normandie gewann, Robert immer nur mit leeren Versprechungen von Ländereien in England und großen Geldzahlungen hingehalten, aber Heinrich endlich gar aus allen seinen Besitzungen in der Normandie vertrieben ward. In großer Armuth, nur von seinem Kaplan, einem Ritter und zwei Dienern begleitet, irrte Heinrich geraume Zeit in der Bretagne umher. Die Einwohner von Donfront übertrugen endlich, zu ihrer eigenen größern Sicherheit, Heinrich den Oberfehl in ihrer Stadt mit sehr ausgedehnter Gewalt. Jetzt hatte er wieder einen festen Fuß in der Normandie, und nun gelang es ihm bald, auch zu dem Besitz der Landschaft Contadin, und aller übrigen verlornen Länder wieder zu gelangen.

6. So wenig historisches Interesse auch die unaufhörlichen Kriege der drei Brüder in der Normandie darbieten, und wie überflüssig es daher auch wäre, sich in eine umständliche Erzählung derselben einzulassen, die ohnehin nichts als eine höchst ermüdende Wiederholung derselben kleinlichen Ereignisse seyn würde, so dürfen wir doch einige, aus diesen unruhigen Zeiten sich herschreibenden, nicht ganz unmerkwürdigen Characterzüge völlig mit Stillschweigen übergehen. — In einer Fehde mit seinen Brüdern Wilhelm und Robert, ward Heinrich, nachdem er schon alles verloren hatte, endlich gezwungen, sich in der festen Burg St.

Michael einzuschließen, wohin ihm nun auch die Brüder sogleich folgten und die Burg zu belagern anfingen. Aber diese lag auf der Spitze eines steilen Gebirges, das überdieß auch noch die wiederkehrende Fluth zweimal des Tages in eine Insel umschuf. Aber leider stellte sich auf derselben ein für deren Vertheidiger immer drückender Mangel an Wasser ein. Robert erfuhr dieses zuerst, und schickte seinem Bruder sogleich ein Faß Wein, nebst noch mehreren andern Lebensmitteln. Als Wilhelm dieses hörte, wollte er dem Robert über dessen unzeitige Großmuth Vorwürfe machen; aber dieser unterbrach ihn kurz mit den Worten: „Wie, sollten wir unsern Bruder verdursten lassen; und woher alsdann einen andern Bruder nehmen?" — — Als während eben dieser Belagerung von St. Michael, König Wilhelm die umliegende Gegend recognoscirte, stieß er auf mehrere feindliche Ritter, auf die er sogleich, ohne ihre Anzahl zu berücksichtigen, mit seiner gewöhnlichen Unerschrockenheit lossprengte. Aber Einer davon legte seine Lanze ein, und rannte damit den König vom Pferde, der noch überdieß, weil mit einem Fuße in dem Steigbügel hangend, von dem Pferde etliche Schritte weit geschleift ward. Einige aus dem feindlichen Haufen standen schon im Begriffe, ihm das Schwert in den Leib zu stoßen, als Wilhelm ihnen zurief: „Haltet ein, ich bin Wilhelm, der König von England. Alle erkannten jetzt Wilhelms Stimme, sprangen von ihren Pferden, hoben den König auf, und führten ihm, da sein Pferd verwundet war, ein anderes vor. Schnell schwang sich der König in den Sattel, foderte aber dann mit gebieterischer Simme denjenigen, der ihn so eben besiegt und vom Pferde geworfen hatte, auf, sich ihm zu erkennen zu geben. Mit halblauter Stimme wollte dieser nun anfangen sich zu entschuldigen; aber der König fiel ihm schnell

im das Wort: „Wozu hier eine Entschuldigung; du bedarfst derselben nicht. Du hast dich als einen wackern und tapfern Ritter erwiesen, und sollst in Zukunft stets unter meinem Panier und an meiner Seite fechten." — Da Wilhelms Leben und Regierung den englischen Geschichtschreibern so wenig Stoff zum Lobe bietet, so halten sie sich sämmtlich an diesen, obgleich im Ganzen genommen, doch nur ganz gewöhnlichen Zug ritterlichen Ehrgefühls, und können nicht genug Aufhebens davon machen. — — Da Wilhelm durch seine unaufhörlichen Intriguen seinen Anhang in der Normandie immer noch zu vermehren suchte, so zog er endlich auch den reichsten, angesehensten und daher mächtigsten Einwohner von Rouen, Namens Conan, so sehr in sein Interesse, daß dieser ihm Rouen, die Hauptstadt der Normandie, in die Hände zu spielen trachtete; nur begehrte Conan, daß an einem bestimmten Tage sich eine Schaar Engländer vor den Thoren von Rouen zeigen möchte. Wie es scheint, ward das Geheimniß nicht sehr genau beobachtet. Robert erfuhr Etwas davon und mit Recht den Einwohnern der Stadt im höchsten Grade mißtrauend, sandte er eiligst zu seinem Bruder Heinrich, wie auch noch zu einigen andern normännischen Baronen, und bat diese um Hülfe. Heinrich eilte sogleich herbei, und ihm auf dem Fuße folgten noch einige hundert normännische Ritter. Aber gerade in dem Augenblicke, als diese durch das südliche Thor in die Stadt einrückten, erschien vor dem nördlichen Reginald von Warennen mit vier hundert Engländern. Zu diesen schlugen sich nun sogleich Conan und dessen zahlreicher Anhang. Ein mörderisches Gefecht begann in den Straßen der Stadt. Conan und seine Leute fochten gleich Verzweifelten. Die Engländer gewannen immer mehr Vortheil, und der Sieg schien sich schon so sehr auf ihre Seite zu neigen, daß Roberts und Heinrichs

Umgebungen ihnen riethen, sich eiligst aus der Stadt zu entfernen. Aber beide blieben, und die Gefahr, in der sich Robert befand, spornte nur noch mehr seine, ohnehin sich im Kriege stets auszeichnende Tapferkeit. Er warf sich mitten unter die feindlichen Haufen. Sein Beispiel befeuerte auf das neue den Muth der Seinigen, und so erfochte er am Ende doch noch einen vollständigen Sieg; Reginald ward mit seiner Schaar wieder aus der Stadt getrieben und Conan zum Gefangenen gemacht. Schon wollte diesem Robert in seiner Gutmüthigkeit das Urtheil lebenslänglicher Verbannung sprechen, als Heinrich sich die Gefangenen, so wie die Entscheidung ihres künftigen Schicksals von seinem Bruder erbat. Kaum war Conan in Heinrichs Gewalt, als dieser ihn gleich am folgenden Tage vor sich bringen ließ. Heinrich befand sich auf dem höchsten Thurme des Schlosses, von welchem aus man eine herrliche Aussicht über Rouen und die ganze umliegende Gegend hatte. Als Conan vor ihm erschien, gebot er ihm, näher zu ihm an das Fenster zu treten und mit ihm das herrliche, besonders gleich nach Aufgang der Sonne sich darbietende Schauspiel zu genießen. „Siehe," sprach Heinrich, „die schöne und große Stadt hier unten zu deinen Füßen, ihre prächtigen Kirchen und Paläste, jene fischreiche, die Mauern unserer Stadt bespielende Seine, und auf deren Rücken die vielen Schiffe und Barken, die uns die kostbarsten Waaren, und alle Bequemlichkeiten des Lebens herbeiführen; sieh den schönen und geräumigen Hafen mit einem ganzen Wald von Segeln und Masten: welch' ein genußreicher, herzerhebender Anblick!" — Aber ein gewisses, unverkennbar satanisches Lächeln, welches den Mund Heinrichs, während er sprach, umzog, ließ den Conan das ihn erwartende Schicksal ahnen; er fing immer mehr an zu erblassen, bat endlich um Gnade und Erbarmung, und bot als Lösegeld nicht bloß sein ganzes ungeheures

Vermögen an, sondern auch alle die reichen Erbschaften, die er noch von mehreren Gliedern seiner Familie zu erwarten hätte. „Bei der Seele meiner Mutter!“ erwiederte Heinrich, „für Dich gibt es kein Lösegeld mehr.“ — Conan flehte nun nur um eine kurze Frist, um noch vor seinem Ende sich mit Gott aussöhnen zu können. — „Nicht eine Minute,“ donnerte Heinrich ihm entgegen, „sollst du, Verräther, noch länger leben,“ ergriff ihn bei diesen Worten bei der Brust und stürzte ihn den Thurm herab. Als Conans Körper in allen Gliedern schrecklich zerschmettert, auf den Steinen am Fuße des Thurmes lag, wandte sich Heinrich zu denen, welche um ihn her standen, ganz kaltblütig mit den Worten: es wäre zu wünschen, daß jeder Verrath stets auf diese Weise bestraft würde. — — Von den Baronen, welche zur Hülfe Roberts herbeigeeilt waren, nahm jeder von den gefangenen Anhängern des Conan so viele mit als er konnte, jedoch nicht um sie auf ihren Burgen zu morden, sondern durch ausgesuchte Qualen ganz ungeheuere Lösegelder von ihnen zu erpressen.

7. Was Wilhelm so viele Jahre hindurch bald durch offene Gewalt, bald durch List und geheime Umtriebe zu gewinnen stets fruchtlos versucht hatte, ward ihm jetzt auf einmal freundlich und friedlich gleichsam entgegengebracht. — Der fromme Enthusiasmus, der damals so viele Fürsten und Edeln nach dem Orient führte, ergriff auch Wilhelms Bruder, den Herzog Robert. Er entschloß sich ebenfalls nach Palästina zu ziehen, schmückte seine Schulter mit einem in Gold und Silber gestickten Kreuze, berief seine sämmtlichen Barone auf einen öffentlichen Tag nach Rouen (cour plenière) und machte ihnen seinen Entschluß bekannt. Aber um unter den andern Fürsten mit Anstand zu erscheinen, gebrach es ihm wieder, wie gewöhnlich, an Geld. Er bat also seinen Bruder Wilhelm um ein Anleihen von

zehn tausend Mark Silbers, wofür er ihm sein ganzes Herzogthum auf fünf Jahre zum Unterpfand anbot. Mit Freuden nahm Wilhelm den Antrag an; denn von jetzt an betrachtete er die Normandie schon als eine, auf ewige Zeiten mit England verbundene Provinz; sein Bruder konnte ja in dem Kriege mit den Sarazenen umkommen, oder auch in Asien Eroberungen machen, worüber er, wie es auch nachher einige Fürsten machten, seine Besitzungen in Europa würde entbehren können; aber wie es auch kommen möchte, war er auf jeden Fall entschlossen, sich in dem Herzogthum, auch nach Verlauf der Pachtzeit, dennoch mit Gewalt zu behaupten. Aus seinem eigenen Schatze wollte Wilhelm nichts hergeben. Um also die, für jene Zeit sehr bedeutende Geldsumme herbeizubringen, machte er die ganze Sache zu einer Religionsangelegenheit, belegte demnach alle Klassen der Nation, selbst Kirchen und Klöster, mit ungewöhnlich drückenden Steuern; und da dieses nun eine, durch ihren heiligen Zweck ebenfalls geheiligte Abgabe war, so ward sie auch ohne alle Schonung, und oft durch die härtesten Mittel von dem Volke erpreßt. Viele Kirchen mußten sogar ihre heiligen Gefäße, Crucifixe und Reliquienkästchen verkaufen, um das Geld herbeizuschaffen. Bald darauf ward Wilhelm durch einen ähnlichen Antrag von Seiten eines anderen, nicht minder mächtigen Fürsten erfreut. Auch Wilhelm, Herzog von Güyenne und Graf von Poitou, wollte zur Befreiung des heiligen Grabes sein Panier mit jenen so vieler andern edeln Fürsten vereinigen. Aber in derselben Geldverlegenheit, wie Herzog Robert von der Normandie, wandte er sich ebenfalls an König Wilhelm, und bat diesen um ein Darlehen, wofür er ihm auf mehrere Jahre alle seine Besitzungen in Frankreich verpfänden wollte. Die erfoderlichen Summen wurden eiligst herbeigeschafft; und schon stand Wilhelm im Begriffe, mit dem Gelde und einem Heere nach den Küsten

Frankreichs zu segeln, als auf einmal und ganz unvermuthet der Tod seinem Leben wie seiner Regierung und allen damit verbundenen Plänen plötzlich ein Ende machte.

8. Schon mehrere Tage vor dem Tode Wilhelms trug man sich im Volke, und selbst in den höhern Klassen, mit allerlei unglückweissagenden, das baldige Ende des Königs verkündenden Zeichen und Vorbedeutungen umher. Er selbst hatte öfters geheime bange Ahnungen, die seinen Geist trübten, ihn ängstigten und niederschlugen, was er jedoch stets so viel als möglich zu verbergen suchte. Am ersten August, am Vorabend des für Wilhelm so verhängnißvollen Tages, kam der heilige Anselm, Erzbischof von Canterbury, der eben im Begriffe stand, seine Reise nach Italien anzutreten, nachdem er die Erlaubniß dazu mit vieler Mühe von dem Könige erpreßt hatte, noch zu ihm. „Ich verlasse," sprach Anselm, „jetzt England. Da wir aber wahrscheinlich uns nie mehr sehen werden, so komme ich heute als euer Erzbischof und geistlicher Vater noch einmal zu Euch, um meinen Segen Euch anzubieten." Stillschweigend beugte Wilhelm sein Haupt, worauf Anselm das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn machte, ihm seinen Segen ertheilte, und hierauf, ohne ein Wort zu reden, sich sogleich wieder zurückzog. — Vom ersten auf den zweiten August brachte Wilhelm eine theils ganz schlaflose, theils höchst unruhige Nacht zu; denn sobald er einschlief, ward er von schweren, schreckbaren Träumen so sehr geängstigt, daß er endlich einige seiner Leute herein kommen ließ, und ihnen befahl, neben ihm an seinem Bette zu wachen. Des Morgens sehr frühe trat Fitz-Hamen, einer der Ersten seiner Hofbedienten, bei ihm ein, und berichtete ihm, daß ein fremder Mönch ein sehr sonderbares, dem Könige irgend ein Unglück ankündigendes Traumgesicht gehabt habe. Die Erzäh-

lung davon machte auf Wilhelm einen sichtbaren Eindruck, den er jedoch hinter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen suchte. „Der Mensch," sagte er, „ist ein Mönch, und hat also auch wie ein Mönch geträumt; indessen gebe man ihm doch für seine, wahrscheinlich wohlgemeinte Warnung sechzig Schilling." — Wilhelm hatte auf die Jagd gehen wollen; aber mißstimmt wie er war, folgte er dem Rathe Einiger seiner Diener, änderte seinen Entschluß, blieb zu Hause, und beschäftigte sich den Vormittag über mit Arbeiten in seinem Kabinette. Bei der Tafel aß und trank er weit mehr als gewöhnlich. Das weckte und erregte auf das Neue seine Lebensgeister; Furcht und bange Ahnungen verschwanden, und Wilhelm setzte sich sogleich nach der Tafel zu Pferde, um in dem von seinem Vater, dem Eroberer angelegten, und mit dem Fluche so vieler tausend Unglücklichen belasteten, sogenannten neuen Forst (New-forest) zu jagen. Im Walde trennten sich nach und nach alle seine Begleiter von ihm, jeder auf einem andern Wege dem Wilde nachgehend; und gegen Abend, kurz vor Sonnenuntergang fanden vorüber gehende Landleute den König todt auf der Erde in seinem Blute liegen, mit einem Pfeile in der Brust, dessen Schaft abgebrochen war. Auf einem Karren ward die Leiche nach Winchester gebracht, und am folgenden Tage in der dortigen Cathedrale begraben (3. Aug. 1100), jedoch nicht unter den üblichen Gebeten der Kirche, und den damit verbundenen feierlichen Ceremonien; indem man es für Entweihung derselben hielt, sie bei der Beerdigung eines Prinzen zu beobachten, der sein ganzes Leben hindurch seine Irreligiosität gleichsam zur Schau gestellt, sich als einen Spötter und Verächter des Heiligen, und als einen Unterdrücker und wahren Tyrannen der Kirche erwiesen hatte. — Aber von welcher Hand, und ob zufällig oder vorsätzlich, der Pfeil in die Brust des Königes geflogen:

dieß blieb unbekannt; auch ward selbst nachher und in noch späterer Zeit nicht die mindeste Spur entdeckt, die darüber zu einer nur einiger Maßen wahrscheinlichen Vermuthung hätte führen können. Zwar ward anfänglich erzählt, und nach und nach auch bald allgemein geglaubt: die Ermordung des Königes sey ein ganz unwillkürlicher, bloß einem unglücklichen Zufalle zuzuschreibender Todtschlag gewesen. Wilhelm sey nämlich auf der Jagd einem Hirsch, den er schon angeschossen, nachgegangen, und ein französischer Edelmann, Namens Walter Tyrell, der einzige von seinen Begleitern, der sich noch in seiner Nähe befunden, habe zu gleicher Zeit nach demselben Wild geschossen, sein Pfeil sey aber seitwärts von einem Baume abgeprellt und dem Könige in die Brust gefahren. Tyrell habe sich hierauf sogleich auf sein Pferd geschwungen, und sey auf dem kürzesten Wege nach der Seeküste geeilt, habe sich dort nach der Normandie eingeschifft, und sey dann mit einem Haufen normännischer und französischer Kreuzfahrer nach dem Orient gezogen. Das höchst Unwahrscheinliche dieser Erzählung fällt schon von selbst einem Jeden in das Auge. Als aber Tyrell nach ein paar Jahren, mithin zu einer Zeit, wo er nicht das Mindeste mehr zu befürchten gehabt hätte, aus dem Orient wieder nach Frankreich zurückkam, widersprach er öffentlich jener Erzählung, erklärte sie für eine völlig grundlose, aus der Luft gegriffene Erdichtung, und sagte endlich sogar in Gegenwart des berühmten Abtes Suger von St. Denys, und zwar unter einem feierlichen Eide, aus, daß er an demselben Tage gar nicht in jenem Walde gewesen, den König nicht gesehen, und noch viel weniger ihn auf der Jagd begleitet habe*). — Bei Wilhelms despotischem,

*) Quem cum nec timeret nec speraret, jurejurando saepius audivimus quasi sacrosanctum asserere, quod ea

hartem und oft im höchsten Grade ungerechten Verfahren konnte es demselben an geheimen Feinden nicht fehlen, und man darf daher mit gutem Grunde annehmen, daß es eine, von ihm tief gekränkte und schwer beleidigte Hand gewesen, welche den mörderischen Pfeil gegen seine Brust abdrückte. Kaiser und Könige, und viele Fürsten und gebietende Herren wurden schon ermordet, aber König Wilhelm von England ist der erste und einzige, dessen Mörder nie entdeckt ward, und für ewige Zeiten völlig unbekannt geblieben ist.

9. Wilhelms Charakter war ohne allen moralischen Werth. Gleich seinem Vater gebrach es ihm zwar nicht an kriegerischem Geiste, an Thätigkeit, Kühnheit und Entschlossenheit; aber dafür fehlten ihm alle jene bessern und edlern Eigenschaften, wodurch die Laster des Eroberers in den Augen der Nachwelt bisher nicht selten in einem mildern Licht eerschienen. Raubsüchtig, geizig, ungerecht, wollüstig, gewaltthätig, vereinte Wilhelm in sich alles Hassens- und Verabscheuungswürdige eines, weder göttliches noch menschliches Gebot mehr achtenden Despoten. Sein Vater hatte sich stets von Simonie unbefleckt erhalten; aber Er wälzte sich gleichsam in diesem Laster, und zwar mit einer alle Begriffe übersteigenden Schamlosigkeit; denn wenn er einen bischöflichen Stuhl oder eine erledigte Abtei wieder besetzen wollte, so schickte er vorher zu dem, den er dazu bestimmte, einen seiner Vertrauten, und ließ ihm die Summe anzeigen, welche der König für das Bisthum oder die Abtei fodere. Trieb er auch diesen schändlichen Trafik nicht immer

---

die nec in eam partem sylvae, in qua Rex venebatur, venerit, nec eum in sylva omnino viderit. (*Sug.* vit. Lud. Gros. p. 283.)

vor der Besetzung der erledigten Würde, so ward der, welcher sie erhielt, nachher nur desto mehr, und zwar so lange gequält, bis er den Geiz und die Habsucht des Königes befriediget hatte. Nicht selten ließ er auch bischöfliche Kirchen und Abteien mehrere Jahre unbesetzt, zog indessen deren Einkünfte, und verpachtete ihre Ländereien an Laien. Ward auch endlich ein solches Bisthum wieder besetzt, so dauerte es doch noch immer eine geraume Zeit, bis er der Kirche ihre Güter, wovon er jedoch stets sich selbst Etwas zueignete, wieder zurückgab *). So lange der Erzbischof Lanfrank lebte, hatte Wilhelms Ehrfurcht für seinen ehemaligen Erzieher, dem er auch vorzüglich die Krone zu danken hatte, ihn so ziemlich in Schranken gehalten. Aber leider starb der ehrwürdige Bischof schon im dritten Jahre der Regierung Wilhelms; und nun machte dieser einen gewissen Flambart, fluchwürdigen Andenkens, zu seinem Minister und Alles bei ihm vermögenden Rath. Dieser Flambart war ein bodenloser schlechter Mönch aus der Normandie, von ganz niedriger Geburt, aber, wie man zu sagen pflegt, ein witziger Kopf, dabei ohne alle Begriffe von Sittlichkeit, wie ohne alles Gefühl für Ehre und Schande, und überdieß auch noch von unersättlichem Ehrgeiz. Während der Regierung des Eroberers war er nach England gekommen, hatte einige Zeit in Diensten des Bischofes von London gestanden, bis er endlich dem König bekannt ward, der in Flambart bald den Mann gefunden zu haben glaubte, dessen er bedurfte. Schnell beförderte ihn daher Wil-

*) Was ein sehr achtungswürdiger, zuverläßiger Zeitgenosse, nämlich der berühmte Abt Suger von Wilhelm sagt, bestätiget vollkommen das von diesem Könige hier aufgestellte Charaktergemälde: „Lasciviae et animi desideriis deditus, pauperum intolerabilis oppressor, ecclesiarum crudelis exactor, et irreverentissimus retentor et dissipator."

helm von einer Ehrenstelle zur andern, ernannte ihn zum Bischof von Durham, erhob ihn zu den höchsten Würden des Reiches, und einige Zeit nach dem Tode Lanfranks legte er sogar die ganze Verwaltung des Staates in die Hände dieses Günstlings. — Flambarts höchstes Verdienst, wodurch er sich auch die Gunst seines Herrn in so hohem Maße erwarb, bestand in Erfindung neuer Finanzquellen, das heißt, neuer Mittel, das Volk zu bedrücken, es auszusaugen, und durch die schändlichsten Mittel überall Geld zu erpressen. In alle Thorheiten, Laster und tyrannische Launen des Königs wußte er sich trefflich zu schicken, und erwies sich überhaupt als einen so vollendeten, zu allem so bereitwilligen Despotenknecht, daß selbst Wilhelm ihm das Zeugniß ertheilte: Flambert verstünde es allein, wie man einem Monarchen dienen müsse, indem er kein Mittel verschmähe, kein Verbrechen scheue, und selbst den Haß und die Verachtung der ganzen Welt auf sich zu ziehen bereit sey, sobald es nur darauf ankomme, seinem Herrn sich gefällig zu erzeigen, und ihm einen nützlichen Dienst zu erweisen. — Natürlich mußte ein solcher Mensch den König von Tag zu Tag immer mehr und mehr verschlechtern, bis er endlich ebenfalls ein, eines solchen Dieners vollkommen würdiger Herr ward. — Als Wilhelm starb, hatte er vier bis fünf und vierzig Jahre gelebt und dreizehn davon über England geherrscht.

10. Während der Regierung Wilhelms fielen die Schotten zweimal feindlich in England ein. Das erste Mal in dem Jahre 1091, als Wilhelm gerade in der Normandie war. Auf die erste Nachricht, daß ein schottisches Heer plündernd und verheerend in Northumbrien eingedrungen sey, eilte Wilhelm in Begleitung seines Bruders, des Herzogs Robert, nach England zurück. Wie es scheint, hatte Malcolm keine gerechte Veranlassung zu diesem feindlichen Einfall. Um so

furchtbarer waren jetzt die Rüstungen, die Wilhelm machte, um Schottland zu gleicher Zeit zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Aber die englische Flotte ward, bevor sie noch die Küste Schottlands erreicht hatte, von einem heftigen Sturme überfallen; der größte Theil der Schiffe ging zu Grunde, die übrigen wurden völlig zerstreut. Das Landheer war zwar durch West- und Mittellothien vorgedrungen, hatte aber ebenfalls auf seinem Marsch durch gebirgige, unwegsame Gegenden, besonders bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit, auch aus Kälte und Mangel an Lebensmitteln, einen bedeutenden Verlust an Menschen und Pferden erlitten. Als beide Heere, bloß durch den Clydefluß von einander getrennt, sich endlich gegenüberstanden, fehlte es zwar nicht an gegenseitigen Herausfoderungen; aber der Verlust seiner Flotte und der wenig befriedigende Zustand seines Heeres machten auch Wilhelm den Frieden erwünscht; und so kam durch Vermittelung des Herzogs Robert auf Seite des Königes von England, und des Edgar Atheling auf Seite Malcolms ein Vertrag zu Stande, dem zu Folge der König von Schottland dem Könige Wilhelm wegen der englischen Lehen die gewöhnliche Huldigung leisten, dagegen aber die ehemals in England besessenen zwölf Manors, nebst einem Jahrgelde von zwölf Mark Goldes zurückerhalten sollte. — Der Friede hatte jedoch nur eine Dauer von zwei Jahren. Malcolm glaubte neue Ursachen des Mißvergnügens erhalten zu haben, fiel daher gegen das Ende des Jahres 1092 abermals in England ein. Aber dieser Feldzug war für ihn äußerst unglücklich. Malcolm ward von dem englischen General Robert Morbray überfallen, und sammt seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Eduard, im Treffen erschlagen. Die Nachricht von dem Tode ihres Gemahles machte auf dessen Gemahlin, die liebenswürdige Königin Margaretha, Athelings Schwester, einen so

schmerzhaften Eindruck, daß sie wenige Tage nachher ihrem Gemahle in das Grab folgte. Da Malcolms hinterlassene Söhne noch in sehr zartem Alter, mithin der Regierung unfähig waren, so kam jetzt Alles in Schottland in die größte Verwirrung. Zwei Thron- competenten traten zu gleicher Zeit auf. Der Eine war Donald Bane, Bruder des im Treffen ge- bliebenen Königes, der Andere dessen natürlicher Sohn Duncan. Der Letztere behielt die Oberhand, und Donald floh in das Hochland, wo er sich einige Zeit verborgen hielt. Als aber, wahrscheinlich auf seinen Betrieb, Duncan schon im folgenden Jahre ermordet ward, kam er wieder zurück, und bemächtigte sich zum zweiten Male des Thrones. Seine Regierung hatte jedoch nur die kurze Dauer von drei Jahren. Mit Bewilligung Wilhelms kam Edgar Atheling mit einem von ihm angeworbenen Heere Engländer nach Schott- land, überwand den Donald in einem blutigen Treffen, und setzte Edgar, Malcolms und seiner Schwester Margarethens Sohn auf den Thron. Nach verlorner Schlacht hatte Donald durch Flucht sich zu retten gesucht, war aber von den siegenden Engländern er- eilt worden, und nun machte Gram über den Verlust seiner usurpirten Krone seinem Leben in der Gefangen- schaft sehr bald ein Ende.

11. Das Recht der Geburt und bestehende Ver- träge riefen nach Wilhelms Tode dessen ältesten Bru- der Robert auf den Thron von England. Aber Ro- bert befand sich jetzt noch in dem Orient, und sein jün- gerer Bruder Heinrich war gegenwärtig. Er hatte sogar Wilhelm an demselben Tage auf die Jagd be- gleitet, sich ebenfalls sehr bald von ihm getrennt, und war auf die erste Nachricht von dem, seinem Bruder zu- gestoßenen Unglück, sogleich nach Winchester geeilt, um sich, ohne Zeit zu verlieren, in den Besitz des dort auf-

bewahrten königlichen Schatzes zu setzen. Aber eben so schnell kam dahin auch Wilhelm von Breteuil, dessen Treue der verstorbene König den Schatz anvertraut hatte. Dieser widersetzte sich dem Begehren des Prinzen. Der Schatz, sagte er, gehöre dem ältesten Bruder, dem Herzog Robert, dem man ohnehin schon längst Treue geschworen habe. Es kam zu einem heftigen Wortwechsel. Heinrich zog sogar das Schwert und drohte den Schatzmeister zu durchbohren. Indessen waren schon Einige der Vornehmsten aus den Umgebungen des verstorbenen Königs hinzugekommen; diese suchten die Sache zu vermitteln, und Breteuil ließ sich endlich durch den, in großem Ansehen stehenden Grafen Warwick überreden, dem Prinzen den Schatz zu überliefern. Jetzt hatte Heinrich Mittel in Händen, sich Freunde und Anhänger zu machen, die Schwankenden und noch Unentschlossenen für sein Interesse zu gewinnen. Ohne Zeitverlust begab er sich also nach London, versammelte dort einige Prälaten und Barone, ward von denselben, weil größtentheils geblendet durch den Glanz des Goldes, das Heinrich mit freigebiger Hand unter sie austheilte, als König anerkannt, und schon am dritten Tage nach Wilhelms Tode in der Westminstercathedrale von dem Bischofe von London *) gekrönt. — Was Heinrich seine Thronbesteigung um vieles erleichterte, war, daß man in England gar nicht wußte, was aus Robert geworden wäre. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht: er sey zum König von Jerusalem gewählt worden, habe aber, aus Abneigung gegen das, einen Thron umgebende Gewühl von Sorgen und Geschäften, die königliche Würde ausgeschlagen, werde demnach auch höchst wahrscheinlich gar keine Ansprüche auf die Krone von England machen wollen.

---

*) Weil der heilige Bischof Anselm von Canterbury abwesend und der erzbischöfliche Stuhl von York nicht besetzt war.

12. Aber Herzog Robert war damals schon nicht mehr in dem Orient, sondern auf der Rückreise nach seinen Staaten begriffen. Unwissend, daß sein Bruder Wilhelm nicht mehr am Leben sey, hielt sich Robert eine geraume Zeit in Apulien auf. Hier lernte er Sybilla, die Tochter des normännischen Grafen Wilhelm von Conversana kennen. Bezaubert von der blendenden Schönheit wie von den Tugenden der reitzenden Grafentochter, entbrannte er in Liebe gegen sie, bewarb sich um ihre Hand, und erhielt sie, nebst einer sehr reichen Aussteuer von ihrem Vater zur Gemahlin. Wegen einer, bei der Belagerung von Jerusalem erhaltenen, aber schlecht geheilten Wunde am Arm, begab sich Robert nach Salerno. Diese Stadt war damals der Sitz der berühmtesten medicinischen Schule von ganz Europa und mehrerer Aerzte von ausgebreitetem Rufe. Wirklich ward hier auch Robert in kurzer Zeit vollkommen geheilt. Jetzt erhielt er auch die Nachricht von dem Ableben König Wilhelms. Aber demungeachtet verweilte er noch einige Zeit in Salerno, und kam erst im folgenden Jahr, mithin ein volles Jahr nach dem Tode seines Bruders Wilhelm, nach fünfjähriger Abwesenheit, wieder in seinem Herzogthum an.

13. Aber desto besser wußte Heinrich diese Zeit zur Befestigung seines Thrones zu benutzen. Um das Interesse der ganzen Nation an das Seinige zu knüpfen, ertheilte er derselben einen Freiheitsbrief, wodurch alle, von dem Eroberer in Beziehung auf Erbschaften, Vormundschaften und Heirathen des Adels gemachte, tyrannische Verordnungen aufgehoben, auch der Kirche alle ihre Immunitätsrechte zurückgegeben wurden *). Für

*) Von diesem Freiheitsbriefe wurden auf Heinrichs Befehl so viele Abschriften verfertiget, als es in England Grafschaften gab. In eine jede derselben ward

das eigentliche Volk, für die Landleute und Städtebewohner nämlich, war jedoch dadurch wenig oder nichts gewonnen. Indessen diente doch dieser Freiheitsbrief nachher der berühmten Magna Charta zu Grundlage. Nur die Stadt London, welcher der Eroberer schon mehrere Freiheiten ertheilt hatte, erhielt jetzt noch einige neue Privilegien, und eben dadurch eine vollständigere Entwickelung ihrer städtischen Verfassung *). — Noch mehr beliebt, und zwar bei seinen sämmtlichen Unterthanen, und vorzüglich bei der Geistlichkeit ward Heinrich dadurch, daß er nicht nur den, allen Ständen der Nation verhaßten Flambart in dem Tower einsperren ließ, sondern auch den, von ganz England so ungemein geehrten Erzbischof Anselm gleich in den ersten Tagen seiner Regierung wieder zurückrief. — Als Anselm bei Dover an das Land stieg, ward er von einer zahllosen Menge Volkes, das, von der Ankunft des heiligen Bischofes unterrichtet, aus der ganzen, weit umherliegenden Gegend nach Dover gekommen war, unter lautem Jubel empfangen und ehrfurchtsvoll begrüßt. Auch bei dem Könige fand er eine, nicht minder freundliche, liebevolle Aufnahme. Als aber Heinrich den Erzbi-

---

ein Exemplar davon gesandt, und dieses in dem Archiv der vornehmsten, in der Grafschaft bestehenden Abtei niedergelegt.

*) Was den Londonern am meisten schmeichelte, und sie vor allen andern Städten Englands auszeichnete, war, daß sie jetzt von Heinrich nicht nur von den lästigen Einquartierungen des Hofes, sondern auch von dem noch gehässigern Danegeld befreit wurden. — Man sieht, wie sehr es sich Heinrich angelegen seyn ließ, der Treue und des Beistandes dieser Stadt sich zu versichern: ein Beweis, zu welchem Ansehen London durch seine große Bevölkerung und seinen Reichthum damals schon gelangt war.

schof auffoderte, sich von ihm investiren zu lassen, und hierauf den bisher üblichen Huldigungseid zu leisten, wieß Anselm dieses Ansinnen des Königes zurück, sich beziehend auf die vielen, gegen die Investitur von Laienhand erlassenen päpstlichen Decrete und conciliarischen Beschlüsse. Anselm setzte hinzu, daß, wenn der König auf seiner Foderung bestehe, er gezwungen sey, England alsogleich wieder zu verlassen. Dieses durfte nun Heinrich unter den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus nicht zugeben. Aber eben so wenig wollte er auch einem Rechte entsagen, das sein Vater wie auch sein Bruder bisher ununterbrochen ausgeübt hatten. Anselm war jedoch auf keine Weise zur Nachgiebigkeit zu bewegen; auch alles Zureden verschiedener, bei dem Könige anwesender Bischöfe that bei ihm keine Wirkung; und seine letzte Erklärung war, daß, wenn der König die so eben erledigten bischöflichen Stühle vergeben würde, er zwar deßwegen weder ihn, den König, noch auch die neuen Bischöfe als excommunicirt betrachten, jedoch keinem davon die bischöfliche Weihe ertheilen, noch auch zugeben werde, daß sie ihm von andern Bischöfen ertheilt würde *). Endlich ward man auch noch einig, daß von beiden Seiten Abgeordnete nach Rom gehen sollten, um wo möglich mildere Bedingungen von dem Papste zu erhalten. Damit mußte nun der König, so ärgerlich es ihm auch war, sich einstweilen begnügen **). — Aber durch nichts

*) *Fleury*, hist. de l'egl T. XV. p. 48.

**) Der Streit wegen der Investitur zwischen Heinrich und dem Papste dauerte noch mehrere Jahre fort, ward auch von dem Könige bisweilen mit großer Heftigkeit geführt. Als Heinrich Abgeordnete über Abgeordnete nach Rom gesandt, diese aber stets dieselbe abschlägige Antwort wieder zurückgebracht hatten, drohete endlich Heinrich dem Papste, daß, wenn er, der Papst, nicht nachgäbe, er, Heinrich, den Erz-

erwarb sich Heinrich so sehr die Liebe der ganzen Nation, und befestigte dadurch mehr, als durch irgend et-

---

bischof Anselm auf immer aus England verbannen und das ganze Königreich dem Gehorsam des Papstes entziehen würde. Heinrich würde jetzt schon mit dem Banne belegt worden seyn, hätte nicht der heilige Anselm durch seine Fürbitte den heiligen Vater noch davon abgehalten. Aber nun mußte bald darauf selbst dieser ehrwürdige Erzbischof, der doch dem Könige so wichtige Dienste geleistet hatte, England verlassen und drei Jahre in der Verbannung in Frankreich leben. Endlich ward jedoch die Geduld des Papstes erschöpft. Er excommunicirte die vornehmsten Rathgeber Heinrichs, setzte diesem noch eine kurze Frist, und drohete, wenn er diese unbenutzt vorüber gehen lassen würde, ihn ebenfalls mit dem Banne zu belegen und aus der Gemeinschaft der Kirche auszuschließen. Diese Drohung, verbunden mit dem lauten Murren des Volkes und den vereinten Bitten seiner Gemahlin, der Königin Mathilde, und seiner Schwester, der Gräfin Adele von Blois, bewog endlich den König zur Nachgiebigkeit, und nun kam in dem Jahre 1108 zwischen Paschal II. und König Heinrich I. von England ein Vertrag zu Stande, ganz dem ähnlich, der nachher zwischen Calixt II. und Kaiser Heinrich V. abgeschlossen ward. Den Kirchen ward die Freiheit — wenigstens in dem Vertrage — zugesichert, ihre Bischöfe selbst zu wählen. Der König entsagte der Investitur mit Ring und Stab, und sollte blos wegen der Temporalien den erwählten Bischof mit dem Scepter belehnen, und dieser ihm dafür den Eid der Treue leisten. — Im Ganzen genommen ward dadurch wenig für die englische Kirche gewonnen. »On the whole, „sagt Lingard," the church gained little by the compromise. It might chec, but did not abolish the principal abuse. If Henry surrendered an unnecessary ceremony, he still retained the substance. The right wich he assumed of nominatin bishops and abbots *was left unimpaired;* and though he promised not to appropriate to himself the revenues of the vacant benefices, it was an engagement, which he never hesitated to violate« (T. II. p. 142.)

was Anderes, die Königskrone auf seinem Haupte, als durch seine Vermählung mit Mathilde, der Tochter König Malcolms von Schottland und der Königin Margaretha, Schwester des Prinzen Edgar Atheling. Als nach dem Tode ihres Vaters bürgerliche Kriege in Schottland wütheten und überall Unordnung und Verwirrung herrschten, war Mathilde in noch sehr zartem Alter nach England geflohen. Hier ward sie der Aufsicht und Sorgfalt ihrer Tante Christiana, Aebtissin von Milton, übergeben. Diese erzog sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, gebot ihr aber, noch größerer Sicherheit wegen, den Schleier zu nehmen und den übrigen Klosterfrauen sich anzuschließen. Jetzt begehrte sie Heinrich zu seiner Gemahlin. Aber nun entstand die Frage: ob Mathilde, zu Folge bestehender Canons, auch noch das Recht habe sich zu vermählen. Eine Synode ward zusammenberufen; und da Mathilde, auf glaubwürdige Zeugen sich berufend, vor den versammelten Prälaten versicherte, daß sie den Schleier keineswegs in der Absicht genommen, um eine Klosterfrau zu werden, sondern blos um gegen Gewaltthätigkeiten sich zu schützen; so ward jetzt in Gemäßheit einer von dem Erzbischofe Lanfrank bei einer ähnlichen Veranlassung, gefällten Entscheidung, die Sache ebenfalls dahin entschieden, daß der Prinzessin Mathilde, besonders da sie durch kein Gelübde gebunden sey, auch das Recht zustünde, über ihre Hand nach eigener Einsicht und dem Wunsche ihres Herzens zu gebieten *).

*) Zur Zeit der Eroberung, und auch während der darauf folgenden, öftern Empörungen, gab es für das andere Geschlecht gegen die Brutalität der wilden Krieger nirgens Sicherheit als nur in den Klöstern. — Suo pudori mutuentes monasteria virginum petivera, acceptoque velo sese inter ipsas a tanta infamia protexere. Dieß ward auch noch lange Zeit nachher gleichsam zur Sitte, so daß, wenn innere Kriege aus-

Die Vermählung des Königes ward nun mit der größten Pracht zu Westminster vollzogen, und Mathilde hierauf von dem Erzbischofe Anselm, der sie auch getrauet hatte, in derselben Kirche mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt. Die Freude der Engländer, besonders der zahlreichen Eingebornen, war grenzenlos. — In dankbarem Andenken lebten bei ihnen immer noch ihre alten angelsächsischen Könige, die so viele Jahrhunderte segenvoll über sie geherrscht hatten; und durch Heinrichs Vermählung mit Mathilde, von mütterliche Seite ein Sproße Cerdicks, wurden nun beide Königshäuser auf immer mit einander vereint. In den Augen der englischen Nation war diese Verbindung für Heinrichs Thron die sicherste und festeste Stütze.

14. Mit unbeschreiblichem Jubel ward Robert bei seiner Ankunft in der Normandie empfangen. Der Ruf seiner Großthaten im Orient war ihm vorangegangen. Eine zahllose Menschenmenge aller Klassen, des Adels wie des gemeinen Volkes, strömte herbei, um den Ueberwinder der Sarazenen, den Eroberer Jerusalems zu sehen. Selbst aus den entferntesten Provinzen Frankreichs kamen edle Ritter und Frauen herbei, um den hochgefeierten Helden bei seiner Ankunft im Vaterlande glückwünschend zu begrüßen. So zahlreich und glänzend, und dabei so geräuschvoll, als jetzt Roberts Hof, war selbst der Hof eines Königs von Frankreich bisher noch nie gewesen. Aber eben

---

zubrechen oder überhaupt gesetzlose Zeiten einzutreten droheten, sehr viele edle Frauen und Jungfrauen sich hinter klösterliche Mauern zurückzogen, und so lange sie allda blieben, auch den Schleier trugen. Zu solchen Jungfrauen hatte auch Mathilde gehört, und das Tragen klösterlicher Kleidung sie keineswegs schon zu einer wirklichen Nonne gemacht.

daher trat auch jetzt die Krone von England bei dem leichtsinnigen, Verschwendung, Pracht, und Vergnügen liebenden Robert tief in den Hintergrund. Mehrere Wochen weihete er ausschließlich einer ganzen Reihe von Festlichkeiten zur Feier seiner Vermählung mit seiner jungen und schönen Gemahlin Sybilla *). Feste folgten jetzt auf Feste, und eines immer glänzender, pracht- und geräuschvoller als das andere; aber dabei ward auch der, von dem Grafen von Conversana erhaltene reiche Brautschatz größtentheils unnütze vergeudet. Als jedoch Robert sich lange genug in diesem Wirbel von Vergnügungen bis zur Uebersättigung herumgetrieben hatte, erwachte endlich in ihm wieder der Gedanke an den, vermöge seiner Erstgeburt ihm gebührenden Thron von England. Aber wahrscheinlich würde das Verlangen nach demselben doch bald wieder seinem unbändigen Hang nach Vergnügungen und Genüssen haben weichen müssen, hätte nicht Bischof Flambart, der aus seinem Gefängnisse im Tower entwischt und glücklich nach der Normandie gekommen war, sein Ehrgefühl zu entflammen und sein Herz gegen seinen Bruder Heinrich immer mehr zu erbittern und zu reizen gewußt. Was aber seinen, immer noch wankenden Entschlüssen endlich eine feste Bestimmung gab, waren

*) Nur Schade, daß Roberts Liebe zu seiner Gemahlin mehr in seinem Blute als in seinem Herzen ihren Sitz hatte; denn noch waren keine zwei Jahre seit seiner Vermählung verflossen, als schon die Reize der verwittweten Gräfin Agnes von Buckingham den flatterhaften Fürsten in ihren Fesseln hielten; und da um dieselbe Zeit Sybilla plötzlich starb, so ward allgemein gesagt und geglaubt: sie sei an Gift gestorben, das die Gräfin ihr habe reichen lassen, in der Hoffnung, nach Sybillens Tode mit ihrem Geliebten auch dessen Herzogsthron zu theilen, eine Täuschung jedoch, aus der sie bald nach vollbrachtem Frevel wieder sehr unangenehm erwachte.

die vielen Auffoderungen, welche selbst über das Meer herüber kamen, und ihn zu einer feindlichen Landung in England ermunterten. Mehrere der angesehensten englischen Großen, und unter diesen auch Robert von Belesme, Graf von Schrewsbury', der mächtigste unter allen englischen Baronen, und zugleich Heinrichs erklärtester, heftigster Feind, ließen dem Herzog sagen, daß, so wie er an den englischen Küsten landen würde, sie sogleich alle mit ihren sämmtlichen Dienstleuten zu ihm übergehen und ihn verstärken würden. Von dem Gange der Ereignisse beinahe gegen seinen Willen fortgerissen, begann nun auch Robert sich ernstlich zum Kriege zu rüsten. Sobald dieses bekannt ward, eilten von allen Seiten, selbst aus Frankreich, edle Ritter herbei, um unter der Anführung eines, mit so vielen, in dem heiligen Lande gepflückten Lorbern gekrönten Helden, sich ebenfalls Ruhm und Ehre zu erkämpfen. Auch in England verließen viele der geübtesten Seeleute die englische Flotte, gingen nach der Normandie und traten in die Dienste Roberts. Soldaten anwerben zu lassen hatte der Herzog gar nicht nothwendig. Die versuchtesten Krieger bothen sich ihm freiwillig an, drängten sich schaarweise zu seinen Fahnen; und in kurzer Zeit stand ein auserlesenes Heer, zahlreich an Reiterei, Fußvolk und Bogenschützen, und mit allen Gattungen von Waffen und andern Kriegsbedürfnissen reichlich versehen, im Lager bei Sainte-Valeri, voll Kampflust und ungeduldig Roberts letzten Befehl zum Einschiffen jeden Augenblick erwartend.

15. Roberts ungewöhnliche Rüstungen erfüllten Heinrichs Herz mit Unruhe und Angst; besonders als er gar hörte, daß schon ein nicht unbedeutender Theil seiner Flotte zu Robert übergegangen sey. In dieser großen Noth wandte er sich an den Erzbischof von Can-

terbury. Er wußte, in welchem großen Ansehen der heilige Anselm in ganz England stünde, und wie vieles er über alle Stände der Nation vermöchte. Alles, was der Erzbischof nur von ihm verlangen konnte, gelobte jetzt Heinrich pünktlich zu erfüllen, den Kirchen alle ihre Güter, Rechte und Immunitäten wieder zurückzugeben, und in allen kirchlichen Angelegenheiten den päpstlichen Decreten und Concilienbeschlüssen sich zu unterwerfen. Anselm, der an der Aufrichtigkeit des Königes nicht zweifelte, machte nun dessen Sache zu seiner eigenen, ja wohl zur Sache der ganzen englischen Kirche. Mit dem Feuereifer eines Apostels predigte er Vornehmen und Geringen von der Schrecklichkeit der Sünde des Meineides, von der unerläßlichen Pflicht, die Treue, die man dem Könige geschworen, auch gewissenhaft demselben zu bewahren. Allen Vasallen, den Mächtigern wie Mindermächtigen, versicherte er, und stellte sich gleichsam als Bürge, daß der König alle, in dem Freiheitsbriefe ihnen gemachte Zusagen erfüllen werde; kurz, Anselm sparte weder Bitten, noch Ermahnungen, noch auch Drohungen; denn er erklärte, daß er alle, die in ihrer Treue wanken, oder zu Robert übergehen würden, mit dem Banne belegen und von der Gemeinschaft der Kirche und der ganzen Christenheit ausschließen würde. Anselms eindringende Vorstellungen und Drohungen verfehlten nicht ihren Zweck. Mit wenigen Ausnahmen blieb die Nation im Ganzen genommen dem Könige treu, und Heinrich kostete es nun wenig Mühe, ein Heer von mehr als dreißig tausend Mann in der Gegend von Pevensey unter seinen Fahnen zu versammeln. Die Erhaltung seines, auf so lockerm, und schon so tief untergrabenen Boden stehenden Throns hatte jetzt Heinrich offenbar blos den Bemühungen des heiligen Erzbischofes von Canterbury zu danken.

16. Gegen Ende August erreichte Roberts Flotte den Hafen von Portsmouth. Beide Gegner mußten jetzt vorzüglich darauf bedacht seyn, sich der Stadt Winchester zu bemächtigen. Heinrich war zwar weiter davon entfernt, als Robert; aber diesem raubte die Ausschiffung seines Heeres eine geraume Zeit, und so gewann nun jener über ihn einen Marsch und besetzte die Stadt. Beide Heere standen einige Tage einander gegenüber. Botschaften wurden hin und her gesandt, aber stets fruchtlos, und die Gemüther nur noch mehr reizend und erbitternd. Jedermann erwartete eine entscheidende, und eben daher nur um so blutigere und mörderische Schlacht, als auf einmal Heinrich noch eine persönliche Zusammenkunft mit seinem Bruder verlangte. Robert war sogleich dazu bereit. Auf einem freien Platze zwischen beiden in Schlachtordnung gestellten Heeren kamen die Brüder zusammen, und ihre Unterredung hatte kaum eine halbe viertel Stunde gedauert, als zum größten Erstaunen des englischen wie des normännischen Heeres, Heinrich und Robert sich brüderlich umarmten. — Ohne Zögerung kam nun gleich am folgenden Tage ein Vergleich zu Stande, dem zu Folge Robert, zum Vortheil seines Bruders, seinen Ansprüchen auf die Krone von England entsagte, Heinrich aber dafür sich verbindlich machte, ihm ein jährliches Gehalt von dreitausend Mark Silbers zu bezahlen, und alle seine Besitzungen in der Normandie an seinen Bruder Robert abzutreten. Auch die englischen Großen, welche sich zu Robert gehalten hatten, wurden in den Vertrag mit eingeschlossen. Keiner durfte seiner Güter und seiner Ehrenstellen beraubt werden, und diejenigen, denen man sie schon genommen hatte, mußten unverzüglich wieder in den Besitz derselben gesetzt werden.

17. Von der Heiligkeit eingegangener Verträge hatte Heinrich, wie er es auch in der Folge öfters bewies,

keine sehr hohen Begriffe. Einem Feinde aufrichtig zu verzeihen, oder einen wirklich Schuldigen wahrhaft zu begnadigen: dieß gehörte nicht zu Heinrichs Tugenden. Den von ihm abgefallenen Großen gab er zwar, weil der Buchstabe des Vertrags es so verlangte, ihre Güter wieder zurück; brannte aber nur um so mehr von Begierde, sich an denselben empfindlich zu rächen. Er umgab sie also mit einer Menge geheimer Späher. Alle ihre Schritte und Handlungen wurden sorgfältig belauert, jedes ihrer Worte, wenn nur immer möglich, ward auf das boshafteste gedeutet, und nun dauerte es nicht mehr lange, so ward Einer nach dem Andern vor Gericht gefodert, einer Menge größtentheils aus der Luft gegriffenen Verbrechen und Vergehen angeklagt, hierauf verurtheilt, seiner Güter auf das neue beraubt, und aus dem Königreiche verbannt. Als Robert dieses erfuhr, betrachtete er es, was es auch wirklich war — als einen offenbaren Bruch des mit Heinrich geschlossenen Vertrags. Da nun auch Warenne, Graf von Surrey, und noch mehrere andere ihn dringend baten, sich der, blos wegen ihrer ehemaligen Anhänglichkeit an seine Person, jetzt so hart verfolgten Barone anzunehmen; so entschloß sich Robert, selbst nach England zu gehen, um durch Zureden und vernünftige Vorstellungen seinen Bruder zu gerechterm und mildern Verfahren gegen jene zu bewegen, deren Freiheit und Eigenthum ohnehin schon durch den abgeschlossenen und von beiden Seiten beschwornen Vertrag vollkommen gesichert seyn müßten. Aber eben so arglos als unbesonnen, und in vollem Vertrauen auf Brudergefühl und Brudertreue, kam Robert nur mit einem äußerst schwachen, ganz unbedeutenden Gefolge in England an. Heinrich empfing ihn mit anscheinender Freundlichkeit; aber ein, Heinrich ganz eigenes teuflisches Lächeln verrieth dem Robert die wahren Gesinnungen seines Bruders; und schon nach wenigen

Tagen gelangte er zu der traurigen Ueberzeugung, daß, wo nicht gerade sein Leben, doch wenigstens seine Freiheit im höchsten Grade gefährdet sey. Um also mit Ehren wieder aus England zu kommen, mußte er sich zu einem, wenn auch noch so schweren Opfer entschließen. Er verzichtet demnach auf das, in dem letzten Friedenschluß ihm zugesicherte Jahrgeld von drei tausend Mark Silbers, und machte, um wenigstens den äussern Anstand zu beobachten, seiner Schwägerin, der Königin Mathilde, Heinrichs Gemahlin, damit ein Geschenk.

18. Nach einer so unwürdigen, wahrhaft niederträchtigen Behandlung von Seiten seines Bruders, sah Robert nun ein, was er für die Zukunft von demselben zu erwarten habe. Auf seine eigene Erhaltung bedacht, suchte er nun vor Allem sich der Treue und Anhänglichkeit seiner Barone zu versichern. Aus diesem Grunde nahm er auch alle Verbannte aus England, die größtentheils auch in der Normandie begütert waren, ungemein wohlwollend auf, besonders den Robert von Bellesme, der, obgleich er aller seiner Güter in England von Heinrich war beraubt worden, doch noch durch seine reichen Besitzungen in der Normandie, wo er bei dreißig Burgen und Schlösser hatte, zu den mächtigsten normännischen Baronen gehörte. Robert suchte sich vorzüglich der Freundschaft dieses Mannes zu versichern, ihn durch alle Arten von Gunstbezeugungen immer noch mehr an sich und sein Haus zu fesseln*). Aber dieses war es gerade, was Heinrich wünschte und erwartete. Die gute Auf-

*) Wir können nicht umhin, von dem obengenannten Robert von Bellesme jetzt noch eine ganz besondere Erwähnung zu machen. Wie es scheint, waren Kühnheit vor dem Feinde und ritterliche Tapferkeit

nahme, welche die Verbannten in der Normandie fanden, mußte ihm zum Vorwand dienen, seinen Bruder einer geheimen Verbindung mit seinen, des Heinrichs, rebellischen Vasallen, mithin auch des Friedensbruches zu beschuldigen, erklärte demnach den, mit demselben vor drei Jahren geschlossenen Vertrag für aufgelößt und außer Kraft gesetzt, und nahm nun eine offenkundig feindliche Stellung gegen Robert an.

19. Von jetzt an ist der Gesammtinhalt der Regierungsgeschichte Heinrichs I. von England dem Leser schon bekannt. Die Kriege dieses Königes gegen sei-

---

die einzigen Eigenschaften, denen man in jenen Zeiten einen Werth beilegte. Beides besaß Bellesme im höchsten Grade, war aber übrigens ein Ungeheuer, wie deren die Welt nur selten eines erzeugt. An Stolz, Habsucht, Arglist und Treulosigkeit hatte er zwar Viele seines Gleichen, aber an unmenschlicher Grausamkeit ließ er sie alle weit hinter sich zurück. Von seinen Gefangenen nahm er nur höchst selten ein Lösegeld an. Gewöhnlich mußten sie alle sterben, und zwar eines raffinirt qualvollen Todes sterben. Diesen Hinrichtungen, die seinem unmenschlichen Herzen eine wahre Lust waren, wohnte er stets selbst bei; ließ sogar einige dieser Unglücklichen bisweilen lebendig spießen, und weidete dann seine Augen noch an den letzten Zuckungen eines solchen, martervoll dahin sterbenden Opfers seiner satanischen Grausamkeit. Einem unschuldigen Knaben, den er noch selbst aus der Taufe gehoben hatte, riß er mit eigenen Händen die beiden Augen aus, bloß um eines unbedeutenden Vergehens wegen, das der Vater des Knaben begangen hatte, hierauf aber, Bellesme's Grausamkeit fürchtend, entflohen war, sich an dem Sohne zu rächen. — Von diesem Ungeheuer befreiete endlich König Heinrich die Welt, aber erst in dem Jahre 1112, als er Bellesme verhaften ließ und zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilte, in welchem diese Unnatur auch mehrere Jahre nachher starb.

nen Bruder Robert, dessen Gefangennehmung und Abführung nach England. Die Vereinigung der Normandie mit der Krone von England. Die dadurch entstandenen Kriege mit Frankreich, nebst den beiden, sie beendigenden Friedensschlüsse von Gissors, zu Stande gebracht durch die Vermittelung Papstes Calixt II., den Heinrich zu täuschen und durch geheuchelte Unterwerfung für sich zu gewinnen wußte. Ferner dieses Königes verhängnißvolle Ueberfahrt von Barfleur nach England. Heinrichs jetzt nur noch ungerechteres und härteres Verfahren gegen seinen Neffen Clito, den nun einzigen rechtmäßigen Kronerben. Die öftern, zum Vortheil dieses Prinzen entstandenen, aber von Heinrich schnell wieder gedämpften und strenge bestraften Empörungen der normännischen Barone. Des edeln Clito's frühzeitiger, aber seinen Oheim in den nun unbestrittenen Besitz der Normandie setzender Tod. Heinrichs öfters wechselnde politische Verhältnisse zu dem Hause Anjou; die Vermählung seiner Tochter, der verwittweten Kaiserin Mathilde, mit dem jungen Grafen Gottfried, mit dem er jedoch bald wieder zerfiel, ihn daher von der Thronfolge ausschloß und seine Tochter Mathilde, nachdem er ihr zweimal von den englischen Bischöfen und Baronen hatte huldigen lassen, zur einzigen Erbin aller seiner Staaten erklärte. Endlich auch Heinrichs, durch eine sich zugezogene Indigestion beschleunigter Tod. Von allem diesem ist der Leser schon vollkommen unterrichtet, und eine Wiederholung dieser Ereignisse, wenn auch mit Einflechtung noch einigen nicht bekannten, weil höchst unbedeutenden Details, würde im höchsten Grade überflüßig und für den Leser auch eben so ermüdend seyn. —

20. Als Heinrich im acht und sechzigsten Jahre seines Alters auf dem Schloße Leon in der Normandie starb, hatte er fünf und dreißig Jahre über England

geherrscht. Sein Bruder, der unglückliche Robert, war das Jahr vorher in dem achtzigsten Jahre seines Alters, nach drei und dreissig jähriger Gefangenschaft, auf der in der Grafschaft Wales gelegenen Festung Cordiff gestorben. Etwas später lebende Geschichtschreiber berichten: Robert habe seine lange Gefangenschaft sehr schmerzhaft gefühlt, daher auch einmal einen, obgleich fruchtlosen Versuch gemacht, sich in Freiheit zu setzen, worauf sein Bruder, König Heinrich, um dem unglücklichen Robert die Lust zu fernern ähnlichen Versuchen zu benehmen, ihm beide Augen habe ausstechen lassen *). — .— In ihren Urtheilen über den Charakter dieses Königes sind die englischen Geschichtschreiber ungemein abweichend von einander. Wenn aber Heinrichs Panegyristen ihn als den gerechtesten und weisesten Monarchen, als das unerreichte Muster aller Könige darstellen **), so ist das Abgeschmackte und Uebertriebene dieser Darstellung die beste Widerlegung derselben. So wie es nicht schwer ist, auch den edelsten Handlungen schlechte Zwecke zu unterlegen; eben so leicht

*) Dieß wird jedoch von keinem der gleichzeitigen Schriftsteller berichtet. Im Gegentheil erzählt Wilhelm von Malmesbury, der aber ein anerkannter Lobredner Heinrichs, und ein Schönfärber aller Handlungen dieses Königes ist, von der Behandlung Roberts während dessen Gefangenschaft gerade das Nämliche, was, wie man sich erinnern wird, auch Heinrich selbst dem Papste Calirt II. schon gesagt, oder vielleicht auch bloß vorgelogen hatte. — Die Zeugnisse gleichzeitiger Geschichtschreiber sind nicht immer die zuverläßigsten; denn nur gar zu oft finden sich dieselben in der Lage, nicht alles, was sie wissen, auch in ihren Geschichtbüchern veröffentlichen zu dürfen.

**) Rex maximus cujus ad justitiam omnes fere principes invitantur exemplo, cujus in pauperes munificentiam, liberalitatem in omnes, cuncti reges mirari possunt potius quam velint aut valeant imitari (*Hunt.* ap. Bouq. T. XIV.).

ist es auch, den frevelhaftesten und sündhaftesten Bestrebungen gute und edle Absichten zu unterschieben. Am zuverläßigsten geht unstreitig der Charakter eines Mannes aus dessen Handlungen hervor; und wenn wir Heinrich I. mit unbefangenem Blicke, durch alle Lagen und Verhältnisse seines Lebens folgen, so werden wir schwerlich vieles finden, was uns zu großen Lobeserhebungen den erforderlichen Stoff bieten könnte. Heinrich war ein habsüchtiger, geiziger, arglistiger, wollüstiger, dabei oft wahrhaft grausamer Herr, und hatte es in der Kunst zu heucheln und sich zu verstellen zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß selbst seine nächsten Umgebungen und treuesten Diener ihm nicht mehr traueten. Als man dem Bischofe Bloet von Lincoln, der lange Zeit eine der ersten Würden im Staate bekleidete, einst sagte: der König habe ihn sehr gelobt und in den ehrenvollsten Ausdrücken von ihm gesprochen, rief er schmerzhaft aus: „Nun so bin ich verloren, denn ich habe den König noch nie einen Mann loben hören, den er nicht zu verderben schon beschlossen hatte**)." — Der Erfolg rechtfertigte vollkommen die Besorgniß des Bischofes. Er verlor bald darauf seine Würde und wurde noch überdieß in so viele Prozesse mit dem königlichen Fiscus verwickelt, daß er darüber völlig verarmte, und würde sicher am Ende noch gezwungen worden seyn, auch seine bischöfliche Würde niederzulegen, hätte sein Tod ihn nicht daran gehindert*). Und was war die Ur-

*) Selbst Wilhelm von Malmesbury sagt von Heinrich: „Blandus odii dissimulator, sed pro tempore immodicus retributor."

*) Dieser Bischof ward in einer Audienz, die er von dem König erhalten hatte, von dem Gefühle der schreienden Ungerechtigkeit, deren unschuldiges Opfer er jetzt war, so lebhaft und peinlich ergriffen, daß ihn, während er mit dem Könige sprach, der Schlag rührte und er auf der Stelle todt blieb.

sache seiner Ungnade und seines Unglücks? In einem unbewachten Augenblicke hatte der Bischof sich gerühmt, daß das Kloster, welches er in Einsham zu stiften im Begriffe stand, sowohl in Ansehung der Klostergebäude als auch übrigen Einrichtung, jenem gleich kommen sollte, welches der König in Reading gegründet hatte. Diese Worte wurden dem König hinterbracht, und der völlige Ruin des Bischofes war nun unabwendbar. — Heinrich konnte keine Beleidigung vergessen und noch viel weniger verzeihen. Aber seinen Haß und seine Rachgier suchte er dann gewöhnlich unter süßen Worten und einem freundlichen, wohlwollenden Gesichte zu verbergen, während Arglist, Trug und Falschheit um den Unglücklichen, von dem der König sich beleidigt glaubte, so lange ihr Spiel trieben, bis derselbe in die ihm gelegte Falle gelockt, und dann in einen Criminalprozeß verwickelt ward, wovon gewöhnlich entweder ein schmählicher Tod, oder Verlust der Augen, oder auch ewiges Gefängniß eine unausbleibliche Folge war*). — Auch nicht über die mindeste Beleidigung war Heinrich erhaben, so kleinlich auch dieselbe seyn, und so tief der Beleidiger unter ihm stehen mochte. Als in dem letzten Kriege ein französischer Edelmann, Namens Luke de Barree, Heinrichs Gefangener ward, befahl er demselben die Augen auszustechen. Zufällig war Karl der Gütige, Graf von Flandern, gegenwärtig, als Heinrich dieses grausame Urtheil aussprach. Der gütige Fürst machte ihm dießfalls sehr ernstliche Vorstellungen. Er sagte ihm unter Anderm, daß es bei civilisirten Völkern etwas Unerhörtes sey, einen Ritter, der bloß im Dienste seines Lehnsherrn das Schwert gezogen, so grausam an seinem Leibe zu strafen. „Er hat," erwiederte Heinrich," schon öfters gegen mich

*) Multos proditione cepit, multos dolose interfecit. (*Hunt.* in Angl. Sac.)

gefochten. Dieses wäre jedoch das Geringste; aber er hat mich auch zum Gegenstand eines satyrischen Gedichtes und dadurch zum Gelächter meiner Feinde gemacht. —. Sein Beispiel soll jetzt alle Versemacher belehren, wie gefährlich es sey, einen König von England zu beleidigen." — Das grausame Urtheil ward vollzogen. Aber von Schmerz und Todesangst übermannt, riß sich der unglückliche Trubadour aus den Händen seiner Peiniger los und rannte mit dem Kopfe so gewaltig an die Mauer, daß sein Gehirn den Boden und die Wände bespritzte. — Heinrich fühlte es sehr wohl, wie niedrig und schmachvoll es für einen großen Monarchen sey, an ganz ohnmächtigen, Seiner gar nicht würdigen Gegnern sich zu rächen, daher auch die blutigen, von seiner Rachgier erlassenen Befehle größtentheils nur ganz in Geheim vollzogen wurden; und so z. B. entdeckte man erst nach seinem Tode, daß er sogar seinen Vetter, den Grafen von Moretoil, ebenfalls seines Gesichtes hatte berauben lassen. — Daß Heinrich wollüstig und ein Sclave roher Sinnlichkeit war: dieß beweißt das zahllose Heer natürlicher Kinder, das er hinterließ *); und Wilhelms von Malmesbury, dem Leser

*) Ohne die natürlichen Kinder zu rechnen, die schon in der Wiege oder sehr zartem Alter starben, hinterließ Heinrich, von verschiedenen Müttern, sieben Söhne und acht Töchter, die sämmtlich zu völlig reifem, zum Theile selbst ziemlich hohen Alter gelangten. — Uebrigens hatte Heinrich zwei Gemahlinen gehabt. Die letzte, Adelhaide, war die Tochter eines Fürsten von Löwen. Sie soll, als Heinrich sie zu seiner Gemahlin begehrte, noch ganz jung und ungemein schön gewesen seyn, ihre Hand aber sehr ungerne einem schon greißenden Herrn gereicht haben. Sie gebar ihm keine Kinder, überlebte ihn aber um viele Jahre. Heinrichs natürliche Kinder waren also beinahe sämmtlich im Ehebruch, manche vielleicht gar im doppelten Ehebruch gezeugt worden.

schon bekanntes, an Albernheit alles übertreffendes Raisonnement möchte schwerlich Heinrich von dem gerechten Vorwurf eines im höchsten Grade unreinen und unlautern Wandels freizusprechen im Stande seyn.

21. Obgleich in Zeiten der Gefahr Heinrich stets die Treue seiner Engländer aufrief, und in ihr seinen festesten Halt zu haben glaubte, auch ihn wirklich darin fand; so zeigte er dennoch, sobald der kritische Moment vorüber und die Zeiten wieder ruhig waren, nicht nur eine sichtbare Abneigung, sondern sogar ganz besondere, sich in allem kundgebende Verachtung gegen dieselben. Alle Stellen in der Kirche wie in dem Staate besetzte er ausschließlich mit Ausländern. Die unbedeutenste Empfehlung war hinreichend, einem Fremden, sey es ein Normänner, Franzoß oder Italiener, ein einträgliches Amt zu verschaffen. Aber einem Engländer, hatte er auch die größten Fähigkeiten und besaß er alle bürgerlichen Tugenden eines allgemein anerkannten redlichen Mannes, versperrte dennoch die, in Heinrichs Augen unerläßliche Sünde, daß er nämlich ein Eingeborner war, jeden Weg zu irgend einer Beförderung in der Kirche wie in dem Staate. — Beinahe während seiner ganzen Regierung hindurch hatte Heinrich zwei Minister von ganz verschiedenem Character und durchaus einander entgegengesetzten Grundsätzen. Der Eine war der Bischof Roger von Salisbury, der Andere der Graf Robert von Mellent. Schon lange, bevor noch Heinrich den englischen Thron bestieg, und selbst in Augenblicken, wo er sich in sehr mißlicher Lage befand, hatte ihm Roger ununterbrochen sprechende Beweise von Treue und Anhänglichkeit gegeben; daher auch Heinrich gleich bei dem Antritt seiner Regierung ihm die innere Verwaltung des Königreiches anvertraute, während er dem Grafen von Mellent die oberste Leitung sämmtlicher

auswärtigen Angelegenheiten überließ. Aber Roger, obgleich jetzt Minister eines mächtigen Königs, hörte doch nicht auf, auch ein eben so eifriger als erleuchteter Bischof zu seyn. Den größten Theil seiner Zeit widmete er geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten, ungleich wenigere Stunden den Geschäften des Staates; und es ist unstreitig für diesen ehrwürdigen Bischof ein höchst ehrenvolles und laut sprechendes Zeugniß, daß er, obgleich der Minister eines geizigen, raub- und habsüchtigen Monarchen, sich doch nie den Haß des Volkes auch nur einen Augenblick zuzog. Von dem Bischof Roger war Graf Robert von Mellent gerade das Gegentheil. Zwar war er ebenfalls ein Mann von großem Verstande, vieler Erfahrung und ungemein scharfem und richtigem Blicke. Auch im Auslande stand er seiner Weisheit wegen in hohem Rufe. Man hielt ihn allgemein für den einsichtsvollsten und größten Staatsmann seiner Zeit *). Selbst fremde Könige und

*) Auf welchen Grundsätzen jedoch Mellents Staatsklugheit beruhete, davon kann uns Folgendes einigen Aufschluß geben. Heinrich hatte gleich bei seiner Thronbesteigung den Grafen zu seinem Minister ernannt. Als nun bald darauf Robert mit einer Landung in England drohete, und Heinrich dem Grafen seine Besorgniß äußerte, daß nämlich bei der Landung Roberts viele von den englische Baronen zu ihm übergehen möchten, auch ihm mehrere nannte, deren Treue er ganz besonders bezweifelte, gab ihm Mellent den Rath, gerade denjenigen, deren Treue ihm schwankend und verdächtig schiene, jetzt alle nur mögliche Gnadenbezeugungen zu erweisen, jede Bitte, wie sie nur immer seyn möchte, ihnen zu gewähren, und sogar die einträglichsten von seinen Domainen unter sie zu vertheilen; denn, fügte Mellent hinzu, wenn die Gefahr vorüber ist, kann man ja leicht einen Vorwand finden, alle ihnen gegebenen Geschenke und gemachten Concessionen wieder zurückzunehmen, da sie ja alle schon dadurch im höchsten Grade straffällig wären, daß sie die ihrem Könige schuldige Treue nun in Zeiten der Noth und Gefahr um so hohe Preise an ihn verkauft hätten.

Fürsten, wenn sie Englands Freundschaft bedurften, wendeten sich in allen ihren Angelegenheiten zuerst an den Grafen, der, wie behauptet ward, sogar seinen Herrn, den König, ohne daß dieser es selbst wußte, dennoch größtentheils beherrschte. Aber leider war dieses Ministers Habsucht unersättlich. Ein wahrer Sclave des Mammons, häufte er Reichthümer auf Reichthümer, und um seine Schätze immer noch zu vermehren, verschmähte er kein Mittel, wie ungerecht und gewaltthätig es auch seyn mochte. Er war jünger als der König, starb jedoch noch vor demselben. Seine grenzenlose Begierlichkeit war die Ursache seines Todes. Er hatte nämlich seit einiger Zeit auf die Hand einer der allerreichsten Erbinnen von ganz England speculirt, und als diese ihm entging, und ein glücklicherer Nebenbuhler sie erhielt, ärgerte und grämte er sich so sehr darüber, daß er krank ward und bald darauf starb. Kurz vor seinem Ende ließ er den Erzbischof von Canterbury zu sich bitten. Als dieser ehrwürdige Prälat ihn zu ermahnen anfing, begangene Ungerechtigkeiten jetzt so viel als möglich wieder gut zu machen, geraubtes Gut den Eigenthümern wieder zurückzugeben, fiel ihm der Sterbende schnell in das Wort: „was ich erworben und gewonnen habe," sagte er, „will ich meinen Kindern hinterlassen; diesen liegt es alsdann ob, Ungerechtigkeiten auszugleichen und gut zu machen, und einem jeden das Seine, was ihm gebührt, wieder zu erstatten." — Daß das nie geschah, versteht sich von selbst. Die glücklichen Erben ließen es sich bei der reichen Erbschaft wohl seyn, genoßen alle Freuden, wie die Welt sie zu geben vermag, und kümmerten sich wenig darum, ob nicht ihr Vater, eben weil er sie so reich gemacht, vielleicht jetzt von Gott auf ewig könnte verworfen worden seyn.

22. Auch Heinrich war der reichste Monarch seiner Zeit, und weil er länger regierte, noch weit reicher als sein Bruder Wilhelm. Ohne die ungeheuren Massen an goldenen und silbernen Gefäßen, edeln Steinen und andern Kostbarkeiten zu rechnen, belief sich der von ihm, in gemünztem Gold und Silber, hinterlassene Schatz auf mehr als eine Million Pfund Sterling *).

---

*) Schon dieser, für die damaligen Zeiten ganz ungeheuerer Schatz ist ein sprechender Beweis von Heinrichs Geize und Liebe zum Geld. Aber auch davon abgesehen, so ist schon die sächsische Chronik voll von Beweisen und Beispielen der gar nie zu befriedigenden Habsucht dieses Fürsten, und dessen unmenschlicher Härte und himmelschreienden Ungerechtigkeit, mit der er von allen Ständen und Classen seiner Unterthanen Geld zu erpressen wußte. Gleich seinem Bruder, dem Könige Wilhelm, trieb er mit Bisthümern und Abteien nur unter einer andern Form, denselben schändlichen Trafik. Zwar bestimmte er denen, die er zu Bischöfen oder Aebten ernannte, nicht vorher schon einen bestimmten Preis, den sie dafür zahlen sollten; hatten sie sich aber wirklich in den Besitz ihrer neuen Würden gesetzt, dann verlangte er von ihnen eine, mit dem Ertrag des Bisthums oder der Abtei in Verhältniß stehendes, gewöhnlich sehr großes Geschenk, und plagte und quälte sie so lange, bis sie seiner Forderung Genüge geleistet hatten, und diese war, besonders bei Abteien, bisweilen gar noch so überspannt, daß mancher Abt, wie z. B. der Abt Gerald von Tewskebury, bloß weil er das verlangte Geld durchaus nicht aufzubringen wußte, auf seine Abtei wieder verzichtete. Bisweilen ließ er auch Bisthümer mehrere Jahre unbesetzt, und bezog indessen sämmtliche Einkünfte derselben. — Der Bischof Gilbert von London stand in dem Rufe, ein sehr haushälterischer und daher wohlhabender Prälat zu seyn. Als er starb, ward all sein Hab und Gut, sein ganzes Vermögen, ohne die durch seinen Tod auf einige Zeit verwaiste Kirche, oder auch des Verstorbenen letzten Willen und hinterlassene Anverwandten im mindesten zu berücksichtigen, zum Vortheile

des Königes eingezogen; und höchst wahrscheinlich wird dieß nicht das erste, noch auch das letzte Mal gewesen seyn, daß Heinrich sich zum Universalerben verstorbener, wohlhabender Bischöfe und Prälaten einsetzte. Wie wenig Heinrich fremdes Eigenthum ehrte, und zu welchen Freveln und Gewaltthätigkeiten er sich durch seine unersättliche Geldgier hinreissen ließ, davon enthält die sächsische Chronik und Eadmars Geschichte (Hist. Nov.) eine Menge der empörendsten und zum Theile selbst schauderhaftesten Beispiele. Nur weil besonders charakterisirend, und auch der Neuheit wegen, wollen wir davon noch Folgendes hier anzeigen. — Da trotz den päpstlichen Decreten und den Verordnungen der Concilien, dennoch die Einführung des Cölibats, besonders unter der Landgeistlichkeit in England große Schwierigkeiten fand, so wendeten sich endlich die englischen Bischöfe an den König, ihn bittend, jenen päpstlichen Verordnungen, wie auch den Beschlüssen des letzten, unter der Leitung des heiligen Anselms dießfalls gehaltenen Conciliums, sein königliches Ansehen zu leihen, und sie in Vollzug zu setzen. Sehr gerne unterzog sich Heinrich diesem Auftrage, dachte aber auch sogleich darauf, denselben zu einer neuen Quelle des Gewinnes für sich zu machen. Unter dem Vorwande also, diejenigen zu bestrafen, welche sich bisher den Verordnungen der Synode von Winchester nicht gefügt hatten, legte er denselben eine sehr schwere Geldbuße auf. Da jedoch die Anzahl der Fehlerhaften nicht so groß war, als man geglaubt hatte, mithin der Betrag des dadurch gewonnenen Geldes den Erwartungen des Königes bei weitem nicht entsprach; so gab er auf der Stelle dieser seiner Verordnung eine, die gesammte Geistlichkeit von England umfassende Ausdehnung. Alle mußten jetzt zahlen, der Unschuldige wie der Schuldige; und da wirklich diese Geldbuße sehr hoch angesetzt war, daher viele von den ärmern Geistlichen das Geld nicht erschwingen konnten, so wurden diese nun von den königlichen Einnehmern ohne weiters in Gefängnisse geworfen, und darin so lange mit der größten Härte behandelt, bis endlich ihre bemittelteren Collegen oder auch andere mitleidige

Seelen für sie bezahlt hatten. Indessen würden vielleicht dennoch die englischen Geschichtschreiber solchen Gräuel ungeahndet gelassen haben, wäre nur der höhere Zweck der Kirche dadurch erreicht, oder dessen Erreichung nur einigermaßen befördert worden. Aber davon geschah jetzt gerade das Gegentheil. Die neue Geldquelle, die Heinrich sich eröffnet hatte, wollte er sobald nicht versiegen lassen. Statt jene kirchlichen Verordnungen gegen unenthaltsame Geistliche in Vollzug zu setzen, wurden diese nun sogar von ihm geschützt, sobald sie ihn dafür nur gehörig bezahlt hatten; und die Erlaubniß, eines der heiligsten und wichtigsten Gebote der Kirche zu übertreten, ward ohne Scheu und Scham für Geld verkauft. — — Es übersteigt alle Vorstellung, mit welcher schrankenlosen Willkühr, Grausamkeit und Niederträchtigkeit die von Wilhelm dem Eroberer gezeugte gottlose Despotenbrut die Kirche und das Volk in England unterdrückte, mißhandelte, gleichsam mit Füßen trat; und schwerlich wird man in den Annalen irgend einer europäischen Nation etwas Aehnliches finden.

23. Es wird an Heinrich sehr gerühmt, daß er eine strenge Verwaltung der Justiz zu einem Hauptgegenstand seiner Wachsamkeit machte, sein Reich von Räubern, Dieben und andern Verbrechern reinigte, und dadurch seinen Unterthanen eine große Wohlthat erzeigte. Allerdings verdient eine solche strenge und prompte Justizpflege gerechte Anerkennung; aber vergessen darf man dabei doch nicht, daß, da damals die Strafen für alle Arten von Verbrechen und Vergehen in Geldbußen bestanden, eine solche strenge, nachsichtslose Verwaltung der Gerechtigkeitspflege auch die königlichen Cassen nicht wenig bereicherte. — So sehr indessen König Heinrich das Gold und das Thesauriren liebte, so hatte er doch eine Phantasie, deren Befriedigung ihm sehr große Summen kostete. Er war nämlich ein beinahe leidenschaftlicher Bauliebhaber, und besonders war die zweite Hälfte seiner Regierung für Baumeister und Bauleute die Zeit

einer ungemein reichen und einträglichen Erndte. Heinrich erbaute Burgen, Schlösser, Paläste, Kirchen und Klöster, und alle Gebäude, die auf seinen Befehl und unter seiner Aufsicht sich erhoben, verriethen den Geschmack wie den Reichthum ihres Erbauers. Wenn aber auch die fünf großen Abteien, die er errichtete, nicht so wohl Erzeugnisse seiner Frömmigkeit, als vielmehr bloß seiner Baulust waren, so verdient es doch sehr gelobt zu werden, daß er, wenn auch gleich blos seiner Eitelkeit wegen, die von ihm gegründeten Klöster mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit dotirte *). — — Auch soll Heinrich ein Freund der Gelehrsamkeit, und ein Gönner aller zu seiner Zeit in England blühenden Gelehrten gewesen seyn. Man muß gestehen, daß, nachdem Lanfrank und der heilige Anselm die Liebe zu den Wissenschaften bei dem englischen Clerus wieder geweckt hatten, auch das nun einmal rege gewordene wissenschaftliche Streben während Heinrichs Regierung einen noch höhern Schwung erhielt, jedoch leider nur gar zu bald eine ganz falsche, den wahren Zweck völlig verfehlende Richtung nahm. Die damaligen englischen Gelehrten, die jedoch größtentheils Ausländer waren, hatten ungemein viel Aehnliches mit den alten griechischen Sophisten.

*) Von den Klöstern, welche Heinrich gründete, waren die Abteien von Chichester, Dunstaple und Reading bei weitem die reichsten. Aber obgleich die darin wohnenden Mönche alles, was sie nur wünschen konnten, im Ueberfluß besaßen, so muß man doch zu ihrem großen Lobe ihnen nachsagen, daß sie auch nicht ein Haarbreit von der Strenge ihrer Regel abwichen. Von ihren großen Einkünften brauchten sie nur den kleinsten Theil zu ihrem eigenen Unterhalt. Alles übrige verwendeten sie in Pflege der Armen, Dürftigen und derer, welche Gastfreiheit bei ihnen suchten, stets auf das freundlichste aufgenommen wurden, und so lange sie nur wollten, in der Abtei bleiben konnten.

Es war nicht reine Liebe zu den Wissenschaften, die sie beseelte; es war ihnen nicht darum zu thun, nützliche, den menschlichen Verstand bereichernde Kenntnisse unter der Nation zu verbreiten, sondern bloß sich selbst Ruhm, Reichthum und großes Ansehen zu verschaffen. Nur da errichteten sie Schulen, wo sie mit Zuversicht hoffen konnten, eine große Anzahl Schüler zu erhalten, und eben daher recht viel Geld zu gewinnen. Um sich auszuzeichnen und die Bewunderung aller Thoren auf sich zu ziehen, beschäftigten sie sich endlich besonders in der Naturkunde, mit Auflösung der sonderbarsten, zum Theil widersinnigsten und oft selbst lächerlichsten Fragen *); und da sie alles wissen, alles erklären und in nichts ihre Unwissenheit gestehen wollten, so grenzten ihre Erklärungen nicht selten an offenbaren, ganz handgreiflichen Aberwitz. Indessen behielt doch die speculative Philosophie und der von den Arabern verdorbene und misgestaltete Aristoteles die Oberhand. Unstreitig hatte Aristoteles Logik die Menschen zum Denken führen und ihr Urtheil

*) Z. B. Warum die Nase des Menschen gerade so gemacht ist, daß sie gegen den Mund herabhängt, und warum sie nirgends in dem menschlichen Gesicht eine zweckmäßigere Stelle haben könnte, als die, welche die schaffende Hand der Allmacht ihr gegeben hat? Ferner, warum keine Hörner die Stirne des Menschen schmücken? Ob die Sterne lebendige Wesen, Thiere wären, und in dieser Voraussetzung, ob sie Speise zu sich nähmen, und worin diese bestehen könnte? — — Und noch eine Menge anderer, ähnlicher und, wie der Leser jetzt weiß, höchst interessante Raritäten (*Adelhardi* Quaestiones naturales *perdifficiles* — — *Linguard.* T. II. p. 182.). — Es ist doch wahr, und durch die Gelehrtengeschichte der alten wie neuen Welt erwiesen, daß, wenn Gelehrte anfangen, aberwitzig zu werden, ihr Aberwitz auch gewöhnlich sich bis zum höchsten, für andere Menschen von fünf gesunden Sinnen gar nicht erreichbaren Grad von Sublimität erhebt.

immer mehr schärfen können. Aber alles Philosophiren artete bald in die Kunst aus, an den spitzfindigsten, haarspaltenden Distinktionen unerschöpflich zu seyn, und, statt der studirenden Jugend richtige Begriffe beizubringen und sie in die geistige Welt der Ideen einzuführen, nur durch einen Schwall von Worten, oft selbst unverständlich denen, die sie brauchten, die Köpfe noch mehr zu verwirren. Die Disputirkunst, die man Dialektik nannte, galt nun für die höchste Weisheit, aber, wie es sich von selbst versteht, ohne allen und selbst den mindesten Gewinn für den gesunden Menschenverstand; und eben so richtig als witzig bezeichnete daher der heilige Bernard das damalige scholastische Gelehrtensystem der Engländer dadurch, daß er es die Kunst nannte, „die Wahrheit stets zu suchen, und doch dabei sie nie zu finden." — — Da, wie es alles Ansehen hat, König Heinrichs I. von England Gelehrsamkeit sich etwas weiter als über bloßes Lesen und Schreiben erstreckte; so gaben seine Zeitgenossen, das heißt die Gelehrten, die unter seiner Regierung lebten, ihm den Beinamen *Beau-Clerc*, d. i. der H o c h g e l e h r t e; ein Beiname, der ihm auch bis auf den heutigen Tag in der Geschichte geblieben ist.

IX.

Stephan und Mathilde.

1. Bei dem Tode Wilhelms des Eroberers haben wir schon bemerkt, — und auch die Gründe davon angegeben — daß die Zwischenzeit von dem Tode eines Königes bis zur Thronbesteigung seines Nachfolgers, gewöhnlich eine Zeit der Anarchie, der Gesetzlosigkeit und beinahe völliger Auflösung aller Bande des gesellschaftlichen Zustandes war. Dieser Erscheinung begegnen wir auch jetzt wieder bei dem Tode Hein-

richs I. in England. Zwar hatte der verstorbene Monarch noch auf seinem Todbette seine Tochter Mathilde, der er ohnehin schon früher von den englischen Prälaten und Baronen hatte huldigen lassen, in Gegenwart der Grafen von Gloucester, Surrey und Leicester, mehrerer Prälaten und anderer edeln Herren, zur einzigen Erbin aller seiner Länder diesseits und jenseits des Meeres erklärt; da aber in jenen Zeiten beinahe in keinem Reiche, und am wenigsten in England, die Thronfolge durch allgemein anerkannte gesetzliche Bestimmunzen geordnet und gesichert war, so erzeugte auch Heinrichs Tod, bei der Ungewißheit seines Nachfolgers, in den Gemüthern eine Gährung, die nicht geeignet war, die bestehende Ordnung zu erhalten, sondern jeden, besonders den Mächtigern, vielmehr ermunterte, die kurze Zeit, wo die Gesetze außer Kraft wären, zur Befriedigung seiner Leidenschaften zu benutzen, überhaupt sein persönliches Interesse, ohne alle Rücksicht auf das, was er dem Staat und der bürgerlichen Ordnung schuldig sey, durch alle, und selbst die verwerflichsten Mittel zu befördern. Zum Glück nahm jedoch diesmal in England, als die Nachricht von Heinrichs Tod aus der Normandie allda ankam, die nach einem solchen Ereigniß gewöhnlich entstehende Volksbewegung eine ganz eigene, unerwartete Richtung; sie erhob sich überall blos gegen die, von dem verstorbenen Könige hinterlassenen Denkmäler seiner Tyrannei, nämlich gegen die königlichen Waldungen, Forsten, Jagdreviere, Jagdgesetze und Verordnungen *). Im übrigen blieb alles ruhig. Die

*) Heinrich war ein noch weit leidenschaftlicherer Jagdliebhaber, als selbst sein Vater, der Eroberer. Mit den zahllosen königlichen Forsten und Parken noch nicht zufrieden, verbot er den Baronen und Grundeigenthümern, selbst auf ihrem Boden nicht ohne specielle Erlaubniß des Königes zu jagen: eine Erlaubniß,

Bischöfe und mit ihnen die ganze Nation erinnerten sich des, Heinrichs Tochter geleisteten Eides der Treue, und wäre Mathilde gleich nach dem Ableben Heinrichs nach England geeilt, so würde wahrscheinlich die Königskrone von dem Haupte des Vaters auf das seiner Tochter ohne alle innere Bewegung in dem Reiche übergegangen seyn. Aber, wie es scheint, wußten Mathilde und ihr junger Gemahl, Graf Gottfried von

---

die jeder, der sie zu erhalten wünschte, sehr theuer erkaufen mußte. Große Landstrecken ließ er durch seine Beamten für Kroneigenthum erklären, auf welchem natürlicher Weise das Jagdrecht nur dem Könige ausschließlich zustünde. Wurden auch bisweilen die Klagen der dadurch in ihrem Eigenthum verletzten Einwohner gehört, so waren sie doch immer gezwungen, sehr schwere Geldopfer dafür zu bringen. Ungleich besser, als für den armen Landmann, ward für den Unterhalt und die Pflege des Wildes gesorgt; daher es sich so außerordentlich vermehrte, daß es etwas ganz Gewöhnliches war, überall ganzen, oft mehr als aus tausend Stück bestehenden Heerden von Hirschen und anderem Wild zu begegnen. Der Bauer war nicht mehr im Stande, seine Aecker dagegen zu schützen; denn tödtete er ein Stück Wild, so ward er grausam verstümmelt; so wie überhaupt alle Strafen auf sogenannte Jagd- und Waldfrevel, was doch oft blos abgedrungene Nothwehr war, noch um Vieles geschärft wurden. Der Druck war um so unerträglicher, da auch zugleich ein, jedes Menschengefühl empörender Hohn damit verbunden war. Aber eben daher brach auch in ganz England, sobald Heinrichs Tod war ruchbar worden, die Wuth des Volkes unaufhaltsam los, und wie durch ein Wunder war nun schon nach wenigen Tagen das zahllose Wild, welches alle Wälder, Thäler und Ebenen bedeckte, so völlig verschwunden, daß man, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber berichtet, das ganze Reich beinahe von einem Ende bis zum andern hätte durchwandern können, ohne mehr als höchstens nur hie und da noch einen Hirsch oder Hasen zu erblicken.

Anjou nicht, welche Eile vonnöthen ist, wenn es darauf ankommt, einen Thron zu besteigen, zu dem man nur einen halben Beruf hat. Unverzeihlicher Weise verloren sie durch unnütze Zögerung eine kostbare Zeit; und so ward nun Alles, was der verstorbene König gethan, um seiner Tochter die Thronfolge zu sichern, von Seite eines Prinzen vereitelt, von dem Heinrich, so lange er lebte, es durchaus nicht würde erwartet haben.

2. Heinrichs Schwester Adele hatte ihrem Gemahl, dem Grafen von Blois, vier Söhne geboren: Wilhelm, Theobald, Stephan und Heinrich. Der älteste, Wilhelm, hatte sich frühzeitig mit der reichen Erbin von Solieu vermählt, und sich begnügend mit den sehr ansehnlichen Besitzungen seiner Gemahlin, überließ er nach des Vaters Tod die ganze väterliche Erbschaft seinem zweiten Bruder, dem unsern Lesern schon bekannten Grafen Theobald von Champagne und Blois. Da die beiden jüngsten Söhne, Stephan und Heinrich, von der Welt nichts zu erwarten hatten, so trat der Letztere in den geistlichen Stand; Stephan aber warf sich ganz in die Arme seines Oheims, des Königes Heinrich, aus dessen Händen er sein ganzes künftiges zeitliches Glück erwartete. Stephan hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Der König sorgte für ihn mit wahrer väterlicher Zärtlichkeit, die zum Theile sich sogar auch auf Stephans jüngsten Bruder Heinrich erstreckte. Diesen ließ er ebenfalls nach England kommen, gab ihm anfänglich die reiche Abtei von Glastonbury, und ernannte ihn bald darauf zum Bischofe von Winchester. Den Stephan überhäufte er mit Gunstbezeugungen. Er selbst schlug ihn zum Ritter, gab ihm mehrere sehr bedeutende Lehen in England, und als Stephan in der berühmten Schlacht von Tinchbray durch seine Tapferkeit sich auszeichnete, fügte Heinrich

zu den Besitzungen desselben in England auch noch die in der Normandie gelegene Grafschaft Moretoil hinzu. Einige Zeit darauf vermählte er ihn mit der Tochter des Grafen von Boulogne, und da dieser, ohne männliche Erben zu hinterlassen, bald darauf starb, so folgte Stephan seinem Schwiegervater in dessen sämmtlichen an der Seeküste gelegenen Besitzungen. Aber mit jedem Schritte, den Stephan auf seiner, immer glänzender werdenden Laufbahn vorwärts machte, ward auch sein Ehrgeiz stets noch reger; und bald erhoben sich seine Wünsche sogar bis zum Throne von England. Gegen seinen Oheim bewies er zwar bei allen Gelegenheiten die größte Treue und Anhänglichkeit, und da er, wegen der von dem Könige erhaltenen Lehen in England zu den ersten englischen Baronen gehörte, so hatte er ebenfalls Heinrichs Tochter schon zweimal den Huldigungseid geleistet; das erstemal war sogar zwischen ihm und dem Grafen von Gloucester, Heinrichs natürlichem Sohne, ein von dem Eifer, sich dem Könige wohlgefällig zu machen, erzeugter Streit entstanden, welchem nämlich von Beiden die Ehre gebühre, Englands künftiger Thronerbin zuerst zu huldigen *). Aber bei allem dem suchte er doch auch auf alle Weise die Liebe und Gunst der

*) Dieser, dem alten Könige natürlicher Weise sehr wohlgefällige Wetteifer war indessen bloße Maske. Beide, der Graf von Glocester und Stephan von Boulogne hatten damals, wie es sich in der Folge zeigte, schon geheime Absichten, auf den englischen Thron. Für beide war es also auch von hohem Interesse, zu wissen, wer von ihnen in den Augen der Nation dem Throne näher als der andere stünde; und diese Frage ward nun durch die Entscheidung, welcher von Beiden bei dem feierlichen Huldigungsakt den Rang vor dem Andern haben sollte, hinreichend beantwortet. — Die englischen Barone, die diesen edeln Wettstreit zu entscheiden hatten, entschieden ihn zum Vortheil des Grafen Stephan von Blois.

Nation, der Hohen wie der Niedern, zu gewinnen; und seine Jugend und edle Gestalt in Verbindung mit seinen lieblichen Manieren, seinem ungemein einnehmenden, alle Herzen gewinnenden Benehmen, und der ihm eigenen Kunst, die Vorzüge und Verdienste eines Jeden recht geltend zu machen, verschafften ihm in ganz England eine Popularität, deren keiner, weder von Heinrichs natürlichen Söhnen, noch übrigen Baronen sich rühmen konnte *).

3. Wenn eine nahe Aussicht auf einen mächtigen Thron sich öffnet, und eine Königskrone der Preis und der Lohn eines Verbrechens wird, dann lassen oft selbst die edelsten Naturen sich zu jeder Art des Frevels hinreissen. Sobald also König Heinrich todt war, verschwand auch bei Stephan das Andenken an alle von dem verstorbenen Monarchen erhaltene Wohlthaten; es verschwand sogar jede Erinnerung an den, der Tochter seines königlichen Wohlthäters schon zweimal geleisteten feierlichen Huldigungseid. — Wegen seiner an der Meeresküste gelegenen Besitzungen, England weit

*) Als König Heinrich starb, stand Stephan in dem einunddreißigsten Jahre seines Alters. Seine Freunde wie Feinde geben ihm gleich ehrenvolles Zeugniß, und wenn die Erstern Stephans ungemeine Gefälligkeit und Nachgiebigkeit im Umgange rühmen, so bewundern auch die Letztern nicht minder die zarte Schonung, mit der Stephan seine Gegner behandelte, so wie dessen Bereitwilligkeit seinen Feinden zu verzeihen. Uebrigens war er, nach dem Geständniß beider Theile, eben so rasch in seinem Entschluß, als kühn und thätig in der Ausführung, unerschrocken vor dem Feinde, und in der Schlacht von mehr als gewöhnlicher Tapferkeit. — Nur Schade, daß dieser edle, liebenswürdige Fürst, weil geblendet von dem trügerischen Schimmer einer Krone, nicht nur sich selbst sein eigenes Leben verbitterte, sondern auch ganz England sechzehn Jahre lang in das größte Elend stürzte.

näher, als Mathilde und ihr Gemahl, Gottfried von Anjou, segelte Stephan unverzüglich und nur mit einem ganz kleinen Gefolge, aus dem Hafen von Witsan nach England, und landete auf der Küste von Kent. Aber die Einwohner von Dover und Canterbury, denen seine so schnelle und unerwartete Ankunft verdächtig schien, und die den wahren Zweck derselben erriethen, schloßen ihm ihre Thore. Desto freundlicher und zuvorkommender ward er aber in London empfangen, und da die Einwohner ihn längst schon mit großer Liebe verehrten, so zweifelten sie auch jetzt keinen Augenblick an der Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche, und riefen ihn ohne weiteres, wenigstens einstweilen innerhalb der Mauern ihrer Stadt zum Könige aus. Von London eilte Stephan nach Winchester, deren Einwohner sein Bruder, der Bischof Heinrich schon völlig für ihn gewonnen hatte. Auf die erste Nachricht von Stephans Ankunft in England und von dem, was in London vorgefallen war, kamen nun sogleich auch der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von Salisbury nach Winchester. Diese suchte jetzt der Bischof Heinrich ebenfalls in das Interesse seines Bruders zu ziehen. Beide waren demselben auch nichts weniger als abgeneigt, besonders als Heinrich sie versicherte, sein Bruder würde die Kirche bei allen ihren Rechten und Freiheiten erhalten. Was ihnen jedoch noch im Wege stand, war ihr, der Kaiserin Mathilde, als zukünftigen Beherrscherin Englands, geleisteter Eid der Treue *). Aber für Bischöfe, die sich blos darauf beschränken, die Gebote und Vorschriften der Religion den Völkern zu lehren, und diese zu Beobachtung derselben anzuhalten, sich selbst aber, wenn es ihre Con-

*) Auch nach dem Tode ihres Gemahls, Heinrichs V., behielt Mathilde ihr ganzes Leben hindurch den Titel einer Kaiserin bei, und erscheint unter diesem Titel auch in den Berichten sämmtlicher damals lebender englischer Geschichtschreiber.

venienz so erfordert, davon zu dispensiren wissen, konnte es nicht sehr schwer seyn, auch jetzt Gründe aufzufinden, sich eines, wenn auch noch so feierlich geschwornen Eides wieder zu entbinden. Zuerst ward also vorgebracht, daß ein gezwungener Eid keine bindende Kraft habe. Ferner, daß ein weibliches Regiment gegen die Verfassung Englands sey *), auch der verstorbene König, bevor man seiner Tochter gehuldiget, feierlich versprochen, es gleichsam zu einer Bedingung der Huldigung gemacht habe, die Kaiserin, ohne Einwilligung der Barone, mit keinem auswärtigen Fürsten zu vermählen. Da jedoch

*) Zwar hatte bis dahin noch keine Frau über England geherrscht. Aber daraus folgte noch nicht, daß ein weibliches Regiment gegen die Verfassung des Königreiches sey; dieses hätte nur dann behauptet werden können, wenn in England ein, die weibliche Linie von der Thronfolge ausschließendes Fundamentalgesetz existirt hätte; welches jedoch nicht der Fall war. Zudem finden wir, daß schon in dem eilften Jahrhundert sehr oft, und sogar in Staaten, welche sehr bedeutende Kronlehen waren, dennoch die Töchter ihren Vätern, wenn diese keine männlichen Erben hatten, in der Regierung folgten. Ein merkwürdiges Beispiel davon haben wir ja schon an der Markgräfin Mathilde von Toscana gesehen, welche nicht nur die Länder, welche allodial waren, sondern selbst bedeutende Reichslehen, eigenmächtig beherrschte, und, obgleich zweimal vermählt, dennoch keinem Gemahl je den geringsten Antheil an der Regierung gestattete. Endlich hatte gerade zu Zeiten Heinrichs die Prinzessin Urraca, Tochter Alphons VI., den Thron von Leon und Castilien bestiegen, obgleich vorher noch keine Frau in Spanien geherrscht hatte; so wie wir auch in den nordischen Reichen ebenfalls bald weiblichen Regenten begegnen werden. Das Recht der Töchter auf die Succession ihrer Väter war demnach faktisch in allen europäischen Reichen anerkannt, und der hier oben von den Bischöfen angeführte Grund hatte demnach nicht die mindeste Haltung, konnte also die früher geschwornen Eide keineswegs entkräften.

durch alles dieß das, wie es scheint, etwas zartere Gewissen des Erzbischofes von Canterbury sich nicht völlig beruhigt fühlte, so ließ man auch noch einen der ersten Hausbeamten des verstorbenen Königes herbeikommen. Derselbe hieß Hugo Bigod, und trieb nun seine Gefälligkeit so weit, daß er sich sogar zu einem falschen Eidschwur herabließ, und eidlich erklärte: König Heinrich habe auf seinem Sterbebette, in Gegenwart mehrerer Personen, seine Tochter enterbt, die Großen von dem ihnen abgedrungenen Eide entbunden, und seinem Neffen, den Grafen Stephan von Boulogne, zu seinen Nachfolger ernannt *). Das Gewissen des Erzbischofes von Canterbury war nun vollkommen beschwichtiget, und da jetzt Stephan auch noch eidlich versprach, die Kirche bei allen ihren Freiheiten und Rechten zu schützen, die Güter und Einkünfte der erledigten Bisthümer nicht an sich zu ziehen, bis zur Besetzung der erledigten bischöflichen Kirchen sie der Geistlichkeit derselben zu überlassen, die canonisch erwählten Bischöfe unverzüglich damit zu belehnen, keinen Forst eines geistlichen oder weltlichen Großen an sich zu reißen, die königlichen Forsten in ihre alten Grenzen wieder einzuschränken, den damit getriebenen Unfug nicht länger mehr zu dulden, auch das jährliche Danengeld, diese gehäßigste aller Steuern, nicht mehr erheben zu lassen, und endlich des guten König Eduards gerechte Gesetze nebst allen alten Gewohnheiten wieder herzustellen und handzuhaben; so ward ihm nun ohne fernere Zögerung von den anwesenden Bischöfen gehuldiget, jedoch ihm Treue nur unter dem Vorbehalt gelobt, in so lange er die Kirche

*) Dieß war eine handgreifliche Unwahrheit. Heinrich that, wie wir wissen, auf seinem Sterbelager gerade das Gegentheil, und Zeuge davon waren nicht bloß die schon erwähnten weltlichen Herren, sondern auch der Erzbischof von Rouen und der Bischof von Evreux.

bei allen ihren Rechten und Freiheiten erhalten würde. Durch den, im ganzen Reiche in grossem Ansehen stehenden Bischof von Salisbury, dem Heinrich, vor seiner letzten Reise nach der Normandie, während seiner Abwesenheit die Regentschaft übertragen hatte, ließ nun auch Wilhelm de Pont, Commandant des festen Schlosses von Winchester, sich bewegen, dem Grafen die Schlüssel zu der Citadelle, wie zu dem darin aufbewahrten königlichen Schatze zu überreichen. Beschlossen ward hierauf, ohne Zeitverlust zu der Krönung zu schreiten, die nun auch wirklich am zwei und zwanzigsten Dezember desselben Jahres (1135) — mithin kaum einen Monat nach Heinrichs Tod — in Westminster mit den gewöhnlichen dabei üblichen Feierlichkeiten, und unter dem lauten Jubel der ganzen Bevölkerung Londons, von dem Erzbischof von Canterbury, als Primats von England, vollzogen ward.

4. Auf die, Stephans Krönungsfeier begleitenden öffentlichen Festen und Freudensbezeugungen folgten jedoch gleich darauf wieder Tage einer allgemeinen, wenigstens vom äußern Anstande gebotenen Trauer. In den ersten Tagen des Januars kam nämlich Heinrichs entseelter Körper in England an. Stephan ergriff diese Gelegenheit, seine Liebe und Ehrfurcht gegen den Verstorbenen, dessen Tochter er jedoch so eben, mit Verletzung seines zweimal geschwornen Eides, vom Throne gestürzt hatte, öffentlich zu beurkunden. Mit einem zahlreichen Gefolge, in tiefe Trauer gehüllt, ging er dem Leichenzuge entgegen, und trug sogar die Bahr auf dem Wege nach der Grabesstätte mehrere hundert Schritte auf den Schultern *). — Bis jetzt war Stephan, wie

*) Heinrich hatte kurz vor seinem Tode verordnet, daß sein Körper in der Kirche des von ihm gegründeten Klosters von Reading, seine Eingeweide aber nach

wir wissen, nur von drei Bischöfen und einigen in London anwesenden weltlichen Großen gehuldigt worden, auch hatte an seiner Wahl nichts weniger als die ganze Nation, sondern nur eine ganz kleine Zahl einiger wenigen, aber im hohen Ansehen stehenden Prälaten Antheil gehabt. Aber der an ihm vollzogene feierliche Krönungsakt gab in den Augen der Nation jetzt Stephans Erhebung auf den Thron, wie seinen Ansprüchen auf denselben eine Sanction, vor welcher alles dabei vorgefallene Unregelmäßige tief in den Hintergrund trat; und da nun auch Stephan, im Besitze des ungeheuern königlichen Schatzes, es an reichen Geschenken und viel verheißenden Versprechungen nicht fehlen ließ, so strömten bald aus allen Gegenden Englands geistliche und weltliche Großen herbei und begrüßten Stephan als ihren König und Herrn. Selbst der Graf von Gloucester, Mathildens Bruder, blieb nicht aus, erkühnte sich aber, weil der Augenblick ihm günstig dazu schien, seinem Huldigungseide die Clausel beizufügen: „in so lange, als auch König Stephan die ihm, dem Grafen, schuldige Treue nicht verletzen würde*); und da Jene, welche entweder wegen allzugroßer Entfernung, oder weil durch Krankheit oder andere wohlgegründete Ursachen zurückgehalten, nicht alsogleich selbst kommen konnten, Abgeordnete sandten, und durch diese dem neuen Monarchen Unterwerfung und

Rouen gebracht und in der Klosterkirche von St. Marie, was eine Stiftung seiner längst verstorbenen Mutter, der Königin Mathilde war, sollten beigesetzt werden.

*) Jeder, der ohne gegründetes Recht auf einen Thron, sich demselben bloß auf krummen Wegen genähert, und durch eben so wenig rechtliche Mittel ihn endlich auch bestiegen hat, war und wird stets in der, wahres Ehrgefühl gewiß nicht wenig verletzenden Lage seyn, die Zugeständnisse seiner Reichsstände theils zu erkaufen, theils auch zu erschleichen oder zu erbetteln.

Treupflicht geloben ließen, so war jetzt, wenige Monate nach Heinrichs Tode, schon dessen Tochter Mathilde vergessen, und Stephan allgemein von der ganzen Nation als König anerkannt. Stephan begab sich hierauf nach Oxfort, wo er in einer ungemein zahlreichen Versammlung geistlicher und weltlicher Herren alle zu Winchester gemachten Versprechungen und Zusagen wiederholte, sie eidlich bekräftigte, und eine, mit dem Reichssiegel versehene Urkunde darüber ausfertigen ließ*). Aber einen ganz unverzeihlichen, weder den Charakter der Zeit noch der Nation berücksichtigenden Mißgriff ließ Stephan sich bei dieser Gelegenheit zu Schulden kommen. Um den Adel noch mehr für sich zu gewinnen und ihn in treuer Anhänglichkeit zu erhalten, erlaubte er den Baronen, nicht nur die Burgen, die sie bewohnten, zu befestigen, sondern auch auf ihrem Grund und Boden so viele neue feste Schlösser und Kastelle, als sie nur immer wollten, zu errichten. Durch diese unselige, heillose Concession schlug Stephan dem Reiche eine, viele Jahre blutende, und auch nachher noch lange Zeit nicht gänzlich vernarbende Wunde. Unter Wilhelm dem Eroberer, wie auch unter dessen Söhnen, Wilhelm II. und Heinrich I., war die Erlaubniß, auch nur eine einzige Burg zu befestigen, äußerst selten und bloß wenigen

*) Von allen diesen Versprechungen und Zusagen hielt jedoch auch Stephan, wie wir in der Folge sehen werden, wenig oder nichts. Hatte ja schon sein Oheim Heinrich bei seiner Thronbesteigung der Nation einen Freiheitsbrief gegeben, und eine Menge Abschriften davon verfertigen lassen, und dennoch, trotz der goldenen Berge, die er ihr darin versprach, eben so despotisch, willkührlich und gesetzlos, wie sein Vater, der Eroberer, geherrscht. Solche schöne, bei einem Regierungsantritt gemachten Verheissungen sind gewöhnlich nichts als leere Complimente, womit man auf einige Augenblicke eine Nation einzuschläfern und deren natürliche Gutmüthigkeit zu täuschen sucht.

von den vorzüglichsten Günstlingen dieser Könige ertheilt, aber eben dadurch auch dem aristokratischen Fehdegeiste alle Kraft benommen, und Ruhe, Sicherheit und Achtung vor dem Gesetze in dem Reiche erhalten worden. Der, wenigstens in dieser Hinsicht, weit bessern Zeit folgte nun bald die wildeste Anarchie. Von der ihnen ertheilten Erlaubniß machten die Barone sogleich einen furchtbaren Mißbrauch. Ueberall und in allen Gegenden Englands wurden jetzt die Burgen befestiget, zu dem Befestigten noch stärkere Festungswerke hinzugefügt, eine Menge neuer Kastelle erbaut, und ihre Verbindung durch dazwischen liegende feste Thürme und kleinere befestigte Plätze vermittelt. In wenigen Jahren bedeckten, nach dem Zeugnisse eines englischen Geschichtschreibers, mehr als hundert und zwanzig, bloß dem Adel gehörige Festungen das Königreich. Wirklich erreichte auch jetzt in England die Befestigungskunst ihren höchsten Grad. Man erbaute Burgen, die, da man die Anwendung des Schießpulvers im Kriege damals noch nicht kannte, offenbar völlig unbezwingbar waren *). — Stephan selbst mußte zuerst die, für ihn und sein königliches Ansehen höchst nachtheiligen Folgen seines, in unbegreiflicher Unbesonnenheit begangenen Mißgriffes fühlen. Als nämlich Mathilde endlich in England ankam, und

*) Von einer solchen, in jenen Zeiten in England erbauten Burg findet man bei *Du Cange* eine vollständige, sehr umständliche Beschreibung. Dieser zu Folge beruhte die Befestigung auf ganz richtig gedachten Regeln, bestand aus mehreren Vor- und Nebenwerken, die so zweckmäßig geordnet waren, daß sie sich gegenseitig schützten und vertheidigten, und endlich waren Mauern und Wälle von einer ganz ungemeinen Dichte und Festigkeit. Offenbar würde damals die Eroberung einer solchen Burg, wenn anders darin für die nöthigen Vorräthe an Lebensmitteln gesorgt war, eine lange, und doch von keiner sichern Hoffnung eines glücklichen Erfolges begleitete Belagerung von mehreren Jahren erfodert haben.

zwischen ihr und ihrem Kronräuber jener, viele Jahre dauernder, oft von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführter Krieg ausbrach, zogen sich nicht selten viele Barone, unter dem Vorwande einer, von ihnen nothwendig zu beobachtenden Neutralität, in ihre Burgen und feste Schlösser zurück, gehorchten keinem königlichen Aufgebote mehr, und betrugen sich gleich völlig unabhängigen Herren. Noch ärger machten es wieder Andere, die ihre Burgen und Schlösser in wahre Raubnester verwandelten, die ganze Gegend weit umher plünderten und ausraubten, und mit höllischem Erfindungsgeiste neue Martern ausdachten, durch die sie von ihren Gefangenen ganz unerschwingliche, die Unglücklichen stets völlig verarmende Lösegelder zu erpressen suchten*). Endlich ward, mit Umgehung selbst der höchsten königlichen Gerichte, bei jeder entstandener Streitigkeit sogleich zu den Waffen gegriffen; überall galt man wieder kein anderes Recht, als bloß jenes des Stärkern; und wenn jetzt ganz England ohnehin schon der weite und traurige Schauplatz eines, wegen bestrittener Thronfolge, mit zahlreichen Heeren geführten,

*) An teuflischer Erfindungskraft übertraf damals ein gewisser Philipp Grai, naher Verwandter des Grafen von Gloucester, alle Uebrigen seines Gleichen. Er erfand eine eiserne Maschine mit vielen spitzigen Nägeln versehen, einem Halfter nicht unähnlich, den man dem Unglücklichen um den Nacken befestigte, und der durch die Schwere seines Gewichtes einen ganz unerträglich peinlichen Druck auf die Schultern und die Brust des Menschen bewirkte, so daß derselbe sich nicht die mindeste Bewegung erlauben, und ohne die größten Schmerzen weder stehen, sitzen noch liegen konnte. — Was dem Charakter der damaligen englischen Barone wenig Ehre, jedoch desto größere Schande macht, ist, daß sie alle über diese herrliche Erfindung frohlockten, und sie in ihren Burgen bei ihren unglücklichen Gefangenen in Anwendung brachten. (*Linguard.* p. 22.)

und daher nur desto verheerendern, bürgerlichen Krieges war, so wütheten nebenbei noch in allen Provinzen eben so viele kleine Kriege und Fehden, als es jetzt wieder kleine Tyrannen in England gab, und überfüllten das Land mit Mord, Raub, Brand und allem damit verbundenen, gränzenlosen Elend.

5. Indessen sah Stephan wohl ein, daß der von den englischen Baronen ihm geleistete Huldigungseid noch lange nicht hinreichend sey, seinen usurpirten Thron gegen die, selbst schon in der Nähe ihm drohenden Gefahren zu schützen. Er wußte, daß Mathilde noch sehr viele geheime Freunde und Anhänger in England habe, auch zu seiner Zeit von auswärtigen Mächten kräftig unterstützt werden würde, und es daher, um die Krone auf seinem Haupte zu befestigen, noch ganz anderer Vorkehrungen und vorzüglich eines zahlreichen stehenden, ihm völlig ergebenen Heeres bedürfte. Die Mittel dazu fand er abermals in dem ungeheuern Nachlaß seines Vorfahrers, wodurch er in den Stand gesetzt ward, zahlreiche Schaaren fremder Söldner, vorzüglich niederländische Miethtruppen in seine Dienste zu nehmen. Man nannte diese Letztern gewöhnlich Brabanzone, weil sie größtentheils aus Brabant und den daran gränzenden Ländern herkamen. Da sie außer den damals im Kriege üblichen Waffen auch noch sehr große und breite Messer bei sich führten, so wurden sie auch Coterelli genannt, ein Beiname, den sie wahrscheinlich von den Franzosen erhielten. Von der gewöhnlichen Miliz unterschieden sie sich hauptsächlich dadurch, daß sie in sehr zahlreichen Haufen unter eigenen Anführern einherzogen, und ihre Dienste jeder kriegführenden Macht anboten, sobald dieselbe ihnen nur reichen Sold und, was für sie einen noch höhern Werth hatte, auch wenigstens stillschweigend die Erlaubniß geben wollte, ungestört in Freundes

wie Feindeslande zu plündern und zu rauben. Da sie aber durch ungemeine Kühnheit und Tapferkeit sich auszeichneten, so gab es nicht leicht einen Krieg, besonders in Frankreich und England, in welchem nicht auf beiden Seiten Brabanzone fochten. Aber auch ganz unerhört waren die Verwüstungen, die diese wilden, unbändigen, zu jedem Frevel geneigten Schaaren in allen Ländern anrichteten; und da durch die reiche Beute, die sie gewannen, auch überall eine Menge herrenloses, eben so freches Gesindel herbeigelockt ward, wodurch sie sich stets noch mehr verstärkten, so wurden sie endlich durch ihre, immer mehr zunehmende Ausgelassenheit so unerträglich, jedoch dabei auch so furchtbar, daß man, um sie völlig auszurotten, einen förmlichen Kreuzzug gegen sie mußte predigen lassen. — Der Haufe Brabanzone, den jetzt Stephan in Sold nahm, hatte zu seinem Anführer einen gewissen Wilhelm von Ypern, einen Mann, eben so entschlossen und tapfer, als des Krieges kundig, dabei noch von vielem Verstande, und der nun nicht bloß mit seinem Degen, sondern auch durch seinen, oft sehr schlauen Rath dem Könige Stephan sehr wesentliche Dienste leistete. Die vorzüglichsten Stützen seines, obgleich auf Meineid und Ungerechtigkeit gegründeten Thrones waren demnach jetzt, erstens seine enge Verbindung mit dem englischen hohen und einflußreichen Clerus; zweitens ein päpstliches Schreiben, in welchem Innocenz II. theils auf die Fürbitte und Empfehlung des französischen Königes, theils auch weil die englischen Bischöfe dem heiligen Vater die Sache unter ganz andern, als der Wahrheit vollkommen entsprechenden Farben vorgestellt hatten, Stephans Thronbesteigung die päpstliche Bestätigung ertheilte, und endlich ein schlagfertiges, aus geübten und versuchten Truppen bestehendes Heer.

6. Von Seiten der Kaiserin Mathilde war es unstreitig ein großer Fehler, daß sie nicht gleich nach dem Tode ihres Vaters mit ihrem Gemahl, dem Grafen Gottfried von Anjou, nach England eilte. Einige Wochen später erlaubten unvorhergesehene Ereignisse ihnen nicht mehr, den Continent zu verlassen. Durch geheime Künste der Politik nämlich, die freilich wahrhaft große Seelen verschmähet haben würden, war es dem Stephan gelungen, den Grafen in dessen eigenen Staaten festzuhalten. Durch englisches Geld gewonnen, empörten sich gegen Gottfried verschiedene seiner Vasallen. Diese glaubte er also zuerst und vor allem wieder zum Gehorsam bringen zu müssen. Aber dazu brauchte er mehrere Monate, und während er jetzt hie und da, oft nach langer Belagerung, eine Burg oder ein Schloß irgend eines aufrührischen Barons eroberte, gewann Stephan Zeit, seine Herrschaft in England immer noch mehr zu befestigen *). Aber demungeachtet blieb dennoch Mathilde jetzt nicht völlig hülfslos. Unaufgefordert warf sich nämlich der tapfere König David von Schottland zum Vertheidiger des Thronrechts der Tochter seiner Schwester auf, fiel dem-

*) Von den, gegen den Grafen von Anjou sich jetzt empörenden Baronen war Robert von Sableuil, sowohl seiner großen Besitzungen, als auch seiner persönlichen Kühnheit und Tapferkeit wegen, der gefährlichste. Demungeachtet ward er von dem Grafen von Anjou bezwungen und gedemüthiget. Gottfrieds neunmonatlicher Kampf mit seinen Baronen und besonders dem Robert wird von seinem unbekannten Biographen (Historia Gaufredi Ducis) sehr umständlich erzählt. Nur Schade, daß die Erzählung nicht selten alle Farben eines Romans trägt. Sind aber dennoch die Berichte des Erzählers in Wahrheit gegründet, so muß der junge Gottfried Plantagent, Graf von Anjou die Blume der gesammten Ritterschaft seines Jahrhunderts gewesen seyn.

nach im folgenden Jahre in England ein, eroberte Carlisle, Neucastle nebst mehrern andern Städten, zwang den Adel in Northumbrien, seiner Nichte, der Kaiserin Mathilde zu huldigen, und bedrohte schon die feste und bedeutende Stadt Durham, den Schlüssel zu dem Herzen Englands, als endlich Stephan mit seinem Heere herbeieilte. An numerischer Stärke waren beide Heere einander gleich, daher auch eine entscheidende Schlacht für beide Theile gleich bedenklich, und da Stephan dem schottischen Könige sehr vortheilhafte Friedensvorschläge machen ließ, so kam nun auch unverzüglich ein, dem kurzen Kriege schon wieder ein Ende machender Friedensvertrag zu Stande. David behielt die Stadt Carlisle, ohne dafür dem Könige von England zu huldigen; gab aber alle übrigen eroberten Städte wieder zurück. Prinz Heinrich, Königs David ältester Sohn, erhielt die Grafschaft Huntingdon, und leistete diesfalls dem Stephan den gewöhnlichen Huldigungseid, wogegen Letzterer versprach, die Grafschaft Northumbrien keinem andern zu verleihen, bevor nicht des Prinzen Ansprüche darauf wären gehörig geprüft, und für gültig oder ungegründet erklärt worden*). Durch diesen Vertrag war Stephan nun auch von dem Könige von Schottland und dessen Thronfolger als rechtmäßiger König von England anerkannt.

7. Zwei Jahre hatte jetzt England weder von äußern noch innern Feinden Etwas zu befürchten. Indessen hatte aber auch Gottfried von Anjou nach neun-

*) Heinrichs Ansprüche auf die Grafschaft Northumbrien gründeten sich auf die Vermählung seines Vaters, des Königes David, mit Mathilde, Tochter des unter Wilhelm dem Eroberer enthaupteten Grafen Waltheof von Northumbrien.

monatlichem Kampfe den Aufstand seiner Barone wieder gedämpft, und stand nun im Begriffe nach der Normandie aufzubrechen. Seine Gemahlin Mathilde sandte er voran. Argenton, Domfront und noch einige andere Städte und Schlösser öffneten der Kaiserin willig ihre Thore. Bald darauf, gegen Ende Septembers, ging auch Gottfried über die Sarth, und rückte in das Herzogthum ein. Sein Heer war ungemein zahlreich; denn mehrere französische Herren, und unter diesen auch der mächtige Herzog Wilhelm von Aquitanien waren mit ihren Scharen zu ihm gestoßen. Stephan hatte bisher sich noch nicht mit der Normandie beschäftigen können, war noch nie dahin gekommen, hatte demnach auch nicht die mindesten Vorkehrungen zur Vertheidigung des Landes getroffen. Den Normännern mißfiel zwar ebenfalls ein weibliches Regiment; aber sie verkannten doch nicht Mathildens gegründete Rechte auf das Land, erinnerten sich auch des, derselben zu Lebzeiten Heinrichs schon geleisteten Eides der Treue. Die ruhige Besitznahme des Herzogthums von Seite Gottfrieds unterlag also nicht den mindesten Schwierigkeiten. Von keiner Seite war Widerstand zu befürchten, nirgends bemerkte man feindliche Bewegungen. Aber durch unbegreiflichen Unverstand und seinen wilden Ungestümm schuf sich nun Gottfried selbst eine wahrhaft ganz zahllose Menge von Feinden. Statt in dem Lande, das er als das väterliche Erbe seiner Gemahlin hätte betrachten müssen, ruhig vorzurücken, durch Patente rechtmäßiger Besitznahme sämmtliche Barone, unter dem Versprechen, sie bei ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten, zur Huldigungsleistung zu sich zu berufen, und überhaupt durch Milde, Schonung und gutes Betragen die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen, behandelte er diese als seine ärgsten Feinde, begann daher sogleich alles mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Schlösser und

Dörfer, Kirchen und Klöster wurden niedergebrannt, und von seinen Truppen, besonders den fremden, die gräßlichsten Ausschweifungen begangen. Aber Wuth und Verzweiflung bemächtigten sich jetzt auch der ganzen Bevölkerung des Landes. Selbst die Bauern und Leibeigenen, Männer, Greise und Jünglinge, und auch die wilden Waldbewohner der Normandie griffen zu den Waffen. Alle Städte, Burgen und Schlösser schlossen dem grausamen Feinde ihre Thore, und von allen Seiten von unzählbaren feindlichen Haufen umringt, die ihm jede Zufuhr von Lebensmitteln abschnitten, besaß Gottfried bald von dem ganzen Herzogthume nur noch das Terrain, auf welchem er mit seinem Heere stand. Einige Tage darauf ward er gar noch in einem Gefechte bedeutend verwundet, mußte sich nach Angers zurückbringen lassen, und war nun gezwungen, mit seinem ganzen Heere die Normandie nach einem kurzen Aufenthalte von nur vier bis fünf Wochen wieder völlig zu räumen. — Wegen Gottfrieds eben so grausamen und unnatürlichen, als auch völkerrechtswidrigen Betragens, im höchsten Grade und auch mit dem größten Recht gegen ihn erbittert, wollten die normännischen Barone nun auch von Mathilde nichts mehr hören; beschlossen daher, den Grafen Theobald von Blois, Stephans ältern Bruder, zu sich einzuladen und ihm das Herzogthum zu übergeben. Ohne Zeitverlust würden sie von diesem Entschluß auch zur That übergegangen seyn, wären nicht zum Glücke gerade jetzt Stephans Abgeordneten in der Normandie angekommen, und hätten ihnen andere Gesinnungen beigebracht. Sie stellten ihnen vor, wie nachtheilig es für sie und ihre nachgebornen Söhne seyn würde, wenn beide Länder, von einander völlig getrennt, nicht mehr wie bis jetzt unter einem und demselben Scepter vereint blieben. Auch versprachen sie, daß König Stephan selbst bald in die Normandie

kommen, und in der Mitte seiner treuen und tapfern Barone erscheinen würde. — Nun unterblieb die an den Grafen von Blois beschlossene Gesandtschaft. Indessen zögerte Stephan noch immer nach der Normandie zu gehen; aber der Haß und die Erbitterung der Normänner gegen Gottfried und die Anjouer waren einstweilen die besten Vertheidiger des Landes, so daß die verschiedenen Versuche, welche Gottfried machte, auf das Neue wieder festen Fuß in der Normandie zu gewinnen, ihm stets völlig mißlangen. Endlich kam Stephan in der Normandie an, schloß mit Gottfried einen zweijährigen Waffenstillstand, dem zu Folge Gottfried jedes dieser zwei Jahre fünf tausend Mark Silbers erhalten sollte. Stephan hatte hierauf eine persönliche Zusammenkunft mit Ludwig VI., obgleich die Trennung der Normandie von England in dem Interesse Frankreichs lag, nahm dennoch der französische Monarch keinen Anstand, Stephans Rechte auf die Normandie anzuerkennen, und investirte ihn daher auch mit dem Herzogthum, worauf Stephans ältester Sohn, Prinz Eustach, im Namen seines Vaters dem französischen Könige huldigte. Aber bei allem dem war Stephan noch lange nicht in der ganzen Normandie anerkannt. Weder Er, noch sein Sohn, dem er die Verwaltung des Herzogthums übertrug, waren im wahren Sinne des Wortes Herren des Landes. Nur die Städte, in welche Stephan eine aus Brabanzonen bestehende Besatzung gelegt hatte, gehorchten ihnen. Die mächtigern Barone waren, ohne Stephan zu huldigen, auf ihren festen Burgen geblieben; und da Mathilde doch noch immer einen, obgleich schwachen Anhang in dem Herzogthum hatte, so benutzten jene diese Spaltung, um unter dem Vorwande, bald zu Mathildens, bald zu Stephans Parthei zu gehören, sich gegenseitig zu befehden und zu bekriegen. — Einige in dem Innern des Königreiches unter den englischen Großen aus-

gebrochenen Unruhen erlaubten dem Könige, nicht länger auf dem Continent zu bleiben. Er überließ also die Normandie ihrem eigenen Conflikt und segelte nach der englischen Küste zurück.

8. Aber auch in England war jetzt ein Geist des Ungehorsams und gesetzloser Unabhängigkeit erwacht, und die Früchte jener unbesonnenen, den Baronen gemachten königlichen Concession, ihre Burgen zu befestigen und auf ihren Gütern neue Festungen zu errichten, fingen jetzt allmählig überall zu reifen an. Kaum in dem Königreiche wieder angekommen, sah sich Stephan gezwungen, in die südlichen Provinzen zu eilen, um dort einen Aufstand einiger unruhiger, mit der Regierung unzufriedener Barone zu dämpfen. Zu jeder andern Zeit würde wahrscheinlich der König schon in ein paar Wochen die Gegend wieder beruhiget haben. Aber jetzt stieß er überall auf wohl befestigte Burgen und feste Schlösser, deren Belagerung und Eroberung mehrere Monate erforderte. Blos die Bezwingung des, dem Baron Balduin von Redvers gehörigen Schlosses Exeter beschäftigte den König drei Monate, und kostete ihm nicht weniger, als fünfzehn tausend Mark Silbers. Die gedemüthigten und zum Theil gefangen genommenen Aufrührer behandelte Stephan anfänglich mit einer ganz ungemeinen Nachsicht. Es schien, als wenn es seinem Herzen eine Lust wäre, Unbilden zu verzeihen, durch unerwartete Schonung den Beleidiger zu überraschen. Als er aber sich überzeugte, daß eben dadurch die unruhigen Köpfe nur noch trotziger und kühner würden, ging er plötzlich, und ziemlich unklug, von der größten Gelindigkeit zu ungewöhnlicher Strenge über, und ließ zwei Häuptlinge nebst neunzig ihrer Gesellen an eben so vielen Bäumen aufhängen, wodurch er aber, so gerecht auch die Strafe an sich war, die in den Gemüthern des

Adels gegen ihn gährende Unzufriedenheit nur noch vermehrte. — Aber auch vom Norden her ward jetzt England von einem noch viel furchtbareren und gefährlicheren Feind bedrohet. David von Schottland fiel auf das Neue wieder in Northumbrien ein (1138.). Man weiß nicht, was ihn bewogen haben konnte, den erst vor zwei Jahren mit England geschlossenen Frieden zu brechen. Wahrscheinlich waren es Mathildens immer dringender werdenden Bitten, vielleicht auch Vorwürfe, die sein eigenes Ehrgefühl ihm machte, die Tochter seiner Schwester völlig verlassen, sie hülflos ihren Feinden preisgegeben zu haben. Davids Heer war diesmal weit zahlreicher als in frühern Zeiten. Aber die Schotten betrugen sich in diesem Feldzuge mit einer Wildheit, Grausamkeit und Schonungslosigkeit, wovon selbst unter den wildesten, dem Christenthume völlig entfremdeten barbarischen Nationen bisher noch nichts Aehnliches erhört worden war. Kein Alter, kein Geschlecht, selbst nicht Schwangere und Gebährende wurden verschont, Kranke und wehrlose Greise, Kinder in der Wiege, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter, Geistliche an den Altären ermordet und in Stükken gehauen, Klöster und Kirchen niedergebrannt, alles, selbst das Heilige, schändlich entweihet, und dabei jeder Frevel getrieben, dessen nur die wildeste, unbändigste Grausamkeit fähig ist. Als ihre Mordlust einigermaßen befriediget schien, ließen sie, jedoch nicht aus Wiederkehr einigen menschlichen Gefühls, sondern blos aus grausamer Laune und teuflischem Muthwillen, eine, obgleich nicht sehr große Anzahl junger, durch Schönheit und Geburt ausgezeichneter Frauen am Leben, beraubten sie aber ihrer Kleider, koppelten mit Strikken sie aneinander, und schleppten sie, unter Weges mit Spießen fortgetrieben, in die Sclaverei nach Schottland. Hier mußten die unglücklichen, zarten Geschöpfe bei denen, deren Beute sie geworden waren, entweder

die niedrigsten Mägdedienste verrichten, oder wurden von denselben an benachbarte Gutsbesitzer gegen Ochsen, Kühe und Schafe vertauscht*). — Stephan rückte, so eilig als er konnte, dem Feinde entgegen. Bei seiner Annäherung zog sich David zurück. Stephan folgte ihm auf dem Fuße und drang nun selbst in Schottland ein. Aber neu ausgebrochene Unruhen, die sehr ernsthaft zu werden droheten, riefen ihn nach Südengland zurück; und Northumbrien und Yorkshire wurden auf das neue der Wuth zügelloser Barbaren bloßgestellt.

9. Wirklich rückte auch David, nach Stephans Entfernung, sogleich mit seinem Heere wieder vor. Aber nun ward ein alter, schon am Rande des Grabes stehender Priester der Retter seines Vaterlandes. Thurstan, Erzbischof von York, hatte bisher über die grausame Ermordung so vieler Tausenden seiner Landsleute bittere Thränen vergossen. Aber jetzt gebot er seinem Jammer, weil fest entschlossen, die ihm anvertraute große Heerde entweder gegen die unmenschlichen Barbaren zu schützen oder mit derselben zu sterben. Zwar war er schon weit in Jahren vorgerückt, auch mit mancherlei Infirmitäten behaftet, aber sein Geist schwang sich über alles dieß hinweg, zerriß gleichsam alle ihn fesselnde, materielle Bande, und obgleich schon ein siebenundachtzigjähriger Greis, zeigte er doch jetzt allen Muth, alle Thätigkeit und Kühnheit eines mit voller Jugendkraft ausgerüsteten Kriegers. Um seine Diöcesanen noch mehr zu befeuern, auch seine eigenen Worte desto eindringender zu machen, gab er dem Zug

*) An unmenschlicher Grausamkeit sollen ganz besonders die Pikten, das heißt, die Bewohner der Landschaft Galloway, alle andern übertroffen haben. „Picti, qui vulgo Galloweienses vocantur,“ sagt ein englischer Geschichtschreiber.

gegen die Barbaren einen höhern Charakter, nannte ihn einen Religionskrieg, einen heiligen, Gott wohlgefälligen Kampf gegen Unmenschen, gegen Unchristen, denen selbst das Allerheiligste nicht mehr heilig, nicht mehr ehrwürdig wäre. An die gesammte Bevölkerung seines weitschichtigen erzbischöflichen Sprengels, an Edle, Ritter und Gemeine, erließ er ein, sie zu den Waffen rufendes Aufgebot. Auch den Pfarrern seiner Diöcese befahl er, an der Spitze sämmtlicher zum Kriegsdienste tauglichen Leute ihrer Pfarrei herbeizueilen, und durch Wort und Beispiel sie zu christlichem Heldenmuth und christlicher Selbstaufopferung zu entflammen. Allen, die zu den Waffen greifen würden, ertheilte er vollkommenen Ablaß, verhieß ihnen gewissen Sieg, und jenen, welche im Kampfe fallen würden, die Krone der Märtyrer. Er selbst versprach mit ihnen zu ziehen, und jede Gefahr mit ihnen zu theilen. Wie schon in frühern Zeiten die Stadt Mailand, ebenso ließ jetzt auch Thurstan einen Heerwagen erbauen; auf demselben prangte hoch oben an einer Stange das Kreuz des Erlösers, und etwas weiter herab weheten die Fahnen der drei heiligen Patronen des Erzstiftes: St. Peter, Wilfried und Johannes von Beverley; auch noch andere religiöse Embleme schmückten die Stange. Als das Heer versammelt war, hielt einer der Anführer desselben, Walter Espec, eine feurige, jedes Gemüth ergreifende Rede; am Ende derselben gab er einem andern, neben ihm stehenden Anführer, Namens Wilhelm Albermarle, die Hand und rief laut aus: „Jetzt, mein Bruder! beschwöre ich feierlich mit dir den Bund, heute entweder zu siegen oder zu sterben." Gleich einem electrischen Schlag durchfuhren diese letztern Worte die langen, den tapfern Espec umgebenden Reihen, und aus dem Munde von Tausend und abermal Tausend erscholl derselbe Schwur, zu siegen oder zu sterben. Der Enthusiasmus der Soldaten wie ihrer Anführer hatte jetzt den höchsten

Grad erreicht, und für Gott, Vaterland und Familie weiheten sie sich alle einem freiwilligen, glorreichen Tode. Bevor das Heer aufbrach, ordnete der ehrwürdige Erzbischof noch ein dreitägiges, mit strengem Fasten verbundenes öffentliches Gebet an. Am vierten Tage setzte sich das Heer in Marsch. Durch die vereinten Bitten seiner Geistlichkeit und vieler Edeln und Ritter ließ Thurstan sich endlich bewegen, in Rücksicht seines hohen Alters und geschwächten Körpers zurückzubleiben, und an seiner Stelle einen seiner Suffraganbischöfe, nämlich den Bischof Rudolph Novel von Orknei mit dem Heere ziehen zu lassen. Als dieses den Feind zu Gesicht bekam, ordnete es eiligst seine Schlachtreihen. Von dem, in dem Mittelpunkte stehenden Heerwagen herab erhob jetzt der Bischof von Orknei seine Stimme; das ganze Heer fiel auf die Knie, und der Bischof ertheilte ihm zum letzten Male den Segen. Schon wenige Augenblicke darauf erfolgte der feindliche Angriff. David hatte sein Heer in drei Treffen gestellt. In dem vordersten standen die wilden Krieger von Galloway; diesen hatte der König die Ehre des ersten Angriffes zuerkannt. In dem zweiten die vielen, theils aus England, theils aus der Normandie Verbannten, die stets mit der größten Erbitterung gegen ihre ehemaligen Landsleute fochten, und denen daher in frühern Gefechten schon einige Mal der Preis der Tapferkeit war zuerkannt worden. Das dritte Treffen bestand blos aus lauter Schottländern und den Bewohnern der schottischen Inseln. Hinter der dritten Linie stand ein zahlreiches Reservecorps, das der König, von seiner Leibwache umgeben, in eigener Person befehligte. — Mit seinem gewöhnlichen furchtbaren Feldgeschrei stürzte sich wüthend das erste Treffen auf das englische Heer. Dieses vermochte nicht den Angriff auszuhalten, und zog sich gegen seinen Heerwagen zurück, jedoch fest geschlossen und nur langsamen Schrit-

tes. Jetzt rückte auch Prinz Heinrich, des Königs ältester Sohn, heran, schlug nach hartem Kampfe die beiden Flügel der Engländer in die Flucht, verfolgte sie und drang bis zu den letzten Reservelinien des englischen Heeres durch. Aber desto fester und gleich einer Mauer stand das Centrum des englischen Heeres. Den Angreifenden hielt es einen Wald von Speeren entgegen, während die hinter ihm etwas höher stehenden Bogenschützen eine Menge der Feinde tödteten. Aber nun eilte auch das dritte feindliche Treffen herbei. Da das englische Heer schon seine beiden Flügel verloren hatte; so war dessen Centrum auch jetzt der Feind an Zahl weit überlegen. Zwar schlug sich dasselbe immer noch mit gleicher Tapferkeit; aber nun ward es von drei Seiten umringt, und auf allen dreien zugleich angegriffen; und da nun Prinz Heinrich, nachdem er das englische Reservecorps zerstreut hatte, auch das Centrum in seinem Rücken angriff; so war offenbar die Schlacht für die Engländer verloren, denen jedoch auf einmal der glückliche Einfall eines Soldaten den Sieg wieder verschaffte. Derselbe hieb nämlich einem erschlagenen Schotten den Kopf ab, steckte denselben auf einen Spieß und rief laut aus, es sey der Kopf des schottischen Königs. Zahllose Stimmen wiederholten sogleich den Ruf des Soldaten. Schrecken und Bestürzung bemächtigten sich des schottischen Heeres, und statt den vermeintlichen Tod ihres Königes zu rächen, dachte jetzt alles nur an schleunige Flucht. Zwar sprengte David schnell herbei, öffnete das Visir, zeigte sich den Seinigen, rief den Fliehenden zu, suchte wo möglich das Treffen wieder herzustellen. Aber alles war umsonst. Von Furcht und Schrecken betäubt, hörten die Schotten nicht mehr auf die Stimme ihres Königs. David selbst war nun zum Rückzuge gezwungen, aber dennoch verlor er nicht die Gegenwart des Geistes, und that jetzt das Einzige, was ein entschlosse-

ner und kühner Anführer noch zu thun vermag. Mit seiner Leibwache und dem Reservecorps warf er sich nämlich den Engländern entgegen, hielt sie im Verfolgen der Seinigen auf, zog sich nur langsam und fechtend zurück, und deckte und sicherte dadurch die Flucht des größten Theiles seines Heeres, das sich nun nach allen Richtungen hin zerstreute. Auch Prinz Heinrich, als er sah, daß die schottische Hauptfahne mit dem Drachen sich wendete und zurückeilte, gab die Schlacht verloren, warf schnell, um nicht erkannt zu werden, alle Insignien seiner Würde von sich, und mischte sich unter die, den fliehenden Feind verfolgenden Engländer, bis er an einen Wald kam, in welchem er sich verbarg. Hier blieb er den Tag und die folgende Nacht über, kam jedoch, obgleich auf Umwegen, schon am dritten Tage in Carlisle an, wo er den König, seinen Vater, in voller Beschäftigung fand, die Trümmer seines zerstreuten Heeres wieder zu sammeln*). Wirklich war auch David in kurzer Zeit wie-

*) Die Engländer gaben, jedoch offenbar übertrieben, den Verlust der Schotten auf eilftausend Mann. Von ihrem eigenen Verlust machen sie keine Erwähnung, der doch zu Folge aller, von ihnen selbst angegebenen Umständen der Schlacht und deren Schwankungen, noch bedeutender als jener des schottischen Heeres gewesen seyn muß. — Alle englischen Geschichtschreiber nennen dieses Treffen, wodurch der ganze Norden Englands von einer Verwüstung gerettet ward, wovon die Folgen noch nach zwei Generationen fühlbar gewesen seyn würden, die Standartenschlacht, nämlich von den, von Thurstans Heerwagen herabwehenden Fahnen oder Standarten. Von dem eigentlichen Ort, wo die Schlacht vorfiel, weiß man bloß, daß sie zwei Meilen jenseits Northallerton geliefert ward. — Da die Schotten schon wieder viele Beute gemacht hatten, die sie in großen Säcken bei sich führten, diese aber in ihrer Flucht von sich warfen, und nun das Feld eine lange Strecke weit mit solchen

der im Stande, die Feindseligkeiten fortzusetzen; und schon hatte er einen Heerhaufen vorausgesandt, um die Festung Wark in Northumbrien zu belagern, als der Cardinal Alberich, Bischof von Ostia und jetzt päpstlicher Legat in Carlisle, bei ihm ankam. Dieser fromme ehemalige Mönch, und jetzt als Cardinal und Legat des römischen Stuhles so höchst ehrwürdige Prälat hatte die Gegenden durchreis't, welche der vorzüglichste Schauplatz der Grausamkeit und unbändigen Wildheit der schottischen Krieger gewesen waren, und die schrecklichen Spuren davon, denen er überall begegnete, hatten manche Thräne der Theilnahme seinen Augen entlockt. Voll von diesen traurigen Bildern, warf er sich jetzt dem Könige zu Füßen, inständigst bittend, dem Kriege ein Ende zu machen, und England den Frieden zu geben. Alles Bitten des Cardinals war jedoch fruchtlos, der König blieb unerbittlich, und das Einzige, was der Legat erwirken konnte, war ein Waffenstillstand auf zwei Monate. Aber aus Ehrfurcht gegen den Cardinal versprach dennoch der König, daß alle, nach Schottland in die Sclaverei fortgeschleppten Frauen und Jungfrauen sollten sogleich nach Carlisle gebracht, und allda an dem nächst bevorstehenden Feste des h. Markus in Freiheit gesetzt werden. Eben so gelobte auch der König dem Cardinal aufs feierlichste, daß, wenn der Krieg sollte fortgesetzt werden, dennoch in Zukunft Kirchen und Klöstern, wie auch Frauen, Greisen und Kindern, kurz allen Wehrlosen Schonung zu Theil werden sollte. Wie es scheint, machten des ehrwürdigen Alberichs Bitten und Vorstellungen doch einigen Eindruck auf den König; denn schon in den ersten Monaten des folgenden Jahres kam durch die fortgesetzten Bemühungen des Legaten und die Ver-

---

Säcken beinahe bedeckt war, so nannte man lange Zeit diese Gegend das Sackfeld (Bagmoore).

mittlung der Gemahlin Stephans der Friede zwischen England und Schottland zu Stande. Prinz Heinrich erhielt die Grafschaft Northumbrien, und huldigte dafür dem Könige von England, und auch Heinrichs Vater gelobte Freundschaft und dauerhaften Frieden. Für genaue Beobachtung des von ihrem Könige gemachten Versprechens bürgten fünf der mächtigsten und vornehmsten schottischen Barone, und überlieferten dem Könige Stephan ihre Söhne als Geißeln.

10. Bisher hatte die Geistlichkeit Englands fest zu König Stephan gehalten, aber unkluger Weise zerfiel er jetzt gänzlich mit derselben, und diese mächtige und einflußreiche Körperschaft, die seit vier Jahren die stärkste Stütze seines Thrones war, ward nun dessen gefährlichster Gegner. Die Veranlassung zu allen den Irrungen, in welche Stephan, in dem Jahre 1139 mit seinen Bischöfen gerieth, war folgende: die Erlaubniß, Burgen zu befestigen und neue Festungen anzulegen, hatten auch mehrere der Bischöfe benutzt, gewissermaßen selbst auffallenden Misbrauch davon gemacht, und Bischof Roger von Salisbury, wie auch dessen beiden Brudersöhne, die Bischöfe Alexander von Lincolm und Nigel von Ely nicht nur einige ihrer Burgen ungemein befestiget, sondern sie auch mit Vorräthen von allen Kriegsbedürfnissen in Ueberfluß versehen. Natürlich mußte dies endlich den Verdacht des Königs erregen. Stephan wußte, daß Mathilde noch viele geheime Freunde und Anhänger in England habe, auch ward er seit einiger Zeit durch allerlei Gerüchte von einer nahe bevorstehenden Landung Mathildens beunruhiget. Nicht ganz ohne Grund glaubte er also befürchten zu müssen, daß der Bischof von Salisbury und dessen beide Neffen, obgleich sie ihm bei jeder Gelegenheit immer noch sprechende Beweise einer, in allem zuvorkommenden Bereitwilligkeit gaben, dennoch in

einem geheimen Einverständniß mit Mathilde seyn könnten, und durch ungewöhnliche Befestigung ihrer Burgen sich jetzt schon in Stand zu setzen suchten, um bei einer wirklich erfolgten Landung der Kaiserin sich sogleich öffentlich für dieselbe zu erklären. In diesem Argwohn bestärkten ihn immer noch mehr verschiedene, an seinem Hofe anwesende weltliche Großen. Diesen waren jene drei Bischöfe längst schon ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht. Roger von Salisbury war zwar nicht mehr erster Minister der Krone, stand aber dennoch in hohem Ansehen bei der Nation, war dabei sehr reich, hatte sehr bedeutende Besitzungen, mehrere feste Schlösser, eine große Anzahl von Dienstleuten, und entfaltete bei jeder Gelegenheit eine wahrhaft fürstliche Pracht, und bisweilen selbst, durch die ihn umgebenden Ritter und Dienstleute, einen gewissen militairischen Apparat. Rogers Feinden gelang es nun bald, den König zu überzeugen, daß, wenn man jene drei Bischöfe noch länger im Besitz ihrer bisherigen Macht lasse, nicht nur die Sicherheit seines Thrones, sondern selbst seiner eigenen Person im höchsten Grade gefährdet sey. Aber bei aller dieser traurigen, und doch nichts weniger als auf festen Gründen beruhenden Ueberzeugung durfte dennoch Stephan es nicht wagen, so ganz willkührlich, und blos weil es sein vermeintliches Interesse so erfodere, gegen jene drei Bischöfe zu verfahren. Er mußte eine schickliche Gelegenheit dazu abwarten, die nun auch seine Vertrauten bald sehr schlau herbeizuführen wußten. — Der König schrieb eine Reichsversammlung nach Oxford aus. Auf dieser erschien nun auch Roger von Salisbury und dessen beide Neffen, die Bischöfe von Lincoln und Ely, jeder mit einem sehr zahlreichen bewaffneten Gefolge. Aber bevor noch die Versammlung eröffnet ward, entstand, wahrscheinlich nach einem vorsätzlich angelegten Plan, ein heftiger Streit zwischen den Dienstleuten der drei Bischöfe und jenen zweier

weltlichen Großen, nämlich des Grafen Alan von Bretagne und Hervey von Leon. Auf beiden Seiten wurden einige verwundet, selbst ein Anverwandter des Grafen ward im Tumult erschlagen. Sogleich wurden jetzt Roger von Salisbury und dessen Brudersöhne als die frevelhaften Urheber des blutigen Aufstandes bezeichnet, und weil sie selbst unter den Augen des Königes den Burgfrieden gebrochen, mithin eines Majestätsverbrechens zweiten Grades sich schuldig gemacht, auch unverzüglich verhaftet, der Eine sogar in dem Gemach des Königes, der Andere in seiner Wohnung; nur Nigel von Ely entwischte und eilte nach seiner Burg Devizes, in der er, ihrer ungemeinen Festigkeit wegen, dem Zorn des Königs trotzen zu können glaubte. Aber Stephan rückte ihm eiligst nach, und lagerte seine Schaaren unter den Mauern der Burg. Da er jedoch mit der Belagerung derselben keine Zeit verlieren wollte, so ließ er am dritten Tage den Bischof von Salisbury, den er diese Zeit über in sehr harter Haft gehalten, und ihm kaum die allernothwendigste Nahrung hatte reichen lassen, vor die Burg bringen, um durch Bitten und Ermahnungen bei seinem Neffen die Uebergabe derselben zu bewirken. Nigel erschrack nicht wenig, als er seinen Oheim ganz blaß, entstellt und halb ausgehungert erblickte, und als dieser ihn nun flehentlich bat, einer gebieterischen Nothwendigkeit sich zu fügen, und die Burg dem Könige zu übergeben, indem dieser geschworen habe, ihm, dem Roger, auch nicht einen Bissen Brod mehr reichen zu lassen, bevor nicht sein Neffe die Burg übergeben hätte; so ließ dieser sich bewegen, und übergab, obgleich höchst ungerne, und bloß weil er das Leben und die Gesundheit seines Oheims in Gefahr sah, die Festung dem Könige. Auch die beiden andern Bischöfe erhielten nicht eher ihre Freiheit, als bis sie ihre vier festen Burgen Newark, Salisbury, Sherburn und

Malmesbury dem Könige übergeben hatten. Dieser war jetzt nicht nur, mitten im Gebiete verdächtiger Großen, im Besitze von vier sehr stark befestigten Plätzen, sondern hatte auch darin sehr beträchtliche Geldsummen gefunden, die seinem, jetzt gerade sehr gesunkenen Finanzzustande wieder aufhelfen konnten. Höchst erfreut über diese errungenen Vortheile, dachte Stephan noch keinen Augenblick an die, aus diesem Handel möglicher Weise für ihn entstehenden gefährlichen Folgen. Er ahnete nicht von weitem, daß der prekäre Erwerb jener vier Burgen ihn bald nicht weniger, als seinen Thron und die Krone von England kosten würde.

11. Als des Königs harte Behandlung der drei Bischöfe ruchbar ward, gerieth Englands gesammte Geistlichkeit, die hohe wie die niedere, in die größte Bestürzung. Ihr hatte Stephan vorzüglich seinen Thron zu danken; sie war bisher dessen festeste Stütze gewesen, und nun erwieß sich der König plötzlich als den ärgsten Feind der Kirche. An Prälaten, deren hohe Würden ihren Personen einen allgemein anerkannten Charakter von Heiligkeit geben, hatte er frevelhafte Hände legen, sie ohne alle gerichtliche Untersuchung und ohne sie gehört zu haben, in Gefängnisse werfen lassen, sie darin hart mißhandelt, und dann ihres Eigenthums willkührlich beraubt. Nur ein Schrei des Unwillens und der Entrüstung erhob sich in ganz England gegen den König. Selbst Stephans Bruder, der Bischof Heinrich von Winchester, den Papst Innocenz II. erst unlängst zu seinem Legaten in England ernannt hatte, sah die traurigen Folgen voraus, die aus der zwischen der Kirche und dem Könige eingetretenen Spannung für den Letztern entstehen würden. Mehrmals bat er also denselben: er möchte doch den Frieden mit der Kirche nicht stören, den beleidigten, so sehr gekränkten Bischöfen Genugthuung leisten, das denselben ungerechter

Weise entrissene Eigenthum wieder zurückgeben. Stephan blieb unerbittlich. Heinrich, dem mehr, als die Erhaltung seines Bruders auf dem Thron, die Rechte und Freiheiten der Kirche am Herzen lagen, berief als päpstlicher Legat eine Synode nach Winchester, ließ auch den König vorladen, auf derselben zu erscheinen, um wegen seines, die Canons so gröblich verletzenden Verfahrens gegen die Bischöfe sich zu rechtfertigen. Stephan nahm keinen Anstand, dieser Vorladung Folge zu leisten, zwar nicht in eigener Person, sondern durch Sendung eines Advocaten der Krone, der vor der Synode die Sache des Königs führen sollte. Die Vertheidigung des Advocaten beruhte jedoch auf höchst schwachen Gründen. Von den Verbrechen, die man den drei Bischöfen zu Last legte, war nicht das Mindeste erwiesen, weder deren geheime Verbindung mit Mathilde, noch auch, daß sie an dem blutigen Aufstand in Oxfort selbst nur den entferntesten Antheil gehabt hätten. Zudem erklärten die angeklagten Bischöfe, daß sie bereit wären, sich vor einem canonischen Gericht zu stellen, und von diesem ihr Betragen auf das schärfste untersuchen zu lassen; beriefen sich aber zugleich auch auf die Canons, denen zu Folge ein angeklagter Bischof, bevor er gerichtlich verhört und verurtheilt wäre, weder seiner Würde noch seines Eigenthums beraubt werden könnte, und in dem Falle, daß dieses schon geschehen, er, bevor ein gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet werden dürfte, vorher wieder in seine Würde, wie in alle seine Besitzungen müßte eingesetzt werden. — Man kann nicht leugnen, das Recht sprach hier laut und bestimmt für die Bischöfe, und das Verfahren des Königs war im höchsten Grade gewaltsam und gesetzwidrig. Eine etwas bessere Wendung gab der Sache des Königes der, demselben sehr ergebene Erzbischof von Rouen. Die Canons, sagte er, verbieten den Bischöfen, mit Krieg, kriegerischen Geschäften

und allem kriegerischen Apparat sich zu befassen, und da die drei Bischöfe nicht nur ihre Sitze befestiget und neue Festungen angelegt hätten, sondern diese von ihnen auch mit Kriegsvorräthen jeder Art waren versehen worden, so hätten sie offenbar dadurch gegen die Satzungen der Kirche gefehlt. Ihr bisheriger ruhiger Besitz dieser Schlösser sey bloß Folge einer besondern Begünstigung des Königs gewesen, der jedoch das Recht habe, diese wieder zurückzunehmen, sobald er glaube, daß die Ruhe des Staates dadurch gestört werden könne. Endlich appellirte noch der Kronanwalt an den Papst, und verbot daher, im Namen des Königs, der Synode in der Sache weiter zu verfahren, und als bei diesen letzten Worten des königlichen Advocaten, die ihn begleitenden Ritter ihre Schwerter zogen, so hob der Legat die Synode sogleich auf. — Vereint mit dem Erzbischof von Canterbury, machte der Legat noch einige Versuche, seinen Bruder auf bessere Gesinnungen zu bringen. Er warf sich demselben sogar zu Füßen, ihn flehentlichst bittend, einem völligen Bruch mit der Kirche, weil es jetzt noch Zeit wäre, zuvorzukommen. Aber alle Bemühungen Heinrichs waren fruchtlos, der König blieb unerbittlich. — Wie es scheint, hatte Stephan, statt seinem bisherigen Hange zur Gelindigkeit ferner zu folgen, sich entschlossen, jede ihm widerstrebende Kraft durch noch größere Kraft, und jeden Widerstand durch noch stärkern Widerstand zu besiegen; denn zu derselben Zeit, als er mit dem gesammten Clerus seines Königreichs, dem hohen wie dem niedern schon in einen Conflikt verwickelt war, der, besonders nach Auflösung der Synode von Winchester*) immer ernster zu werden anfing, ließ Stephan

*) Am 1. September ward die Synode, ohne etwas entschieden zu haben, aufgelöst. Darüber grämte sich der Erzbischof von Salisbury so sehr, daß er schon am 10. desselben Monats starb. Um seine Schätze, die jedoch

auf einem öffentlichen Tage in Oxford mehrere weltliche Großen, bloß aus ungegründetem, wenigstens nicht erwiesenem Verdacht, plötzlich verhaften, ohne Untersuchung sie in Gefängnisse werfen und mit Umgehung aller Rechtsformen ihrer Güter in Beschlag nehmen *). Nothwendig mußte ein solches Verfahren ungemeines Aufsehen und dabei die allgemeine Besorgniß erregen: der König werde von allen, bei seiner Thronbesteigung gemachten Versprechungen nichts halten und despotische Willkühr und tyrannische Launen wieder der Grund-

nicht sehr bedeutend waren, gegen den überall um sich greifenden königlichen Fiscus zu schützen, ließ er sie in seine Kirche bringen und unter dem Altar niederlegen. Aber er war noch nicht todt, als schon königliche Beamten kamen, Geld und Kostbarkeiten hinwegnahmen und in des Königs Schatzkammer brachten. Roger stand, wie wir wissen, bei der ganzen Nation in großem Ansehen, hatte viele Freunde und Clienten, und man betrachtete seinen Tod als eine Folge der, von dem Könige erlittenen harten Behandlung, was natürlicher Weise Stephan in der öffentlichen Meinung der Nation nicht wenig Schaden brachte.

*) Indessen wird man doch gestehen müssen, daß in revolutionären Zeiten, oder überhaupt wenn der Staat sich in einer gefährlichen Krise befindet, wo es offenbar eines schnellen und durchgreifenden Einschreitens bedarf, man nicht immer die Grundsätze des Privatrechts festhalten darf, sondern sie dem gebieterischen Einfluß des Staatsrechts unterordnen muß. Immerhin ist freilich dabei zu befürchten, daß das Privatrecht auch bisweilen unter Vorwänden könnte verletzt werden, die nichts weniger als aus dem ächten Staatsrecht genommen sind. Indessen möchte doch der richtige Standpunkt zur obersten Leitung öffentlicher, unmittelbar auf das Wohl und die Erhaltung des Staates sich beziehender Geschäfte nicht so leicht zu verfehlen seyn, sobald nur reiner Wille und ächter Patriotismus vorhanden sind, und nicht gehässige Leidenschaften und persönliches Interesse dabei ihr unseliges Spiel treiben.

charakter seiner, wie seiner Vorfahren, Regierung werden. Mit jedem Tage nahm die Gährung zu, und des brennbaren Stoffes war überall schon in solcher Menge vorhanden, daß es nur eines kleinen zündenden Funkens bedurfte, um ganz England auf das neue wieder in Brand zu setzen.

X.

Heinrichs Tochter, Mathilde, landet in England.

1. Seit dem, zwischen England und Schottland geschlossenen Frieden hatte Mathilde alle Hoffnung aufgegeben, ihre Rechte auf den Thron ihres Vaters je geltend machen zu können. Ihr Zustand ward mit jedem Jahre hülfloser. Die große Anzahl von Freunden und Anhängern, auf die sie anfänglich noch in England hätte zählen können, hatte ungemein abgenommen, und die, welche noch im Geheim zu ihr hielten, hatten weder Macht, noch Muth und Lust, etwas Kühnes zum Besten der Tochter ihres verstorbenen Königs zu unternehmen. Mathildens einzige Stütze war nur noch ihr Halbbruder, Graf Robert von Glocester. Seiner Schwester bisweilen völlig gesunkenen Muth suchte er auf mancherlei Weise wieder zu beleben, besonders durch die oft wiederholte Versicherung, daß sicher die Zeit noch kommen würde, wo ganz England sie als seine rechtmäßige Königin begrüßen werde. Robert war ein Herr von großen Anlagen, ungemein verständig und klug, besonnen im Ueberlegen, standhaft in seinen Beschlüssen, und kühn und kräftig in Ausführung des Beschlossenen; zudem waren seine Reden stets mit seinen Gesinnungen, und diese wieder mit seinen Handlungen in vollkommenem Einklang. Zwar hatte er ebenfalls, wie wir wissen, dem Könige Stephan ge-

huldiget und ihm Treue geschworen; aber demungeachtet machte ihn seine so nahe Anverwandtschaft mit Mathilde dem Könige verdächtig, und Stephan stand schon im Begriffe, sich der Person des Grafen zu bemächtigen, und zwar auf den Rath des, sein ganzes Vertrauen besitzenden, und nicht minder klugen und schlauen Wilhelms von Ypern. Dieser hatte Stephan begreiflich gemacht, daß derjenige, der Macht habe zu schaden sobald er nur wolle, auch schon deswegeo als ein Feind müßte betrachtet, und wo möglich unschädlich gemacht werden. Nun war wirklich Glocester durch die vielen, von seinem Vater, Heinrich I. erhaltenen großen Besitzungen*) der reichste und mächtigste von allen englischen Großen; daß Mathilde ihn Bruder nannte, mußte Stephan ebenfalls bisweilen nicht wenig beunruhigen; und endlich waren dem Könige auch die Kraft des Charakters und die Macht des Talents des Grafen nicht unbekannt. Unstreitig konnte ein solcher Unterthan seinem Herrn einst sehr gefährlich werden. Aber Glocester ward noch zu rechter Zeit von der ihm drohenden Gefahr gewarnt, floh demnach nach der Normandie, und erließ von da aus ein Schreiben an Stephan, in welchem er ihm die Vasallenschaft aufkündete und sich von allen Banden, die den Lehnsträger an seinen Lehnsherrn knüpfen, förmlich lossagte, und zwar weil Stephan die Bedingung, unter welcher er ihm gehuldiget, zuerst gebrochen habe. Natürlicher Weise verlor Glocester darüber alle seine Lehen und Besitzungen in England, aber dieß verminderte weder die Zahl seiner geheimen Freunde im Königreiche noch auch die An-

*) Außer mehreren Burgen und vielen Ländereien in der Normandie, hatte der Graf von Glocester von seinem Vater auch die Städte Bristol, Glocester, Canterbury und Dover nebst deren Gebiet als ein erbliches Lehen erhalten.

hänglichkeit seiner bisherigen Dienstleute. — Mit seinem, ohnehin sehr scharfen Blicke war Glocester bisher allen Ereignissen in England gefolgt. Nichts war ihm erwünschter, als die Nachricht von der, durch äußere Gewalt erzwungene Auflösung der Synode von Winchester. Der Bruch zwischen dem König und seiner hohen Geistlichkeit war nun vollständig; und hätte diese, dachte jetzt Robert, vor vier Jahren Macht genug gehabt, Stephan auf den Thron zu erheben, so wird sie auch jetzt noch mächtig genug seyn, ihn wieder davon herabzustürzen. Ohne Zeitverlust schiffte er sich also mit seiner Schwester in Barfleur nach England ein, und so groß war Mathildens Zutrauen zu ihres Bruders große Fähigkeiten, so wie zu dem kräftigen Beistande zahlreicher Anhänger, daß sie eine, aus hundert und vierzig Bewaffneten bestehende Kriegsmacht für hinreichend hielt, ganz England zu erobern.

2. Am dreißigsten September des Jahres ein tausend ein hundert und neun und dreißig, also gerade einen Monat nach Aufhebung jener merkwürdigen Synode von Winchester, landete Mathilde bei Portsmuth in England. Kaum an das Land getreten, erhielt sie von der verwittweten Königin *) eine Einladung, zu ihr auf die bekanntlich sehr feste Burg Arundel zu kommen. War es unklug von Seite der Königin, diese Einladung zu senden, so war es noch weit unkluger von Mathilde sie anzunehmen; denn auf die erste Nachricht von ihrer Landung, und daß sie sich zu der verwittweten Königin nach Arundel begeben, rückte Stephan sogleich vor die Burg. Diese konnte sich nicht lange hal-

*) Nämlich von Heinrichs zweiten Gemahlin Adelhaide, Tochter Gottfried des Bärtigen von Lotharingen. Nach dem Tode ihres Gemahles hatte sich Adelhaide mit dem reichen und liebenswürdigen Grafen Arundel vermählt.

ten, weil es ihr an Vorräthen gebrach, und überhaupt Nichts darin zu einer Belagerung vorbereitet war. Adelhaide erbot sich also, die Thore ihrer Burg dem Könige zu öffnen, und auch Mathilde ließ zu gleicher Zeit um freien Abzug bitten. Mit seiner ihm eigenen Gutmüthigkeit begnügte sich der König nicht nur mit Adelhaidens nichts sagender Entschuldigung *), sondern, was noch weit mehr, wahrhaft ganz unbegreiflich ist, er gewährte auch Mathilde ihre Bitte um freien Abzug, empfahl sie der Fürsorge seines Bruders, des Bischofes von Winchester, und gab ihm den Auftrag, die Kaiserin unter sicherer Bedeckung nach Bristol zu ihrem Bruder geleiten zu lassen **).

---

*) Adelhaide entschuldigte sich damit, daß sie, mit dem Zwecke der Landung Mathildens unbekannt, es bloß für Höflichkeitspflicht gehalten habe, ihre Stieftochter zu sich einzuladen.

**) Darüber geriethen Stephans Freunde wie Feinde in gleich großes Erstaunen. Auch beinahe alle englische Geschichtschreiber brechen sich darüber den Kopf, und wissen es nicht zu erklären. Zwar erzählen sie sämmtlich, der freie Abzug, den der König Mathilden gewährt, sey bloß dem verrätherischen Rathe zuzuschreiben, welchen der Bischof Heinrich, der damals schon mit dem Grafen von Glocester in geheimer Verbindung gestanden, seinem Bruder gegeben, indem er demselben vorgestellt habe, daß, wenn Mathilde und Glocester beisammen wären, er die Empörung weit leichter und viel schneller würde unterdrücken können, als wenn Beide von einander getrennt, der Eine da, der Andere dort ihre Anhänger sammeln, und alsdann Krieg und Empörung auf zwei verschiedenen Punkten im Königreiche zu gleicher Zeit ausbrechen würden. Diese Erzählung hat jedoch offenbar nicht den mindesten gesunden Menschenverstand, und der unverständigste Mensch in Stephans ganzem Königreiche würde ganz gewiß einem, so über alle Maßen albernen Rathe nicht gefolgt seyn. Mathilde war ja schon in der Gewalt des Königes,

sie war ja schon seine Gefangene. Er durfte sie jetzt nur auf einer seiner festen Burgen in sichere Verwahrung bringen lassen, und aller Streit um die Krone und der daraus entstehende Krieg hatten von selbst ein Ende. Weit wahrscheinlicher und begreiflicher ist das, was Wilhelm von Malmesbury darüber berichtet. Dieser behauptet, die Leichtigkeit, mit welcher Stephan, ohne sein eigenes Interesse im mindesten zu berücksichtigen, Mathilden freien Abzug gestattet, sey bloß eine Folge jener damals im höchsten Grade überspannten Begriffe von dem Ritterwesen, und ganz besonders von den Pflichten eines wahren Ritters gegen unglückliche, zu seiner Großmuth ihre Zuflucht nehmende Damen gewesen. Wirklich galt damals Rittere hre für das Höchste, was man kannte. Selbst die mächtigsten Monarchen ließen sich zu Rittern schlagen; und in das, was man, in dem damaligen Sinne des Wortes, eine ausgezeichnete ritterliche That nannte, legte man einen weit höhern Werth, als selbst in einen, nach langer blutiger Schlacht errungenen Sieg. — Nur Schade, daß Stephans ritterliche Galanterie gegen eine Dame so vieles, beinahe grenzenloses Elend über England bringen mußte.

3. England war nun allen Schrecken eines bürgerlichen Krieges ausgesetzt. Die größtentheils aus fremden Truppen bestehenden Besatzungen, wie auch die Städte, in welchen sie lagen, hielten fest zu dem König. Aber in Glocester, Bristol, Canterbury, Dover, in mehrern westlichen Provinzen, und in der ganzen Grafschaft Wales wehete die Fahne der Empörung. Auch unter dem Adel hatte jede der beiden um die Krone streitenden Parteien mehrere Anhänger. Aber der größte Theil der Barone, besonders der mächtigern, zog sich auf seine festen Burgen zurück. Unter dem Deckmantel der Neutralität betrugen sie sich gleich unabhängigen Herren, und, um doch nicht ganz müßig zu seyn, brachen sie sich einstweilen selbst einander die Hälse. Eine der grauen-

vollsten Zeiten trat jetzt für England ein. Während offener Bürgerkrieg in einem Theile des Königreiches wüthete, zerfleischte den andern Theil, durch unaufhörlich gegenseitige Befehdungen, eine Menge kleiner, mithin nur desto unerträglicherer Tyrannen. Diese kannten in allen ihren Handlungen keine andere Richtschnur mehr, als bloß die, welche eigenes Bewußtseyn minderer oder größerer Macht ihnen vorzeichnete. Seines Eigenthumes war Niemand sicher, der es nicht mit seinem Schwerte zu vertheidigen wußte. Die Gesetze waren ohne Kraft, die obrigkeitlichen Behörden ohne Ansehen, die Ohnmächtigern gegen ihre mächtigern Unterdrücker nicht geschützt, und die wehrlosen Landleute der Raubsucht und Grausamkeit jener Wütheriche preisgegeben *).

4. Glocester hatte in aller Eile Bristol so stark als möglich befestigt und es zum Sammel- und Waffenplatz seiner Partei gemacht. Von denen, die mit Stephans Regierung unzufrieden waren, kamen nun nach und nach immer zahlreichere Haufen herbei, und reiheten sich unter Roberts Fahnen. Der Erste, der sich öffentlich für Mathilde erklärte, war der Bischof

*) Daher kam es bald, daß alle, nicht nur in der Nähe einer solchen Burg, sondern auch in ziemlich weiter Entfernung davon liegende Dörfer völlig verödeten. Die armen, hülflosen Landleute zogen fort, und errichteten ihre ärmlichen Hütten an den Mauern der Klöster und Kirchen, unter deren Schutz sie nun Sicherheit zu finden hofften. Aber eben dadurch entstand nun bald in den Burgen Mangel an Lebensmitteln und Hungersnoth. Die Besatzungen machten nur desto öftere Ausfälle, und zogen so lange auf Raub aus, bis sie ihn fanden. Jetzt wurden auch Klöster und Kirchen nicht mehr verschont, gewöhnlich rein ausgeplündert, bisweilen sogar niedergebrannt, und nicht selten auf das schändlichste und ruchloseste entweiht.

Nigel von Ely. Er hatte eine ziemlich ansehnliche Schaar herrenloser Leute angeworben, fiel damit in die königlichen Domainen ein, und übte Feindseligkeiten gegen alle, die er für Anhänger des Königes hielt. Aber Stephan eilte mit einem stärkeren Heerhaufen herbei, zerstreute des Bischofs Leute, und bemächtigte sich der Insel. Mit Zurücklassung aller seiner Schätze floh der Bischof nach Glocester. — Auch Graf Ranulf von Chester und dessen Halbbruder, Wilhelm von Romare, pflanzten jetzt Mathildens Banner auf. Der Letztere hatte unlängst allerlei Ansprüche auf die Grafschaft Lincoln gemacht. Stephan fand sie ungegründet, und wieß sie zurück, ließ aber das Schloß Lincoln, welches die Stadt beherrschte, noch stärker befestigen und hinreichende Besatzung hineinlegen. Mit Hülfe seines Bruders überrumpelte Romare das Schloß, vertrieb die darin zur Besatzung liegende Schaar, und setzte sich in Besitz des Schlosses und der Stadt. Um den aufrührerischen Grafen wegen dieses Frevels zu züchtigen, rückte der König unverzüglich mit einem, nicht sehr starken, ungefähr aus sechs bis acht tausend Mann bestehenden Heere gegen Lincoln, bemächtigte sich mit leichter Mühe der Stadt, und begann hierauf sogleich das Schloß zu belagern. Nun gelang es dem Wilhelm von Romare, bei nächtlicher Weile, sich durch die Wachen der Belagerer zu schleichen. Eiligst ging er jetzt in seine Grafschaft zurück, bot dort alle seine Vasallen und auch seine Nachbarn, die Walliser, auf, zog damit nach Bristol, wo er seine Leute mit Mathildens und ihres Bruders Schaaren vereinte. Graf Glocester hatte nun schon ein Heer von mehr als zehn tausend Mann um sich versammelt. Jetzt glaubte er etwas Entscheidendes unternehmen zu können, und zog in Eilmärschen nach Lincoln, in der sichern Hoffnung, den König dort unvorbereitet zu überfallen. Als er aber näher heran kam, fand er das königliche Heer in Schlachtordnung aufgestellt.

Auf jedem seiner beiden Flügel hatte Stephan einige, jedoch gar nicht zahlreiche Schwadronen Reiterei. Leider waren jedoch die Anführer derselben entweder treulose, von dem Feinde bestochene Verräther, oder heimliche Anhänger der Kaiserin; denn bei dem ersten feindlichen Angriffe nahmen sie sogleich schmählich die Flucht. Aber desto treuer und muthvoller erwies sich das Fußvolk, und obgleich auf seinen beiden Flanken entblößt und von einem weit zahlreichern Heere umringt, leistete es dennoch einen ganz ungewöhnlichen, selbst das feindliche Heer in Erstaunen setzenden Widerstand. Besonders heftig war der Kampf da, wo der König stand. Stephan war vom Pferde gestiegen, hatte sich vor die Hauptfahne seines kleinen Heeres gestellt, und zeichnete sich jetzt durch seine persönliche Tapferkeit vor allen übrigen aus. Schon war seine Streitaxt zerbrochen, sein Schwert hatte eine Menge Scharten, die es beinahe unbrauchbar machten, und viele der Seinigen lagen schon erschlagen um ihn her, als endlich auch noch ein von feindlicher Hand geschleuderter Stein ihn traf und zu Boden warf. Wilhelm von Lains, ein Ritter aus dem Heere Glocesters, sprang schnell herbei, ergriff den König beim Helme, und sagte: er sey sein Gefangener; aber schnell erhob sich Stephan von der Erde und, das stumpfe Schwert in der Hand, erklärte er, daß er keinem Andern, als nur seinem Vetter, dem Grafen von Glocester, sich ergeben werde. Robert ward sogleich gerufen. Mit allem Anstande näherte dieser sich dem Könige, nahm ihn mit sich von dem Schlachtfelde, begleitete ihn am folgenden Tage nach Bristol, und stellte ihn allda seiner Schwester vor (2. Febr. 1141.). Daß es Mathilden durchaus an allem Adel der Seele gebrach, davon gab sie jetzt einen sprechenden Beweis. Auf den vor ihr stehenden gefangenen König warf sie einen stolzen, demüthigenden Blick, und würdigte ihn

auch nicht eines einzigen, den erlauchten Gefangenen nur einiger Maßen tröstendes Wortes. Auf ihren Befehl ward Stephan nach dem Schloß von Bristol geführt, dort eingesperrt, sogar in Bande gelegt*), und überhaupt in sehr harter Gefangenschaft gehalten.

5. Durch Stephans Gefangennehmung schien nun der Kronstreit auf immer beendigt. Für die königlich Gesinnten war es ein schrecklicher Schlag. Da ihnen jetzt kein Strahl der Hoffnung mehr leuchtete, entsank ihnen auch völlig der Muth, jeder Gedanke an fernern Widerstand ward aufgegeben. Auch die bisher Schwankenden, oder deren Treue verdächtig war, eilten jetzt herbei, beugten vor der siegenden Kaiserin das Knie, und alle Edeln, die in der unglücklichen Schlacht bei Lincoln waren gefangen genommen worden, übergaben

*) Mathildens Vertheidiger sagen, daß dieß erst geschehen, nachdem Stephan einen Versuch gemacht, aus dem Schlosse zu entweichen. Aber auch angenommen, daß dem wirklich so wäre, so bleibt es doch immer noch eine höchst schändliche That, daß Mathilde einen gefangenen Monarchen, der dazu erst noch im vorigen Jahre ihr in dem Schlosse Arundel die Wirkungen seiner Großmuth auf eine so edle Art hatte fühlen lassen, nun gleich einem gemeinen Verbrecher in Ketten legen ließ. Daß ein König, den bloß die Laune des Kriegsglückes, nach heldenmüthiger Gegenwehr, zum Gefangenen seines Gegners gemacht hat, sich, wenn er kann, in Freiheit zu setzen sucht, dieß ist sehr natürlich; aber in diesem Falle darf ja nur der Befehlshaber des Schlosses seine Wachsamkeit verdoppeln, auch noch mehrere Wachen und Posten, und deren so viele als er immer will, ausstellen. — — Mathilde war, wie es sich bald ergeben wird, ein höchst unverständiges, stolzes, rachgieriges, sich wenig an ihr Wort bindendes, durchaus unedles, zum Regieren völlig untaugliches Weib; weder eine Zierde ihres Geschlechtes, und noch viel weniger eines Thrones.

gerne ihre Burgen und Schlösser, um nur desto bälder wieder ihre Freiheit zu erhalten. Nur Stephans edle Gemahlin, ebenfalls Mathilde genannt, die mit aller Zartheit eines Weibes die Charakterstärke des Mannes verband, verlor weder Muth noch Gegenwart des Geistes, und traf in der Grafschaft Kent, wo sie war, sogleich alle nur mögliche Vorkehrungen zu fernerm, kräftigen Widerstand *). Dadurch ward jedoch die siegende Partei wenig oder gar nicht beunruhiget, denn außer ihrem Verstand, ihrer Thätigkeit und ihrem trefflichen Charakter, der jedem Edeldenkenden Theilnahme an ihrem Unglück einflößen mußte, standen der Königin Mathilde beinahe gar keine Mittel zu Gebote. Aber weit wichtiger war es für die Kaiserin und ihren Bruder, den Grafen von Glocester, sich der Freundschaft des Bischofes Heinrich von Winchester zu versichern. Dieser hatte sich noch nicht erklärt; konnte aber durch seine Geburt, seinen Reichthum, seine hohe Würde, besonders als päpstlicher Legat, und seinen eben daher rührenden, vorherrschenden Einfluß auf Englands gesammte hohe wie niedere Geistlichkeit, ein sehr gefährlicher Gegner werden. Um jeden Preis wollte die Kaiserin ihn in ihr Interesse ziehen. Vor allem wünschte sie eine persönliche Unterredung mit demselben. Boten gingen jetzt hin und her, und endlich gab Heinrich seine Einwilligung zu einer Zusammenkunft mit Mathilde, und zwar außerhalb der Stadt, auf offenem, freien Felde. — Das Wesentlichste

---

*) Mathilde war jedoch viel zu verständig, um nicht einzusehen, daß es nicht in ihrer Macht liege, ihrem Gemahl die verlorne Königskrone wieder zu verschaffen. Was sie bei ihren Rüstungen bezweckte, war bloß bei der Gegenpartei Besorgnisse zu erregen, wodurch dieselbe geneigter werden könnte, sich mit ihr in Unterhandlungen einzulassen, die natürlich am Ende die Freilassung Stephans hätten herbeiführen müssen.

dieser Conferenz war nun, daß Mathilde vom Bischof Heinrich verlangte, sie als Königin von England anzuerkennen, auch durch seinen Einfluß zu bewirken, daß die gesammte Geistlichkeit Englands sie dafür anerkenne, mithin die Kirche selbst ihre Thronbesteigung förmlich sanktionire; aber dafür versprach sie ihrerseits, und unter einem feierlichen Eide, ihm, dem Bischofe, die erste Stelle in ihrem Staatsrathe anzuweisen, die Verwaltung des ganzen Reiches in seine Hände zu legen, daher nichts ohne seinen Beirath zu unternehmen, auch die Besetzung aller erledigten Bisthümer gänzlich seiner Einsicht und seinem Gutdünken zu überlassen. Heinrich ging den Vertrag ein, schwur auch sogleich der Kaiserin den Eid der Treue, jedoch unter dem Vorbehalte: „in so lange sie ebenfalls ihrem Versprechen treu bleiben würde." — An der Spitze seiner gesammten Geistlichkeit, einer langen Reihe von Mönchen und vieler der vornehmsten Einwohner der Stadt, führte der Bischof am folgenden Tage in feierlicher Prozession die Kaiserin, von einem ziemlich zahlreichen Gefolge umgeben, in die Kathedrale *), bestieg dann die Stufen des Altars, verkündigte von denselben herab dem Volke die Erhebung Mathildens auf den Thron von England, segnete alle, die mit fester Treue zu ihr halten, und schleuderte ein furchtbares Anathem gegen Alle jene, die sich ihr nicht unterwerfen und den ihr schuldigen Gehorsam nicht leisten würden. — Dem Beispiele des Bischofes von Winchester folgte einige Tage

*) Es ist sehr schön und auch geziemend, wichtige Staatshandlungen mit dem würdevollen Gewande der Religion zu bekleiden. Wenn aber jene nicht auf Gerechtigkeit, sondern sogar auf Meineid, Arglist und einem wenig ehrenvollen, weil dem Staate ganz fremden Privatinteresse beruhen, so ist es schnöde Entweihung einer Religion, deren Geist nichts als Gerechtigkeit und Heiligkeit predigt, und auch fodert.

darauf auch der Erzbischof von Canterbury, und endlich nach und nach noch mehrere andere Bischöfe des Königreiches.

6. Da jedoch in dem zwischen Mathilde und dem Bischofe Heinrich geschlossenen Vertrage, Letzterer ausdrücklich die Verbindlichkeit übernommen hatte, dafür zu sorgen, daß die Kaiserin von dem gesammten englischen Clerus unter den gehörigen canonischen Formen zur Königin erklärt und ihre Thronbesteigung von der Kirche feierlichst sanktionirt werde; so berief Heinrich als päpstlicher Legat ein Nationalconcilium auf die ersten Tage des Aprils nach Winchester. Als die Glieder dieser ungemein zahlreichen Synode sämmtlich angekommen waren; theilte sie der Legat in drei Klassen. Die erste bestand aus den Bischöfen, die zweite aus den, ebenfalls in großer Anzahl angekommenen Aebten, und die dritte aus den Archidiakonen der verschiedenen Kirchen. Mit jeder dieser drei Klassen berathete er sich insbesondere, und gewandt wie er war, wußte er sie in wenigen Tagen ganz nach seinem Wunsche zu lenken. Sobald er sich ihrer Zustimmung versichert hatte, sagte er eine allgemeine Versammlung an. Vor dieser hielt er eine, mit vieler Kunst ausgearbeitete Rede, in welcher er wirklich eine bewunderungswürdige, jedoch mehr seinem Verstande als seinem Herzen ehremachende sophistische Dialektik entwickelte. Er erinnerte zuerst die versammelten Väter an ihren, noch zu Lebzeiten König Heinrichs, dessen Tochter, der Kaiserin Mathilde, geleisteten Eid der Treue. Ein unglücklicher Zufall, sagte er, wollte jedoch nicht, daß sie nach dem Tode ihres Vaters gleich nach England kommen sollte; da aber der damalige Zustand Englands, das Wohl des Staates und der Kirche eine schleunige Besetzung des erledigten Thrones gebieterisch erforderten; so hätte auch

die Geistlichkeit des Königreiches, der ganz allein das Recht zustehe, Könige zu wählen und zu ordnen, den Grafen Stephan von Boulogne, Neffen Heinrichs I., zum Könige gewählt. Aber König Stephan, — so schmerzhaft es auch dem Herzen eines Bruders werde, es hier laut sagen zu müssen, — habe keine bei seiner Thronbesteigung eingegangene Verbindlichkeit gehalten, im Gegentheil die Kirche unterdrückt, die Rechte und Freiheiten der Nation verletzt, und durch Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, der hohen Würde, zu der er erhoben worden, sich unwürdig gemacht. Endlich habe Gott hier selbst entschieden, und den Stephan seinen Feinden in die Hände gegeben. Aber um großen und bedenklichen Unordnungen und Verwirrungen zuvorzukommen, sey es durchaus nothwendig, dem Königreiche unverzüglich wieder ein Oberhaupt zu geben. Im Namen und in Uebereinstimmung mit der hier die ganze Kirche von England repräsentirenden Versammlung, erkläre er daher jetzt den bisherigen König Stephan des Thrones für verlustig, und wähle dafür, abermals im Namen und in Uebereinstimmung mit sämmtlichen auf dieser Synode versammelten Vätern, Heinrichs I. Tochter Mathilde zur Königin und souveränen Herrin von England (sovereing Lady of England) *). — Von Seite der Anhänger Mathildens

*) Wenn der Legat in seiner Rede sagte: „Der Kirche von England stehe allein das Recht zu, Könige zu wählen und zu ordnen," so war diese Behauptung nichts weniger, als aus der Luft gegriffen; der Bischof sagte nichts ganz Ungegründetes, auch nichts Vermessenes, wie es jedoch beim ersten Anblick und ohne nähere Prüfung gar leicht scheinen könnte. Die Behauptung des Legaten war theils einigermaßen im Herkommen, theils auch in der stillschweigenden Anerkenntniß dreier Monarchen gegründet. Von Wilhelms des Eroberers drei Nachfolgern hatte keiner ein ausschließliches, oder auch nur unbestrittenes Recht zum Throne. Jeder der-

folgte, als Bischof Heinrich seine Rede geendiget hatte, lauter, stürmischer Beifall. Der größte Theil der auf der Synode gegenwärtigen Prälaten beobachtete jedoch ein tiefes Stillschweigen, und gab dadurch so ziemlich deutlich zu erkennen, daß nicht des Legaten künstlich ausgearbeitete Rede, sondern bloß dessen Macht und Ansehen ihnen für jetzt noch die Zunge fessle. — Von den weltlichen Herren war auch nicht ein einziger zu dieser Synode berufen worden. Nur mit der Stadt London hatte der Legat eine Ausnahme gemacht, und sie eingeladen, durch eine Anzahl Abgeordneten der Versammlung beizuwohnen. Diese kamen jedoch erst nach Auflösung der Synode in Winchester an. Mit großem Erstaunen vernahmen sie die darauf genommenen Beschlüsse, protestirten sogar gegen dieselben und erklärten, daß sie von ihren Mitbürgern bloß den Auftrag erhalten hätten, die versammelten Väter zu bewegen, sich für die Freilassung des gefangenen Königs zu verwenden. Doch der Legat wußte auch diesen bald andere

selben, Wilhelm II. wie Heinrich I. und Stephan, wandte sich jedesmal an die Geistlichkeit, warf sich ganz in die Arme derselben, gelobte genaue Erfüllung aller ihrer, ihm vorgelegten Foderungen; kurz versprach ihr, wie man zu sagen pflegt, goldene Berge, und nun war es auch jedesmal dieselbe Geistlichkeit, die jeden der so eben genannten Monarchen, ohne ein Wittagemot zusammen zu berufen, auf den Thron erhob, und unter den, bei dem Anfang dieser drei Regierungen jedesmal ausgebrochenen Unruhen, auch darauf erhielt und befestigte. Natürlicher Weise wollte weder Wilhelm II. noch Heinrich I., noch auch Stephan der englischen Kirche ein Recht bestreiten, das sie jetzt gerade zu dem eigenen Nutzen und Vortheil dieser Herren ausübte; und da sie dieses nun zuließen, so war dieß auch von ihrer Seite eine mehr als stillschweigende, weil faktische Anerkennung, daß der Kirche das Recht, Könige zu wählen und zu ordnen, zustehe.

Gesinnungen beizubringen. Schon am andern Tage nahmen sie ihre Protestation wieder zurück, versprachen dazu auch noch, das, was auf der Synode beschlossen worden, ihren Committenten zu reifer Ueberlegung zu empfehlen. Wahrscheinlich verwendeten sie sich, weil nun durch den Legaten für Mathilde eingenommen, auch nach ihrer Rückkehr zum Besten derselben, denn die Stadt London, obgleich bisher stets im Interesse Stephans, erhob nun wenigstens keinen förmlichen Widerspruch gegen die Erhebung der Tochter Heinrichs auf den Thron von England.

7. Mathilde stand jetzt am Ziel ihrer Wünsche. Das Glück der Waffen hatte ihren Gegner, den Einzigen, der ihr die Krone streitig machen konnte, zu ihrem Gefangenen gemacht, die gesammte hohe Geistlichkeit, unter der Leitung eines päpstlichen Legaten, sie zur Königin von England einstimmig proclamirt, und die mächtige, reiche und angesehene Hauptstadt des Königreiches wenigstens stillschweigend ihre Zustimmung dazu gegeben. Endlich hatte auch der gefangene König schon erklärt, daß er bereit sey, gegen Erhaltung seiner Freiheit, für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die Krone von England auf das feierlichste zu entsagen. Zudem trafen mit jedem Tage, sogar aus den entferntesten Provinzen, selbst mächtige Vasallen ein, um Mathilden zu huldigen, und der neuen Königin ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen, während ihr thätiger und umsichtsvoller Bruder, der Graf Glocester, durch seine lieblichen Manieren, sein freundliches, herablassendes Benehmen und die glänzendsten Versprechungen jeder Art, die Zahl der Anhänger seiner Schwester täglich vermehrte und in ihrer Treue zu befestigen suchte; kurz, das ganze Königreich hatte laut oder stillschweigend Mathilde schon als Königin anerkannt; und offenbar gehörte jetzt ein

ganz unbegreifliches, überschwängliches Maaß von Unverstand, Eigensinn und unerträglicher Weiberlaune dazu, um dieß, von einem seltenen Zusammenfluß der glücklichsten Umstände plötzlich erhobenes Gebäude von Größe eben so schnell wieder zu zerstören. So lange Mathilde sich verlassen sah, und die Glückssonne sie noch von keiner Seite beschien, war sie gegen jedermann gütig, herablassend, freundlich und nachgiebig. Aber von Natur aus im höchsten Grade stolz und rachgierig, überließ sie, sobald unerwartet glänzender Erfolg ihr Unternehmen gekrönt hatte, sich auch ohne Rückhalt ihren Leidenschaften. Auf jeden, der sich ihr nahete, auf Bischöfe wie auch weltliche Großen, blickte sie mit unerträglichem Stolz herab. Selbst den Bischof Heinrich von Winchester, dem sie vorzüglich ihre Erhebung zu danken hatte, suchte sie bei jeder Gelegenheit zu demüthigen. Statt, wie sie versprochen hatte, sich von den höhern Einsichten des Legaten leiten zu lassen, verschmähete sie eigensinnig jeden, ihr von ihm dargebotenen Rath. Als Stephans Gemahlin flehentlichst um die Freilassung ihres Gemahls bat, wies sie diese Bitte mit einem Hohne zurück, der selbst den persönlichen Charakter der unglücklichen Fürstin auf das gröbste verletzte. Da die Härte, mit welcher die Kaiserin den gefangenen Monarchen behandelte, jedes Herz empörte, und sogar die Gemüther ihrer treuesten Freunde mit Unwillen erfüllte; so vereinten sich endlich der Graf von Glocester und Stephans Bruder, der Bischof von Winchester, und baten die Kaiserin kniefällig *), die Bitte des größten Theils der englischen Nation zu erhören und ihren erlauchten Gefangenen frei zu

*) Aus allen, in dieses Detail eingehenden Erzählungen der damaligen Geschichtschreiber geht klar hervor, daß schon in jenen Zeiten alle, die von einem Könige in England etwas zu begehren hatten, die angesehensten Prälaten wie die mächtigsten Großen, ihre Bitte stets knieend dem Monarchen vortrugen.

lassen. Er werde, sagten sie ihr; nicht nur auf die Krone verzichten, sondern, wenn es ihr Wille wäre, sogar in ein Kloster gehen; nur möchte sie wenigstens Stephans Sohne, Eustache, die Grafschaften Boulogne und Moretoil wieder zurückgeben *). Beide ließ die Kaiserin wieder lange vor sich auf den Knien liegen, würdigte sie kaum eines Blickes, und entließ sie endlich mit einer abschlägigen Antwort, die offenbar ganz nahe an Verachtung grenzte. Alle ehemaligen Anhänger und Freunde Stephans verfolgte sie auf das schonungsloseste. Sogar die, welche herbeieilten, um sie als ihre Königin ehrfurchtsvoll zu begrüßen, empfing sie gewöhnlich mit zurückstoßender Kälte, bisweilen sogar mit sichtbarem Widerwillen, und bestrafte sie dabei stets noch mit Einziehung einiger ihrer Güter. Die aber, welche mit ihrer Unterwerfung zögerten, verloren ohne Gnade ganz rücksichtslos alle ihre Besitzungen, Würden und Ehrenstellen, wurden zum Theil noch gar aus dem Königreiche auf immer verbannt. Da sie selbst ihre Anhänger mit einem, alles Zutrauen tödtenden Stolz behandelte, so fingen auch die Gemüther derselben bald an, immer mehr und mehr gegen sie zu erkalten; während ihre, mit dem gewöhnlich weit sanftern Charakter des Weibes so sehr contrastirende Rachgier und Gefühllosigkeit gegen einen unglücklichen Monarchen, den sie, wie es jetzt offen da lag, sein ganzes Leben hindurch in Banden halten wollte, nicht nur dessen ehemalige Anhänger, sondern auch die bisher neutral und gleichgültig Gebliebenen auf das

---

*) Die Grafschaft Boulogne hatte Stephan bekanntlich von seiner Gemahlin, einer Tochter des letztverstorbenen Grafen von Boulogne, und die Grafschaft Moretoil von seinem Oheim, dem Könige Heinrich als Eigenthum erhalten. Diese beide Grafschaften dem Sohne Stephans zu entziehen, dazu hatte offenbar die Kaiserin kein gegründetes Recht.

höchste empörten, ihr neue Gegner schufen, und deren Anzahl täglich vermehrten *).

*) Das männliche wie das weibliche Geschlecht haben ihre eigenen Tugenden und Untugenden; die aber, wenn sie von dem einen in das andere Geschlecht übergehen, einen ganz andern, oft gerade entgegengesetzten Charakter annehmen. So z. B. besteht die Heldenkraft des Weibes in stillem Dulden und Leiden; wollte aber ein männliches Herz diese Tugend üben, so würde sie unter gewissen Umständen, wenn nicht höhere, allgemein anerkannte Heiligkeit die Quelle davon wäre, als unverzeihliche weibische Feigheit erscheinen. Eben so wird ein rachgieriger Mann zwar gehaßt, und wenn er Macht hat, auch gefürchtet werden. Mit Liebe und Zutrauen wird man ihm nicht entgegenkommen, er jedoch noch immer geduldet werden, während ein rachgieriges Weib auch in dem gemeinsten Auge als ein Scheusal der Natur erscheint. Aber auch auf der andern Seite wird z. B. den stolzen Mann jedermann fliehen; denn der Stolz gleicht einer Giftpflanze, die um sich her keine andere edlere Pflanze reifen läßt, das Herz zusammenschrumpft, jedem sympathetischen Gefühle es verschließt, und dem Stolzen sein eigenes Selbst zum einzigen Zwecke seines ganzen Strebens, gleichsam zu seiner Gottheit macht. In dem weiblichen Geschlecht jedoch, dem unstreitig, besonders den Frauen aus den höheren Sphären, der Stolz ungleich mehr, als den Männern eigen ist, wird man eben daher denselben mit einem ungleich mildern Blicke beurtheilen, man wird ihm selbst, unter gewissen Verhältnissen, sogar eine schöne Seite abzugewinnen suchen; z. B. in fürstlichen Frauen: imponirende Hoheit, in Andern: großartiges Gefühl höherer, weiblicher Würde nennen. Der Stolz einer Frau wird also höchstens nur schnell vorübergehenden Unwillen erzeugen, nie die Gemüther gegen sie empören. Immerhin hätte also die Kaiserin Mathilde auch noch so stolz seyn, und dadurch bisweilen ihren Umgebungen auch noch so beschwerlich fallen mögen; dennoch würden ihre Prälaten und Barone, nach damaliger englischer Sitte, ohne allen Widerwillen ihre Kniee vor ihr gebeugt haben. Aber was ihr den Untergang bereitete, war ihre unweibliche Rachgier; diese

allein war es, die ihr eine Krone entriß, und mit dieser das schönste und mächtigste Königreich jener Zeit.

8. Von Winchester begab sich die Kaiserin endlich nach London, um dort das Nöthige zu ihrer nahe bevorstehenden Krönung zu verordnen. Die Vorbereitungen erfoderten nur einige Wochen; und in dieser kurzen Zwischenzeit setzte das stolze, rachsüchtige Weib allen ihren bisherigen Verkehrtheiten gleichsam die Krone auf. Die Treue, mit welcher die Stadt London dem Könige Stephan, so lange er auf dem Throne saß, stets anhing, war ihr nicht unbekannt; sie wußte, daß dieselbe bloß halb gezwungen, und nur stillschweigend ihre Zustimmung zu ihrer Thronerhebung gegeben hatte, und daß die Gemüther der meisten Einwohner immer noch unschlüßig zwischen ihr und Stephan hin und her schwankten. Die allergemeinste, selbst kurzsichtigste und nur den ganz nahe liegenden Vortheil berechnende Klugheit machte es also jetzt der Kaiserin zum Gesetze, durch Popularität sich in der großen und volkreichen Hauptstadt beliebt zu machen, durch einige neue Privilegien, wie auch ihre Vorfahren Wilhelm II. und selbst ihr Vater Heinrich gethan, die Einwohner in ihr Interesse zu ziehen, und — was dem Mächtigen und Großen dieser Erde so leicht ist — durch herablassende Manieren und freundliche Worte die Gemüther für sich zu gewinnen. Aber von allem diesem that die Kaiserin gerade das Gegentheil. Schon bei ihrem Einzuge in die Stadt zeigte sie sich dem herbeiströmenden Volke bloß in der kalten, gemüthlosen Haltung einer strengen und finstern Gebieterin. Mehrere Bitten, welche die Stadt ihr einreichte, wieß sie unerhört zurück, und zwar auf eine Art, daß die ohnehin schon demüthigende, und daher schmerzhafte Empfindung ei-

ner abschlägigen Antwort dadurch nur noch um vieles bitterer und beleidigender ward; dabei gab sie bei verschiedenen öffentlichen Gelegenheiten den Londonern sichtbare Beweise der Verachtung und Geringschätzung, und ging endlich in ihrer Verblendung gar so weit, daß sie den Einwohnern eine, beinahe nicht zu erschwingende Steuer auflegte; und zwar mit dem eben so unverständigen als gehässigen und die Gemüther noch mehr aufregenden Beisatze: „zur Strafe der Stadt London, für deren bisherige Anhänglichkeit an Stephan." — Unter der ganzen zahlreichen Bevölkerung Londons gab es nun kein einziges Herz mehr, das für die Kaiserin auch nur die mindeste Sympathie gefühlt hätte. Aber von Mathildens vielen, täglich sich mehrenden groben Mißgriffen wußte niemand einen bessern Gebrauch zu machen, als Stephans kluge und unternehmende Gemahlin. In der Ueberzeugung, daß ihres Gemahls Freiheit nur durch eine unerwartete, kühne Waffenthat bewirkt werden könnte, hatte sie eine bedeutende Anzahl Brabanzonen in Kent und der Umgegend zusammengebracht, auch durch die Aussicht auf Beute und große Belohnung, deren Muth wieder zu entflammen gewußt. Ihr Gedanke war, sich des Schlosses, in welchem Stephan gefangen saß, durch plötzlichen, ganz unvermutheten Ueberfall zu bemächtigen, und so ihren Gemahl wieder in Freiheit zu setzen. Als aber Mathilde, die jedoch mit Heinrichs Tochter nichts als nur diesen Namen gemein hatte, jetzt von mehreren Seiten hörte, daß die Kaiserin mit jedem Tage tiefer in der öffentlichen Meinung sinke, daß sie sich unter der Geistlichkeit wie unter dem Adel schon eine Menge Feinde gemacht habe, und daß selbst London zu einem Aufstand gegen dieselbe völlig reif sey, gab sie ihrem Plan sogleich eine größere Ausdehnung. Mit verschiedenen der Vornehmsten unter den Unzufriedenen knüpfte sie Unterhandlungen an, hatte sogar mit dem Bischofe

Heinrich von Winchester eine geheime Unterredung zu Guilford, und schickte endlich auch nach London mehrere ihrer Vertrauten, die auch dem, ihnen ertheilten geheimen Auftrage so trefflich entsprachen, daß, als bald darauf, gegen die Mittagsstunde, ein aus Brabanzonen bestehender Reiterhaufen vor dem südlichen Thor von London erschien, sogleich auch in allen Quartieren der Stadt die Sturmglocken ertönten. Die ganze Bevölkreung griff jetzt zu den Waffen; selbst Weiber, mit Werkzeugen, wie der Zufall sie ihnen in die Hände gab, mischten sich unter die Bewaffneten. Die ganze Stadt war in einer furchtbaren Bewegung, und zahllose Volkshaufen wälzten sich schon nach dem Palaste, um der Person der Kaiserin sich zu bemächtigen; als diese, die sich so eben zur Mittagstafel niedergelassen hatte, voll Schrecken wieder davon aufsprang, auf das nächste, beste Pferd sich schwang, mit verhängtem Zügel durch die Straßen von London sprengte und nach Oxford entfloh. — Wegen der nahe bevorstehenden Krönung hatten sich schon viele Barone und andere Edeln in London eingefunden, und einen zahlreichen und glänzenden Hof um die Kaiserin gebildet. Aber von allen diesen folgten ihr jetzt auf ihrer Flucht nur ungefähr zwölf, und unter diesen natürlich auch ihr Bruder, der Graf Glocester. Alle Uebrigen, die ohnehin schon genug gesehen und gehört hatten, kehrten ohne weiters wieder auf ihre Burgen zurück, um dort das Ende und den Ausgang der tollen Wirthschaft ruhig abzuwarten.

9. Da der Bischof von Winchester schon seit einiger Zeit sich von dem Hofe der Kaiserin entfernt gehalten hatte; so erregte jetzt dies bei ihr den Verdacht, daß derselbe vielleicht dem Aufstand in London nicht ganz fremd gewesen seyn könnte. Ihr Argwohn stieg noch höher, oder vielmehr ihre Vermuthung ward für

sie zur Gewißheit, als sie gar vernahm, daß zwischen Heinrich und Stephans Gemahlin in Guilford eine geheime Zusammenkunft statt gehabt hätte. In sehr gebieterischen Ausdrücken ließ sie den Bischof jetzt einladen, unverzüglich an ihrem Hofe zu erscheinen. Aber dazu war Heinrich zu klug, erwiederte also die Einladung blos mit einigen leeren, nichts sagenden Entschuldigungen. Dadurch noch mehr gegen ihn aufgebracht, beschloß sie ihn zu überfallen und seiner Person sich zu bemächtigen. Mit einem ziemlich ansehnlichen, von ihrem Bruder in aller Eile zusammen gezogenen Heerhaufen zog sie nach Winchester. Der Bischof, der von ihrem Anmarsch schon war unterrichtet worden, blieb indessen ganz ruhig in seinem bischöflichen Palaste, und erst als die Kaiserin durch das eine Thor mit ihren Schaaren in die Stadt einrückte, ging er mit seinem zahlreichen Gefolge durch das entgegengesetzte Thor aus derselben heraus. Mitten in der Stadt hatte Heinrich schon vor einigen Jahren ein sehr festes Schloß erbauen, auch den bischöflichen Palast ganz vorzüglich befestigen lassen. Beides fing nun die Kaiserin sogleich an zu belagern. Aber auch Bischof Heinrich blieb nicht unthätig. Vorher hatte er schon alle Freunde und Anhänger Stephans von dem, auf der Synode von Winchester gegen sie ausgesprochenen Banne gelöst, sie alle aufgefordert, zur Befreiung des gefangenen Königes sich mit ihm zu vereinigen, auch in alle Grafschaften Emissäre gesandt, die über die Härte und Grausamkeit der Kaiserin klagten, und sie überall als eine eidbrüchige Fürstin bei dem Volke verhaßt machten. Dadurch ward der bis jetzt völlig gesunkene Muth von Stephans Anhängern auf das neue belebt. Aus allen Gegenden Englands kamen sie nun in Menge herbei. Mit jedem Tage vermehrte sich ihre Anzahl; endlich führte auch Stephans Gemahlin dem Bischofe eine zahlreiche Schaar Brabanzonen zu, und bald wa-

ren Heinrichs Streitkräfte jenen seiner Gegnerin so sehr überlegen, daß er kühn damit vor die Stadt Winchester rücken, und in dieser die Kaiserin selbst belagern konnte. Die Belagerung dauerte sieben Wochen. Von beiden Seiten ward mit vieler Erbitterung gefochten. Ein großer Theil der Stadt ging darüber zu Grunde, und ward in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt *). Am Vorabend vor dem Kreuzerhöhungsfest ließ der Bischof einen Waffenstillstand bekannt machen. Da der Stadt alle Zufuhren abgeschnitten waren, daher schon Mangel und Noth darin herrschten, und die Kaiserin in wenigen Tagen sich hätte ergeben müssen, so benutzte sie die kurze Waffenruhe, um mit ihren Getreuen ganz in der Stille aus Winchester abzuziehen.

---

*) Ja wohl, beinahe die ganze Stadt; denn nach dem übereinstimmenden Zeugniß der Geschichtschreiber wurden vierzig Kirchen und Klöster ein Raub der Flammen. Daß aber der Bischof von Winchester selbst, aus Zorn gegen die Einwohner, die Stadt habe in Brand stecken lassen, ist offenbar unwahr; und diese bösartige Nachrede beruhet blos auf der Erzählung des Continuators des Florentius, der ein besonderer Freund des Milo, eines beinahe leidenschaftlichen Anhängers der Kaiserin, mithin ein bitterer Feind des Bischofs war. Alle übrigen Geschichtschreiber berichten einstimmig: der Brand sey dadurch entstanden, daß einige, an den bischöflichen Palast anstoßende Häuser von der Besatzung des Schlosses, um feindliche Soldaten aus jenen zu vertreiben, wären in Brand gesteckt worden; die Flammen hätten sich jedoch schnell verbreitet, noch mehrere andere in der Nähe stehenden Gebäude, und endlich den größten Theil der Stadt ergriffen. — Dieser Bericht ist viel natürlicher und der Wahrheit angemessener, als jene gegen den Bischof gerichtete Anklage, der zudem auch nicht in dem Schlosse, sondern außerhalb der Stadt, bei dem belagernden Heere sich befand. Uebrigens war Winchester damals nach London die größte und volkreichste Stadt in ganz England.

Den Zug sollte ihr Bruder, Graf Robert von Glocester, mit der ihm noch übrigen kampffähigen Mannschaft decken. Unglücklicher Weise für die Kaiserin ward ihre Flucht den Belagerern verrathen, die nun, mit Recht behauptend: Mathilde habe zuerst den Waffenstillstand gebrochen, sogleich zu den Waffen griffen und sich in Marsch setzten, um wo möglich die Fliehenden noch einzuholen. Wirklich wurden diese bei Stourbridge ereilt. Sogleich begann ein ungemein hitziges Gefecht. Graf Robert that Wunder der Tapferkeit, mußte jedoch endlich der Uebermacht der Feinde unterliegen; der größte Theil seiner Leute ward erschlagen, er selbst gefangen genommen. Nur die Kaiserin entrann, und kam vor Schrecken mehr todt als lebend in Luggershall an. Doch auch hier glaubte sie sich noch nicht in Sicherheit, nahm daher nur in der größten Geschwindigkeit einige Erfrischungen zu sich, und eilte dann nach dem Schloß Devizes, dessen feste Mauern und Bollwerke sie auf einige Zeit gegen jeden feindlichen Ueberfall schützen konnten. Mathildens ganzes Heer, das sie nach Winchester geführt, und das dort theils schottische Truppen, welche Mathildens Oheim, König David, ihr sandte, theils auch mehrere unter dem Grafen von Herefort angekommenen Schaaren bedeutend verstärkt hatten, war nun völlig vernichtet. Was das feindliche Schwert verschont hatte, war in Gefangenschaft gerathen, und nur Wenigen gelang es, als Bauern verkleidet, auf weiten, wenig gangbaren Umwegen, die Einen nach ihrer Heimath, die Andern nach ihren Burgen zu gelangen. Milo, Mathildens treuester und wärmster Anhänger, weil sie ihn zum Grafen von Herefort erhoben, auch mehrere Manors ihm geschenkt hatte, war ebenfalls so glücklich, obgleich rein ausgeplündert und halb nackt und blos, nach Glocester zu entkommen. — Stephans Gemahlin ließ den gefangenen Grafen Robert von Glocester nach dem

Schlosse Rochester bringen, und benutzte mit vieler Klugheit, und gewiß hierin auch dem Zuge ihres Herzens folgend, diese Gelegenheit, um ihre unversöhnliche Feindin, die rachgierige Kaiserin, vor den Augen von ganz England zu beschämen. Sie behandelte nämlich den gefangenen Grafen mit dem größten Anstand; in dem Schloß von Rochester genoß er alle Freiheiten, die nur immer mit der Sicherheit seiner Person verträglich waren; was er nur wünschte, ward ihm gereicht, und von Allen, die sich ihm näherten, auf Befehl der Königin mit ausgezeichneter Achtung und Ehrfurcht ihm begegnet *). Die Gefangennehmung ihres Bruders war für die Kaiserin der ärgste Schlag,

*) Bei aller dieser zarten und schonungsvollen Behandlung gab man sich doch auch alle nur erdenkliche Mühe, den Grafen wieder auf die Seite Stephans herüber zu ziehen. Aber über alle, welche in den damaligen Unruhen in England eine bedeutende Rolle spielten, ragte an Größe und Festigkeit des Charakters Graf Robert weit hervor. Die Ränke, Schliche, Tergiversationen gewöhnlicher Parteihäupter waren ihm fremd, und ein zufälliger, wenn auch völlig unerwarteter Glückswechsel konnte seinen einmal gefaßten Entschluß, besonders bei seinem, in Erfindung neuer Hülfsmittel und Hülfsquellen so sinnreichen Geiste, nicht im mindesten erschüttern. Nie würde er von Stephan, nachdem er demselben einmal gehuldigt hatte, wieder abgefallen seyn, hätte nicht Stephan, auf den arglistigen Rath Wilhelms von Ypern, verrätherische Versuche auf die Freiheit des Grafen gemacht. Sobald der König diesen groben, wahrhaft unverzeihlichen Mißgriff gemacht hatte, war auch Robert von allen gegen ihn eingegangenen Verbindlichkeiten gelößt; und die glänzendsten Versprechungen, welche Stephans Gemahlin ihm machen ließ, und sogar selbst ihm machte, konnten ihn nicht bewegen, die Kaiserin, mit deren Betragen er jedoch nichts weniger als zufrieden war, wieder zu verlassen und deren Gegenpartei sich anzuschließen.

der sie nur immer hätte treffen können. Robert war ihre einzige und zugleich festeste Stütze; ohne ihn vermochte sie nichts, und ohne ihn war ihre Partei, wie zahlreich sie auch hätte sein mögen, eine todte, des Haupts wie des belebenden Geistes beraubte, mithin sich bald von selbst auflößende Masse. — Mathilde eilte also, wegen der Befreiung ihres Bruders Unterhandlungen anzuknüpfen, die natürlicher Weise, ohne vieles Hin- und Herreden, zu einem Vertrage führten, dem zu Folge beide erhabenen Gefangenen gegen einander ausgewechselt wurden. — Stephans Anhänger hatten jetzt wieder einen König und ein Oberhaupt, und der Kaiserin Partei einen Anführer, dessen umfassende Fähigkeit ihrem gesunkenen Zustande ganz allein wieder aufzuhelfen im Stande war; kurz die Lage der Dinge war gerade dieselbe, wie vor der Schlacht bei Lincoln, die Mathilde plötzlich auf einen Thron erhob, von dem Nichts, als blos ihre eigene Verkehrtheit, sie wieder hatte herabstürzen können. Dasselbe Jahr, nämlich 1141, hatte also König Stephan in Banden und Mathilde auf dem Throne, und dann wieder Stephan auf dem Throne, und Mathilde von einem Schloß auf das andere flüchtig erblickt.

XI.

Völliger Verfall der Angelegenheiten der Kaiserin.

1. Jedermann erwartete, daß der bürgerliche Krieg jetzt sogleich wieder beginnen und noch lebhafter als bisher würde fortgesetzt werden. Aber eine sehr gefährliche, ziemlich lange anhaltende Krankheit zwang König Stephan zur Unthätigkeit, wodurch Graf Robert Zeit gewann, nach Frankreich zu segeln, um wo möglich den Gemahl seiner Schwester, den Grafen Gott-

fried von Anjou, zu unmittelbarer, thätigern Theilnahme an den Angelegenheiten seiner Gemahlin in England zu bewegen. Indessen befand sich Niemand in einer größern und peinlichern Verlegenheit als Stephans Bruder, der Bischof Heinrich von Winchester. Er war der Erste, der Stephans Ansprüche auf die Krone von England anerkannt und dessen Erhebung herbeigeführt hatte. Einige Jahre darauf war er als Ankläger gegen denselben aufgetreten, hatte Mathildens Recht zum Throne für gegründeter als jenes seines Bruders erklärt, mithin für die Entsetzung des Letztern und die Erhebung der Tochter Heinrichs gestimmt, und jetzt sollte er in derselben Eigenschaft auch gegen Mathilde auftreten und überzeugende Gründe vorbringen, welche die Absetzung der Letztern und Stephans Wiederherstellung auf dem Throne von England würden rechtfertigen können. Unstreitig hatte die Logik des Bischofs jetzt eine sehr schwere Prüfung zu bestehen. Aber Heinrichs Verschlagenheit und ungemeine Gewandtheit in Geschäften zog ihn auch aus dieser kritischen, mehr als zweideutigen Lage. Er berief eine Synode nach Winchester. In dieser ließ er einen von Rom erhaltenen Brief vorlesen, in welchem der Papst ihm scharfe Verweise wegen seines Benehmens gegen seinen Bruder, den König Stephan, ertheilt, und ihn auffordert, zur Befreiung und Wiederherstellung desselben sich auf das kräftigste zu verwenden *). Heinrich hatte jetzt gesiegt, denn statt in eine Vertheidigung seiner bisherigen Handlungen sich einzulassen, durfte er nur darauf bestehen, daß den höhern Einsichten und der Entscheidung des heiligen Vaters, ohne fernern Wi-

*) Ob der Papst wirklich diesen Brief geschrieben, oder der Bischof von Winchester denselben dem heiligen Vater unterschoben habe: dieß kann nicht mit Bestimmtheit entschieden werden, muß also der eigenen Vermuthung eines Jeden überlassen bleiben.

derspruch, müsse Folge geleistet werden. Aber bei allem dem hielt er es doch für gut, auch noch etwas zu seiner eigenen Rechtfertigung vorzubringen. Er gestand, auf die Seite Mathildens getreten zu seyn; jedoch nicht weil ein Zug seines Herzens, sondern blos eine gebieterische Nothwendigkeit ihn dazu gezwungen. Aber da sie demungeachtet ihn seiner Freiheit, ja vielleicht selbst seines Lebens zu berauben gesucht, habe Gott sie wegen ihrer Treulosigkeit bestraft, und Stephan wieder auf den Thron erhoben. — Der Bischof forderte hierauf die Synode auf, der Kaiserin Mathilde zu widerstehen, und alle ihre Anhänger mit dem Banne zu belegen. Aber unter den, auf dieser Synode versammelten Geistlichen befanden sich auch einige Freunde Mathildens, und plötzlich erhob sich jetzt Einer derselben gegen den Bischoflegaten, bezeichnete ihn laut vor der ganzen Synode als den Urheber und die Quelle alles, seit einigen Jahren über das Königreich gekommenen Elendes. Er sey der Erste gewesen, welcher Mathilde nach England gerufen, und sie, ihre Rechte auf die Krone geltend zu machen, ermuntert habe. Mit seinem Wissen und unter seiner Zustimmung sey der Angriff auf das königliche Lager von Lincoln unternommen, und abermals auf seinen Rath König Stephan in Bande gelegt worden. Im Namen Mathildens, und kraft ihr geschworenen Eides der Treue verbiete er demnach, jetzt einen derselben nachtheiligen Synodalbeschluß zu fassen. — Während dieser heftigen Rede waren alle Augen auf den Legaten gerichtet. Aber an der jedem, der an der Spitze der öffentlichen Geschäfte steht, so durchaus nothwendigen Kunst: seine innern Empfindungen und Gefühle in seiner Gewalt zu haben, und sein Aeußeres vollkommen zu beherrschen: an dieser Kunst fehlte es dem Bischof von Winchester weniger als irgend einem andern Seinesgleichen. Mit einer Ruhe, wie solche nur das reine

Bewußtseyn völliger Schuldlosigkeit erzeugen kann, hatte er die ganze Rede seines Gegners angehört; nicht die mindeste Spur einer innern Beschämung, oder eines geheimen Unwillens war in irgend einem seiner Gesichtszüge merkbar worden *); auch ließ er in die Ant-

*) Zu Intriguen, deren geheimste Fäden er, ohne daß ihm einer derselben entwischte, in seiner Hand zu halten wußte, hatte Bischof Heinrich von Winchester ungewöhnliche, nicht leicht zu übertreffende Geschicklichkeiten, mit denen er zugleich eine ungemeine Kühnheit und Entschlossenheit in der Ausführung verband. Ueberhaupt war jene anarchische Zeit in England an bedeutenden Männern und großen Charakteren nicht unfruchtbar: König Stephan, dessen Bruder Heinrich von Winchester, Graf Robert von Gloecester, nicht minder auch Mathilde, der man Muth, Kühnheit und männliche Beharrlichkeit unmöglich wird absprechen können. Nur sie selbst war ihr gefährlichster Feind, der auch ganz allein sie wieder stürzte; endlich noch Mathildens Gemahl, Graf von Anjou, ausgezeichnet durch wahrhaft heldenmäßige persönliche Tapferkeit und eine, oft an Verwegenheit gränzende Kühnheit; und wenn leider Härte, Geiz und Grausamkeit seine kriegerischen Eigenschaften befleckten, so war er doch immer ein Fürst von gediegener Kraft, majestätischem Aeußern *) und ein Feind kleinlicher Ränke, Schliche und Arglist. Zu diesen kamen noch mehrere andere, obgleich nicht so hochgestellte, und gleichsam nur Nebenrollen spielende, doch ebenfalls nicht spurlos vorübergehende Männer, wie Wilhelm von Ypern, Milo, Graf von Herefort, der in einer wankenden Zeit und unter wechselnden Verhältnissen dennoch immer fest stand, und an dem jedes glückliche wie unglückliche Ereigniß vorüberging, ohne seinen Charakter zu berühren, oder dessen Festigkeit zu erschüttern. Selbst Stephans edle, kluge, unternehmende und der größten Opfer fähige Gemahlin hat auf historische Anerkennung die gerechtesten Ansprüche. Nur Schade, daß alle diese ausgezeichneten Talente

*) Gesta Stephani.

wort auf die Rede seines Gegners nicht einmal ein empfindliches, viel weniger beleidigendes Wort einfließen. Indessen nahm er doch den Antrag: Mathildens Freunde und Anhänger mit dem Banne zu belegen, wieder zurück, und bevor die Synode sich auflößte, ward der Bannfluch blos gegen jene ausgesprochen, die in Zukunft auf das neue wieder feste Schlösser erbauen, oder die Rechte der Kirche beeinträchtigen, oder auch die Armen und Wehrlosen unterdrücken würden.

2. Des Grafen Glocesters Reise nach Frankreich verfehlte gänzlich ihren Zweck. Gottfried von Anjou lebte mit seiner Gemahlin nicht gerade in dem besten Einverständniß, und beiden war nichts erwünschter, als wann sie durch Berge und Meere von einander getrennt waren *). Gottfried zeigte also keine Lust, nach England

---

sich vereinigen mußten, um ihr Vaterland zu zerreißen und jenes Gebäude von Größe, welches der Eroberer gegründet, und das sich unter Wilhelm II. und Heinrich I. schon, und beinahe selbst zum Schrecken Frankreichs, so sehr consolidirt hatte, wieder zu stürzen.

*) Daran war jedoch weit weniger der Graf, als vielmehr dessen Gemahlin Schuld. Mathilde war schon im höchsten Grade unzufrieden, daß ihr Vater, nachdem sie als römische Kaiserin schon so viele Jahre auf der großen Weltschaubühne als die erste Monarchin der Christenheit geglänzt hatte, sie nun zwang, einem Grafen ihre Hand zu reichen. Zudem war Mathilde bedeutend älter als ihr Gemahl, der, als ihn Heinrich mit der Kaiserin vermählte, kaum noch zum Jüngling gereift war. Sie blickte daher nicht nur mit ihrem gewöhnlichen Stolz auf ihn herab, ließ ihn nicht nur täglich so ziemlich beleidigend den Unterschied fühlen zwischen einem Kaiserthron und einem Grafenstuhl, und wie viel sie sich vergeben, wie tief sie sich zu ihm herabgelassen habe; sondern wollte auch noch ihren jungen Gemahl, gleich einem unmündigen Knaben, ganz nach ihrer Laune am Gän-

zu geben: Indessen gab er doch anfänglich keine bestimmte Antwort. Er schien in seinen Entschlüssen zu wanken, daher auch Glocester noch immer die Hoffnung nährte, ihn für Mathildens Sache zu gewinnen; und erst, nachdem durch seine wirkliche, oder blos affectirte Unentschlossenheit mehrere Monate verloren waren, erklärte er, daß, bevor er die Normandie erobert haben würde, er nichts gegen England unternehmen könne. Es seyen diesfalls schon Unterhandlungen mit dem Könige von Frankreich, Ludwig VII., angeknüpft worden. Er sey dessen Beistandes, mithin auch der Eroberung des Herzogthums versichert; so wie diese vollendet sey, werde er ebenfalls der Eroberung Englands seine Aufmerksamkeit zuwenden. Zuletzt gab jedoch Gottfried zu, daß sein, mit Mathilde gezeugter ältester Sohn Heinrich den Grafen Robert nach England begleite. Vielleicht, sagt er, wird die Jugend und Liebenswürdigkeit des Prinzen die Herzen wieder gewinnen, welche Stolz, Härte und Grausamkeit der Mutter desselben entfremdet hatten. — Aber von der Abwesenheit Glocesters wußte Stephan einen trefflichen Gebrauch zu machen, und während jener in fruchtlosen Unterhandlungen eine kostbare Zeit verlor, brachte dieser, sobald er von seiner Krankheit wieder hergestellt war, ein ansehnliches Heer

---

gelband führen. Daher die unaufhörlichen Zerwürfnisse zwischen Beiden im Anfange ihrer Ehe. Diese verbesserte sich jedoch um vieles durch die Geburt Heinrichs, des Grafen von Anjou mit Mathilden gezeugten Sohnes. Da jedoch Gottfried den Stolz und die Herrschsucht seiner Gemahlin kannte, so wußte er wohl, daß, wenn es dieser auch gelingen sollte, den Thron von England zu besteigen, er höchstens blos den Königstitel mit ihr theilen, übrigens aber doch nur ein Graf von Anjou bleiben würde. Daher Gottfrieds geringe Lust oder vielmehr gänzliche Abneigung, mit einer bedeutenden Macht nach England zu segeln.

auf die Beine. Die Kaiserin hatte indessen Oxford zu ihrer einstweiligen Residenz gewählt; dahin zog nun Stephan in Eilmärschen, in sicherer Hoffnung, die Kaiserin durch einen plötzlichen Ueberfall in seine Gewalt zu bekommen. Aber auch die Besatzung von Oxford war nicht minder zahlreich. Alle Truppen, die Mathilde indessen hatte zusammenziehen können, waren darin vereinigt. Die Kaiserin glaubte stark genug zu seyn, dem König eine offene Feldschlacht bieten zu können. Ihre sämmtlichen Scharen zogen also Stephan entgegen und stellten sich hinter der Isis in Schlachtordnung. Aber der König schwamm mit seinem Heere über den Strom, griff den Feind muthig an, schlug ihn in die Flucht und drang mit den Fliehenden in die Stadt. Die Kaiserin zog sich auf das feste Schloß zurück, welches der König sogleich zu belagern anfing. Aber die Festungswerke waren ungemein stark, dabei in trefflichem Zustande, und auch die Besatzung leistete tapfern Widerstand. Schon hatte die Belagerung einige Wochen gedauert, und doch öffnete sich noch keine Aussicht auf baldige Eroberung der Feste. Aber Stephan wollte durchaus durch Gefangennehmung der Kaiserin dem Kriege ein Ende machen. Nichts also, weder die Höhe und Festigkeit der Mauern, ihrer Thürme und Blockwerke, noch die Tapferkeit der Besatzung, selbst nicht die eingetretene strenge Kälte — man war am Anfange Decembers (1143) — konnten ihn bewegen, die Belagerung aufzuheben. Er hielt sich fest an dem Gedanken, daß am Ende doch noch Mangel an Lebensmitteln und Hungersnoth die Thore der Burg ihm öffnen müßten. Wirklich ging diese seine Hoffnung auch am Ende der siebenten Woche in Erfüllung. Alle Vorräthe waren jetzt in dem Schlosse aufgezehrt. Schon seit ein paar Tagen hatten die Soldaten keine Nahrung mehr erhalten, und Hunger und Noth ihren Muth und ihre Kräfte gelähmt. Mathilde war also

gezwungen, die Burg zu übergeben, wollte jedoch vorher noch einen Versuch machen, wenigstens ihre eigene Person zu retten. An einem Montag, vor Tagesanbruch, verließ sie, nur von drei Rittern begleitet, das Schloß. Da die Erde ganz mit Schnee bedeckt war, hatten auch Mathilde und ihre Begleiter weiße Kleider angelegt. Zum Glücke war es Mathilden gelungen, durch eine bedeutende Geldsumme die erste Schildwache, der sie begegnen mußten, für sich zu gewinnen. Diese hielt sie daher nicht nur auf ihrer Flucht nicht auf, sondern geleitete sie auch sicher durch die ganze feindliche Postenkette hindurch. Bevor es noch völlig Tag war, kam Mathilde an die Themse; leider war der Fluß zugefroren. Das war für sie doch kein Hinderniß; aber auf einmal brach das Eis unter ihren Füßen und sie sank bis an den Hals in das Wasser. Es war jedoch blos eine schwache Stelle und rings umher die Eisdecke dicht und fest. Mit großer Anstrengung und der Hülfe ihrer Begleiter arbeitete sich also Mathilde wieder aus dem Wasser heraus, und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Aber nun mußte sie noch einige Stunden zu Fuße gehen, bis sie endlich ganz durchnäßt und von Kälte erstarrt in dem kleinen Städtchen Abingdon ankam. Hier fanden sie und ihre drei Ritter Pferde, und eilten nun nach dem festen Schlosse Wallingford, wo die Kaiserin wenigstens auf einige Zeit sich wieder in völliger Sicherheit sah. — Diese, mit so vieler Kühnheit unternommene, mit so vielen Gefahren verbundene und endlich unter so außerordentlichen Beschwernissen glücklich vollbrachte Flucht ist in der Geschichte Mathildens, besonders in der zweiten Hälfte ihres so sehr und so heftig bewegten Lebens das merkwürdigste Ereigniß, und ihre Freunde und Anhänger eilten nun überall, es ihren Gegnern als einen sprechenden Beweis aufzustellen, daß die schützende Hand der Allmacht ganz sichtbar über der Kaiserin walte *).

*) Es war die damalige, leider allgemeine, obgleich

3) Die Eroberung von Oxford war für Stephan kein kleiner Gewinn. Er erhielt dadurch ein entschiedenes Uebergewicht über seine Gegner. Aber dafür ward er einige Monate darauf von dem, indessen aus Frankreich zurückgekommenen Grafen von Glocester bei Wilton total geschlagen, und nur wenig fehlte, so wäre er sammt seinem Bruder, dem Bischof von Winchester, abermals gefangen worden. Die Eroberung von Oxford hatte einige Vasallen zum Abfall von der Partei der Kaiserin bewogen, und die verlorne Schlacht bei Wilton hatte für Stephan auch noch den Verlust einiger andern Burgen zur Folge, und so blieben jetzt immer noch die beiden Wagschalen in gleicher Höhe schwebend. Das Königreich war jetzt in zwei Theile getheilt. In den östlichen Provinzen ward Stephan als König, in den westlichen die Kaiserin anerkannt. Aber bei dieser bloßen Anerkennung hatte es auch sein Bewenden, und die eigentliche Macht des Königs wie der Kaiserin war in weit engere Grenzen eingeschlossen; die des Stephans beschränkte sich blos auf London und die benachbarten Grafschaften, und jene der Kaiserin nur auf die Grafschaft Glocester und die derselben zunächst liegenden Landschaften. Die

---

höchst irrige und zu den vermessendsten Urtheilen Veranlassung gebende Ansicht, jedes Unglück oder jeden Unfall sogleich als ein offenbares Strafgericht Gottes, und anderer Seits auch jeden glücklichen Erfolg als einen nicht mehr zu bezweifelnden Beweis zu betrachten, daß das, von demselben gekrönte Unternehmen unter den Schutz und der unmittelbaren Leitung der Vorsehung stehe. — Solche abgeschmackte Urtheile beruhen gewöhnlich nicht nur auf einer sehr großen Beschränktheit des Verstandes, sondern auch auf der noch weit größern und sündhaftern Verwegenheit, die unendlich weisen, unsern Augen gewöhnlich so tief verborgenen Rathschlüsse Gottes sogleich ergründen und Dessen unerforschliche Fügungen und Zulassungen nach unserm eigenen, kleinen, winzigen Maßstab abmessen zu wollen.

Kräfte beider Parteien waren demnach so schwach, daß keine etwas Entscheidendes unternehmen konnte. Seit der Schlacht bei Wilton fiel auch nichts Bedeutendes mehr vor. Der Krieg lößte sich nach und nach in eine bloße Parteigängerei auf. Kleine Gefechte fielen zwar öfters vor, zum Theile auch bisweilen durch einzelne, ausgezeichnete ritterliche Thaten nicht ganz unmerkwürdig, die aber nie ein anderes Resultat herbeiführten, als höchstens den Gewinn oder Verlust einer Burg, oder auch die Ausplünderung einer kleinen Landesstrecke, jedoch in den Gegenden, die den streitenden Parteien abwechselnd zum Tummelplatze dienten, das Elend des gemeinen Volkes immer noch um vieles vermehrten; während, wie wir schon bemerkt, auch die von dem Schauplatz des Krieges entferntesten Provinzen durch die gegenseitigen Befehdungen der in dieser Zeit der Anarchie sich als völlig unabhängige Herren betrachtenden Barone, von einem Ende bis zum andern mit Raub, Mord und Brand erfüllt wurden. Schrecklich war der Zustand des Königreiches, unbeschreiblich das Elend aller mittleren und niedern Volksklassen, und jede Ader des bürgerlichen Wohlstandes bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt.

4. Aber weit mehr, als eine verlorne Schlacht, oder der Verlust einer Burg, oder auch der Abfall einiger Vasallen beugte die Kaiserin der Tod ihres Bruders, des Grafen von Glocester. Ein bösartiges Fieber machte im Jahre 1146 seinem rastlosen Leben ein Ende; was die Kaiserin um so mehr schmerzen mußte, da einige Wochen früher auch Milo, Graf von Herefort, Mathildens treuester und wärmster Anhänger, den kein Glückswechsel ihr zu entreissen je im Stande gewesen seyn würde, gestorben war*). Unersetzlich war für Mathilden dieser doppelte Ver-

*) Milo verdient, und zwar im vollen Sinne des Wortes, als ein Muster der Treue und Ergebenheit auf-

lust. In Robert verlor sie einen ungemein klugen, weitsehenden Rathgeber, einen eben so tapfern als des Krieges kundigen Feldherrn, und endlich einen Bruder, dessen aufrichtige Liebe zu seiner Schwester der sicherste Bürge seiner unerschütterlichen Treue und Anhänglichkeit war. Zwei Grabhügel deckten jetzt alle Hoffnungen Mathildens. Sie selbst fühlte sehr wohl die Größe ihres Verlustes. Ueber ihr ganzes Wesen verbreitete sich eine gewisse Schwermuth, die sichtbar ihre Thätigkeit lähmte und alles Interesse für andere Gegenstände bei ihr beinahe völlig zu verschlingen schien. Von jetzt an nahmen auch ihre Angelegenheiten zusehends eine immer schlimmere Wendung; tiefer sank mit jedem Tage ihr Ansehen, und immer kleiner ward die Anzahl ihrer Anhänger, so daß sie sich entschloß, England zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, um dort ruhig abzuwarten, ob sie nicht vielleicht von Zeit, Zufall oder irgend einem unvorgesehenen glücklichen Ereigniß, einst doch noch das erhalten würde, was sie seit acht Jahren zu erkämpfen fruchtlos versucht hatte. Diesen Entschluß führte nun auch Mathilde im Anfange März des Jahres Ein tausend ein hundert und sieben und vierzig wirklich aus, nachdem sie einige Monate früher schon ihren Sohn Heinrich zu seinem Vater zurückgeschickt hatte.

5. Indessen hatte Gottfried von Anjou die Normandie sich unterworfen, und war jetzt im ruhigen Besitze dieses großen und mächtigen Herzogthums. Die Eroberung

gestellt zu werden. Er war unter Graf Robert Sheriff von Glocester. Als Mathilde in England gelandet hatte, befand sie sich anfänglich in höchst beschränkten Umständen, denen erst der, von ihrem Bruder bei Lincoln erfochtene Sieg ein Ende machte, und diese ganze Zeit über, während es auch noch gar keinen Anschein hatte, daß das Glück ihr Unternehmen sehr begünstigen werde, hatte Milo die ganze Haushaltung derselben aus seinen Mitteln bestritten.

desselben hatte er vorzüglich auf Betrieb des Königes von Frankreich unternommen. In dem französischen Interesse lag es nämlich, die, unter dem Eroberer und dessen beiden Söhnen schon so furchtbar gewordene englische Monarchie so viel wie möglich auf jede Weise zu schwächen, mithin vor allem ihr ihre sämmtlichen Continentalbesitzungen wieder zu entreißen. Als nun Ludwig sah, daß Stephans Angelegenheiten nach dem Tode des Grafen von Glocester eine immer günstigere Wendung nahmen, es auch jetzt wirklich alles Ansehen hatte, daß Stephan nun in kurzer Zeit sich auf seinem Throne vollkommen befestigen werde, aber eben daher auch der französische König befürchtete, daß jener, nach wiederhergestellter Ruhe in England, mit überlegener Macht in die Normandie kommen, und dann mit leichter Mühe sich des Herzogthums bemächtigen werde, so gab er, um diesem zuvorzukommen, sich alle Mühe, den Grafen Anjou zu bewegen, jetzt, da es noch Zeit sey, seine Rechte auf die Normandie mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Zwischen Beiden kam demnach ein Vertrag zu Stande, dem zu Folge Gottfried die Stadt und Festung Gisors dem Könige abtrat, dieser dagegen ihn mit der Normandie belehnte, die Huldigung dafür von ihm annahm, auch zur Eroberung des Landes ein französisches Hülfsheer ihm zu senden versprach. In dem Jahre 1145 ging also Gottfried von Anjou an der Spitze eines zahlreichen Heeres bei Vernon über die Seine und rückte in das Herzogthum ein; jedoch nicht wie das erstemal, alles mit Feuer und Schwert verheerend, sondern mit der Schonung eines friedeliebenden Fürsten, der sich jetzt in den Besitz der ihm rechtmäßig zugefallenen Ländertheile setzen will. Freiwillig öffnete ihm daher auch die Hauptstadt ihre Thore, und die Einwohner von Rouen jubelten sogar bei seinem Einzuge in die Stadt. Aber das feste Schloß leistete tapfern Widerstand. Gottfried mußte es belagern, und bekam es erst dann in seine Gewalt, als Mangel an Lebens-

mitteln die Besatzung zur Uebergabe zwang. Seinem Versprechen getreu, brach jetzt auch Ludwig VII. mit seiner gesammten Hausmacht in die Normandie ein, während des Grafen von Anjou Schwager, der Graf von Flandern, ihm ebenfalls einen Reiterhaufen von vierzehn hundert Pferden zuführte. Die vereinten Heere belagerten nun Duecourt, das ebenfalls nicht eher sich ergab, als bis alle darin vorhandenen Vorräthe von Lebensmitteln aufgezehrt waren, und Furcht vor Hungersnoth den Belagerern die Thore der Burg öffnete*). Aber wie sehr dem französischen Könige die schleunige Besitznahme der Normandie durch Gottfried von Anjou am Herzen lag, erhellt jetzt besonders daraus, daß Ludwig mit seinem Heere die Normandie nicht eher verließ, bis alle Städte und Burgen, nur mit Ausnahme der Feste Arque, sich dem neuen Herzoge unterworfen hatten. Die französische Politik hatte für jetzt gesiegt. Die englische Monarchie war nun in zwei Theile zerrissen, und unter zwei mit einander rivalisirenden Häusern getheilt. England erkannte Stephan für seinen König, und die Normandie nebst der so ansehnlichen Grafschaft Maine waren für immer mit Anjou vereint**).

*) Die Belagerungskunst hatte im Mittelalter mit der Befestigungskunst nicht gleichen Schritt gehalten, war weit hinter derselben zurückgeblieben; daher wir auch finden, daß nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in allen übrigen Ländern eine belagerte Stadt nur dann konnte genommen werden, wann die darin liegende Besatzung nichts mehr zu nagen und zu beißen hatte. Fehlte es aber derselben nicht an Lebensmitteln, so war es dann auch gewöhnlich das Schicksal jeder belagernden Armee, daß, wenn sie lange genug vor den unbezwingbaren Mauern einer Feste gelegen hatte, unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte.

**) Wie gewagt ist es doch, wenn der so beschränkte menschliche Verstand, der gewöhnlich kaum eine Spanne lange Zeit zu überblicken vermag, nun gar eine noch entferntere

6. Der Tod hatte jetzt Stephan von seinen zwei gefährlichsten, weil talentvollsten Gegnern befreit, und Mathildens Flucht nach Frankreich, die man in der Lage, in welcher die Kaiserin sich befand, als eine stillschweigende Verzichtleistung auf den Thron von England betrachten konnte, den wenigen Anhängern des Anjouischen Hauses im Königreiche noch vollends allen Muth benommen. Mit Grund konnte also Stephan hoffen, daß er nun bald als endlicher Sieger die Früchte seines langjährigen Mühens, Kämpfens und Ringens in Friede werde genießen können. Aber leider zerfiel er jetzt wieder mit einem Theile seines anmaßungsvollen Adels und — was noch weit gefährlicher war — auch mit seiner Geistlichkeit, und zuletzt gewissermaßen selbst mit dem heiligen Vater in Rom. Die Veranlassung zu diesem neuen Conflikt mit der Kirche gab der Bischof von Winchester. Diesem war die Abhängigkeit der bischöflichen Kirche von Winchester von dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury längst schon ein Gegenstand geheimen Verdrusses. Mit seinem Bruder, dem Könige, stand Heinrich jetzt in dem besten Vernehmen, hatte sich auch in sehr hohem Grade der Gunst des Papstes Julius II. zu erfreuen. Dieses doppelte, glückliche Verhältniß wollte der Bischof nun zur Erhöhung seines Ansehens benutzen. Er bat also den heiligen Vater, das Bisthum Winchester zu einem unabhängigen Erzbisthum zu erheben. Der Papst war um so geneigter, diese Bitte zu gewähren, da auch der König sich bei ihm mit vieler Wärme für seinen Bruder verwendete, und schon hatte

---

Zukunft zu ordnen, und diese seinem Interesse gemäß zu bestimmen sucht. Ludwig VII. ahnete nicht, daß er jetzt durch das, was er that, statt England zu schwächen, gerade dessen künftige Größe vorbereite und das Seinige dazu mitbeitrage, um es auf jene Höhe von Macht zu erheben, auf der es viele Jahre hindurch Frankreichs weit mächtigerer, und daher eben so lästiger als gefährlicher Nachbar ward.

der heilige Vater das Pallium für den neuen Erzbischof abgeschickt, und auch die sieben Bischöfe bestimmt, welche die Suffragane der erzbischöflichen Kirche von Winchester werden sollten, als dieser Papst plötzlich starb und sein unvermutheter Tod die ganze Sache wieder rückgängig machte. Natürlich gab jetzt der Erzbischof Theobald von Canterbury, dessen Metropolitankirche durch die Erhebung des Bisthums Winchester zu einem Erzbisthum vieles verloren haben würde, sich alle Mühe, den Plan des Bischofes von Winchester zu vereiteln, und da er wohl wußte, daß der König seinen Bruder in allem unterstütze, so faßte er von diesem Augenblicke an gegen den Monarchen eine Abneigung, die er ihm in der Folge bei verschiedenen Gelegenheiten sehr empfindlich fühlen ließ. — Bischof Heinrich hatte die Gewalt, mit der er als päpstlicher Legat ausgerüstet war, nicht selten auf eine ziemlich zweifelhafte Weise ausgeübt, einigemal sie sogar offenbar mißbraucht, und dadurch sich eine Blöße gegeben, die jetzt der Erzbischof Theobald bei dem römischen Hofe so geschickt zu benutzen wußte, daß der Papst dem Bischof von Winchester die Würde eines päpstlichen Legaten nahm und sie dessen Gegner, dem Erzbischofe Theobald, übertrug. Darüber ward nun nicht blos der Bischof, sondern auch sein Bruder, der König, im höchsten Grade entrüstet; und als bald darauf Eugenius III. alle Bischöfe zu einem Concilium, bei dem er selbst den Vorsitz führen wollte, nach Rheims berief, verbot Stephan seinen Bischöfen, unter der Strafe der Einziehung ihrer Güter, diesem päpstlichen Rufe zu folgen. Diesem königlichen Gebote glaubte jedoch der Erzbischof Theobald nicht sich fügen zu müssen; da aber alle Häfen im Königreiche jetzt scharf bewacht wurden, so ging der Erzbischof an einen unbemerkten Ort an die Küste, setzte sich dort in ein kleines Boot und überließ sich kühn den Winden und Wellen, die ihn auch glücklich an die Küste Frankreichs führten. Diesen Trotz wollte Stephan nicht unbestraft lassen; und als der Erzbischof,

nach beendigtem Concilium, wieder zurückkam, ward er aus England verbannt, nachdem vorher schon der König alle Einkünfte desselben hatte in Beschlag nehmen lassen. Theobald kehrte nun wieder nach Frankreich zurück. Aber der Papst ward durch dieses Betragen des Königs so sehr erbittert, daß er ganz England, so weit es Stephan gehorchte, so wie alle Städte und Gegenden, wohin er kommen würde, mit dem Interdikt belegte. In den meisten Grafschaften hörte nun aller Gottesdienst auf. Kirchen und Altäre standen verödet, und die Sterbenden waren des letzten Trostes der Religion beraubt. Ueberall gerieth das Volk darüber in die heftigste Bewegung, und Mathildens Anhänger schöpften wieder neuen Muth. Zum Glück für Stephan wurden nun auch seine Freunde und treuesten Räthe, die sämmtlich die gefährlichsten Folgen davon befürchteten, so sehr geschreckt, daß sie mit Bitten und den dringendsten Vorstellungen bei dem König nicht nachließen, bis er den Erzbischof wieder nach England zurückrief, demselben seine Güter zurückgab und sich völlig mit ihm aussöhnte. Aber auch nach dieser Aussöhnung blieb der Erzbischof von Canterbury, der mit der Würde eines Primas des Königreiches nun auch die eines päpstlichen Legaten verband, demnach nicht nur die Kirche von England beinahe unumschränkt beherrschte, sondern auch in allen wichtigen Reichsangelegenheiten einen bedeutenden Einfluß hatte, doch noch immer ein, nicht geheimer, sondern erklärter Freund und Anhänger des Anjouischen Hauses. Von seiner Anhänglichkeit gab diesem Hause der Erzbischof Theobald einige Zeit darauf einen sprechenden Beweis. Stephan nämlich berief sämmtliche Bischöfe seines Reiches zusammen, und stellte an sie die Forderung, seinen ältesten Sohn Eustache, den er zum Mitregenten anzunehmen gesonnen sey, zum Könige zu krönen und ihm als dem zukünftigen Beherrscher Englands sogleich zu huldigen. Mehrere Bischöfe waren nicht abgeneigt, den Willen des Königs zu erfüllen; aber desto heftiger wider-

setzte sich demselben der Erzbischof Theobald. Er habe, sagte er, über diese Angelegenheit den Papst befragt, und dieser ihm ausdrücklich verboten, dem Verlangen des Königs zu willfahren; indem Stephan nicht durch Erbrecht, sondern durch offenbare Gewalt und mit Verletzung seines, der Kaiserin geschworenen Eides der Treue, die Krone erlangt, daher auch kein Recht habe, sie seiner Familie zu hinterlassen. Natürlich schlossen sich dieser Entscheidung des päbstlichen Legaten nun auch alle übrigen Bischöfe an. Aber vielleicht noch nie in seinem Leben entflammte der König in einen größern Zorn als jetzt. In dem ersten Anfall desselben befahl er seiner Leibwache, den Erzbischof sammt allen übrigen Bischöfen in dem Saale einzusperren, wollte auch sogleich Commissäre aussenden, welche die Einkünfte und alles Eigenthum der Bischöfe mit Beschlag belegen sollten. Als jedoch bald darauf der Zorn sich bei ihm wieder etwas legte und einer reifern Ueberlegung Platz machte, nahm er die gegebenen Befehle zurück, ließ die Bischöfe vor sich kommen, behandelte sie mit Anstand, und entließ sie friedlich und freundlich in ihre respektiven Diöcesen, obgleich er jetzt wohl einsah, daß er für die Zukunft an denselben in vorkommendem Falle nichts weniger als eine sichere Stütze haben würde.

7. Was ebenfalls nicht wenig dazu beitrug, die Lage Stephans, besonders bei der jetzt zwischen ihm und seinem Clerus eingetretenen Kälte, noch kritischer zu machen, war die immer zunehmende Abneigung seiner Barone. Daran war jedoch keineswegs der König Schuld, dem es unter den damaligen Verhältnissen, und bei der, durch den langen bürgerlichen Krieg so sehr zerrütteten Verfassung Englands, offenbar unmöglich war, die Liebe seiner, des Gehorsames völlig entwöhnten Vasallen, besonders der Mächtigern, für sich wahrhaft zu gewinnen; um diesen Preis hätte er allen

ihren, selbst den frechsten Anmaßungen nachgeben, alle Gewaltthätigkeiten, die sie sich überall erlaubten, ruhig dulden, und ihren übertriebensten Forderungen Genüge leisten müssen. Dies lag jedoch weder in dem Charakter noch in der Regierungsmethode Stephans; und als zwei gerade der mächtigsten Barone, nämlich Gottfried von Mainville und Ranulf von Chester durch ihr Betragen, mehr als die Andern, Stephans Argwohn erregten, berief er sie unter einem scheinbaren Vorwand, der den beiden Grafen nichts Arges ahnen ließ, an seinen Hof, wo sie, sogleich wie sie ankamen, gefangen genommen und so lange in harter Haft gehalten wurden, bis sie ihre festen Burgen dem Könige übergaben. Unstreitig war dieses Verfahren im höchsten Grade gesetz- und verfassungswidrig; aber wenn es auch selbst durch die, bei dem Ungehorsam der Vasallen so sehr gefährdeten inneren Ruhe des Staates, so wie durch die mißliche Lage des auf allen Seiten von offenen und geheimen Feinden umgebenen Königs keineswegs gerechtfertigt werden kann, so möchte doch der ruhige und nüchterne Beobachter vielleicht darin einige Gründe, wenigstens der Entschuldigung finden. — Indessen machte die, den beiden Grafen gewordene harte Behandlung ungemeines Aufsehen. Stephans geheime Feinde erhuben über die Tyrannei des Königs und dessen schrankenlose Willkühr ein furchtbares Geschrei, und viele schlossen geheime Bündnisse unter einander, zwar jetzt noch nicht unmittelbar gegen den König, sondern einstweilen nur, wie sie sagten, zu ihrer eigenen Sicherheit und gegenseitigen Vertheidigung. Aber bei allem dem hatte Stephan, während den drei Jahren seit Mathildens Entweichung aus England, sich schon so weit wieder auf seinem Throne befestiget, daß die Umtriebe einiger unruhigen Vasallen ihn nicht sehr beunruhigt haben würden, hätten die Unzufriedenen

nicht an dem jungen, seit einiger Zeit von dem Glücke so ungemein begünstigten Prinzen Heinrich von Anjou einen, für Stephan höchst gefährlichen Anhaltspunkt gefunden. — Als dieser Prinz in einem Alter von sechszehn Jahren mit dem Grafen von Glocester nach England gekommen war (1143), nahm er an den damaligen Unruhen und Kämpfen beinahe gar keinen Antheil; begab sich blos zu seinem Großoheim, dem Könige David nach Carlisle, und ließ sich, nach Sitte damaliger Zeit, von demselben zum Ritter schlagen. Aber nach seiner Rückkehr in die Normandie übergab ihm sein Vater, sobald auch Mathilde, Heinrichs Mutter, zurückgekommen war, mit Bewilligung derselben das Herzogthum. Bald darauf starb Gottfried von Anjou (7. Septbr. 1151) und hinterließ seinem Sohne Heinrich die Grafschaften Anjou, Maine und Touraine, und mit diesen ohnehin schon so bedeutenden Besitzungen vereinigte gleich im darauf folgenden Jahre Heinrich durch seine Vermählung mit Eleonore von Poitou, auch das weitschichtige und mächtige Herzogthum Aquitanien. An Macht war also Heinrich jetzt seinem Lehnsherrn, dem Könige von Frankreich, weit überlegen. Nach der jetzigen Eintheilung Frankreichs besaß derselbe vierzehn, und Ludwig nur acht oder neun Departemente davon. Um so gegründeter war die Hoffnung der Feinde Stephans in England, daß ein so mächtiger Prinz, besonders mit ihrer Unterstützung, sich ganz gewiß und ohne große Mühe des Königreiches bemächtigen werde. Der Graf von Cornwallis kam selbst in die Normandie und ermunterte den jungen Herzog, seine Ansprüche auf die Krone von England geltend zu machen. Der Graf versicherte den Herzog, daß alle Stände der Nation seine Ankunft erwarteten, und daß zur Vertheidung Stephans sich keine Hand im ganzen Königreiche regen werde.

8. Eine Königskrone, die ihm durch Erbrecht gebührte, und welche die Nation selbst ihm jetzt antrug, konnte und wollte Heinrich nicht zurückweisen. Er fing also sogleich an sich zu rüsten, fest entschlossen, noch in demselben Jahre mit einem bedeutenden Heere nach England zu segeln. An der Ausführung dieses Entschlusses ward er jedoch jetzt, und zwar ganz unvermuthet, durch einen Krieg mit Frankreich verhindert. Die so plötzlich und so schnell gestiegene Macht des Hauses Anjou hatte endlich, obgleich viel zu spät, die Eifersucht Ludwigs VII. erregt, auch den Neid mehrerer benachbarten französischen Herren geweckt. Zwischen diesen, nämlich dem Grafen von Champagne, den Grafen von Dreux und Perche und dem Könige von Frankreich war nun gegen Herzog Heinrich ein Bündniß zu Stande gekommen, dem selbst Heinrichs Bruder, Gottfried Plantagenet, beitrat, weil, wie er sagte, Heinrich ihm von der väterlichen Erbschaft den Theil, den der Vater für ihn bestimmt, noch immer vorenthalte. Endlich hatte sich Ludwig auch mit dem Könige von England wieder in nähere Verbindung gesetzt, und Stephan, dem es kein Geheimniß war, daß Heinrich in dem Hafen von Barfleur Schiffe zu einem Zuge nach England ausrüsten lasse, seinen ältesten Sohn Eustach mit einem ansehnlichen Heerhaufen über das Meer geschickt, um in Verbindung mit Ludwig und den übrigen Herren den Herzog in seinen eigenen Staaten anzugreifen. Die Lage des Letzteren war jetzt wirklich nichts weniger als gefahrlos, auch glaubten die Verbündeten sich eines glücklichen Erfolges so vollkommen versichert, daß sie, wie nachher erzählt ward, Heinrichs sämmtliche Staaten schon unter sich getheilt haben sollen. Das Kriegsglück schien Anfangs die Waffen Ludwigs zu begünstigen. Er eroberte Neumarsee, ohne daß Heinrich es zu verhindern vermachte. Dieser warf sich aber plötzlich über seinen

Bruder Gottfried, und zwang ihn, sich von dem Bunde zu trennen, griff hierauf den Grafen von Champagne an, trieb ihn nach einigen glücklichen Gefechten zurück, und wandte sich dann eben so schnell wieder gegen den französischen König, dessen Fortschritte er nicht nur sogleich hemmte, sondern bald darauf auch sogar ihn nöthigte, einen Waffenstillstand auf einige Monate mit ihm einzugehen. Diese kurze Waffenruhe benutzte nun Heinrich zur Ausführung seiner Entwürfe auf England, und als er hörte, daß die ungemein feste Burg Wallingford schon die Fahne seines Hauses aufgepflanzt habe, und daher von Stephan jetzt belagert werde, eilte er so sehr sie zu entsetzen, daß er bei der größten Kälte, mitten im Winter des Jahres 1152 auf 53, sich mit seinem Heere nach England einschiffte. Bei seiner Landung war zwar der Zulauf nicht so stark als er erwartet hatte, aber dennoch traten mehrere mächtige Vasallen auf seine Seite, und führten ihm bedeutende Verstärkungen zu. Stephan hob nun die Belagerung von Wallingford auf, rückte in Eilmärschen dem Feinde, der indessen das Schloß Malmesbury gewonnen hatte, entgegen, und lagerte sich demselben gegenüber. Demungeachtet kam es jetzt dennoch zu keiner entscheidenden Schlacht. Die großen Vasallen, sowohl jene, welche zu Heinrich übergegangen waren, als die, welche noch zu König Stephan hielten, waren des langen Blutvergießens blos in dem Interesse zweier Königshäuser von Herzen müde. Weder die Einen noch die Andern hatten große Lust sich zu schlagen, sondern suchten, unter der Leitung des klugen Grafen Wilhelms von Arundel, zwischen beiden Gegnern einen Vergleich zu Stande zu bringen, und deren gegenseitige Forderungen so viel wie möglich mit einander in Einklang zu bringen. In Vorschlag ward also jetzt gebracht, daß Stephan, so lange er lebe, König in England bleiben, jedoch die Thronfolge nach seinem

Tode dem Prinzen Heinrich sogleich zugesichert werden sollte. Aber heftig widersprach diesem Antrage Stephans ältester Sohn, der Prinz Eustach. Dieser konnte sich nicht entschliessen, statt, wie er gehofft hatte, nach seines Vaters Tod einen Königsthron zu besteigen, nun wieder nur ein bloßer Graf von Boulogne zu werden. Mit einem Theile des Heeres verließ er das Lager seines Vaters, rief alle seine Freunde und Anhänger auf, sich um seine Fahne zu sammeln, und erklärte, fest entschlossen zu seyn, sein Thronfolgerrecht mit den Waffen in der Hand gegen seinen Nebenbuhler zu vertheidigen. Da der König von Frankreich natürlicher Weise die Sache seines Bundesgenossen, des Prinzen Eustach, auf alle Weise zu begünstigen suchte, so wollte er jetzt Heinrich, in dessen Rücken eine mächtige Diversion machen, die ihn zwingen sollte, England zu verlassen und zur Vertheidigung seiner eigenen Staaten herbeizueilen. In Verbindung mit dem Grafen von Champagne fiel er also, da ohnehin der Waffenstillstand jetzt zu Ende war, in die Normandie wieder ein. Aber der kluge und umsichtige Heinrich hatte auf diesen Fall schon die gehörigen Vorkehrungen getroffen und den Oberbefehl in allen festen Städten und Schlössern lauter tüchtigen, ihm ergebenen, und des Krieges kundigen Männern übertragen, und in der vollen Ueberzeugung, daß diese den schwachen Angriffen Ludwigs hinreichenden Widerstand leisten würden, dachte er nicht von weitem daran, nach der Normandie zurückzugehen, sondern blieb in England, um hier das nun einmal angefangene Werk, sey es durch Waffengewalt oder Unterhandlungen zu vollenden. Ein ganz unvermutheter glücklicher Zufall kam ihm hierin zu Statten. Prinz Eustach nämlich ward plötzlich krank und starb nach einem kurzen Krankenlager von wenigen Tagen; mit ihm und beinahe zu gleicher Zeit auch sein treuester Freund, der mächtige Graf Simon von Northampton.

9. Den Bemühungen der Grosen, die beiden streitenden Partheien mit einander zu vergleichen, setzte sich jetzt nichts mehr entgegen, und in kurzer Zeit kam nun unter der Vermittelung des Erzbischofs von Canterbury und des Bischofs von Winchester, ein förmlicher, dem unseligen Kronstreit auf immer ein Ende machender Friedensvertrag zu Stande. Diesem zu Folge blieb Stephan auf Lebenszeit König von England, nahm aber den jungen Herzog Heinrich von der Normandie an Sohnes Statt an, ließ ihm von seinem Sohne Wilhelm und allen seinen Vasallen und Unterthanen den eventuellen Huldigungseid leisten. Auch alle Bischöfe und Aebte schwuren, auf ausdrücklichen Befehl Stephans, Heinrich den Eid der Treue, mit dem Versprechen, den geschlossenen Vertrag gegen jede Verletzung auch durch kirchliche Censuren zu schützen. Endlich mußten auch alle Befehlshaber in den Städten, Burgen und Schlössern sich eidlich verbinden, die ihrer Wachsamkeit anvertrauten Städte, Burgen und Schlösser nach König Stephans Tod niemand als dessen rechtmäßigem Nachfolger, dem Herzog Heinrich von der Normandie zu übergeben. Dem Prinzen Wilhelm, Stephans zweitem Sohne, ward nach seines Vaters Tode die Nachfolge in der Grafschaft Boulogne zugesichert, Er auch in dem Besitze aller Ländereien, Würden und Ehrenstellen, die sein Vater, bevor er König geworden, in England besessen hatte, bestätiget, wie auch in den grosen Besitzungen, die ihm seine Gemahlin, die reiche Erbin des Grafen von Varenne, zugebrach thatte, zu denen jetzt auch noch Heinrich, um seinen nunmehrigen Bruder einen Beweis seiner Liebe und Freundschaft zu geben, noch mehrere sehr einträgliche, in der Grafschaft Kent gelegene Manors hinzufügte. Auf beiden Seiten ward der Vertrag noch von vielen Grosen unterzeichnet, die sich eidlich verpflichten mußten, daß, wenn einer der beiden Contrahirenden dem Ver-

trage zuwider handeln würde, sie denselben sogleich verlassen und sich auf die Seite des Andern stellen wollten. — Als der Vertrag mit allen dabei zu beobachtenden Formen geschlossen, und diese für die englische Nation so wichtige Angelegenheit völlig beendigt war, hatte die erste persönliche Zusammenkunft zwischen König Stephan und dem jungen Herzog Heinrich Statt. Ersterer umarmte seinen Adoptivsohn mit aufrichtiger, beinahe an väterliche Zärtlichkeit grenzender Liebe, und dieser erwies seinem nunmehrigen zweiten Vater alle Ehrerbietung, die ein dankbarer Sohn demjenigen, dem er sein Daseyn zu danken hat, nur immer erweisen kann. Heinrich begleitete hierauf den König nach London, wo dieser ihn feierlich zum zukünftigen Thronfolger ausrufen ließ. Beide machten hierauf mit einander eine Reise durch mehrere Grafschaften des Königreiches, und da ihre Einigkeit und ungeheuchelte Freundschaft den Völkern ein willkommener Vorbote wiederkehrender Ruhe und bleibenden Friedens war, so wurden sie auch überall, wohin sie kamen, in den Städten wie auf dem Lande, mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. — Unter allen Beweisen eines vollkommenen gegenseitigen Zutrauens, trennten sich endlich Beide von einander, und Heinrich kehrte in die Normandie zurück. Da aber der zwischen Beiden mit der Zustimmung der ganzen Englischen Nation geschlossene Vertrag auch die Bestimmung enthielt, daß alle, seit den Zeiten des Eroberers errichteten Festungswerke niedergerissen werden sollten, der König jedoch mit Vollziehung dieses Artikels geflissentlich zu zögern schien, Heinrich aber, der die Wichtigkeit desselben für die innere Ruhe, wie selbst für die Verfassung des Königreiches sehr wohl einsah, durchaus darauf bestand; so kamen diesfalls Beide nachher noch einmal in Dunstable zusammen, und obgleich die Vorstellungen, welche Heinrich, und zwar, wie die englischen Geschichtschreiber berichten, mit der größten Ehr-

erbietung dem Könige machte, dennoch nicht gänzlich ihren Zweck erreichten, und nur die Schleifung noch einiger festen Burgen zur Folge hatten, so ward doch das Band der Freundschaft, das Beide umschloß, nicht im mindesten dadurch gelockert.

10. In seinem ehemaligen Gegner, dem Herzog Heinrich, konnte jetzt Stephan die sicherste und festeste Stütze seines Thrones erblicken und mit Zuversicht einer Reihe heiterer und froher Tage entgegen sehen, in welchen es ihm vielleicht vergönnt seyn würde, wenigstens einen Theil der Wunden, die seine Usurpation dem Königreich geschlagen, wieder zu heilen. Doch dieser Trost sollte ihm nicht werden, denn schon vier Monate darauf setzte der Tod allen seinen Wünschen und Hoffnungen ihre Grenze. Stephan starb im zwei und fünfzigsten Jahre seines Alters, am sieben und zwanzigsten September des Jahres Ein Tausend ein hundert und vier und fünfzig. Seine neunzehnjährige Regierung war für die englische Nation eine traurige und schreckliche Periode, noch schrecklicher als selbst die Zeiten der dänischen Einfälle und Verheerungen. Mit dem grenzenlosen Elende der Nation haben wir an mehreren andern Orten unsere Leser schon hinreichend bekannt gemacht, und wir dürfen jetzt hier nur noch hinzufügen, daß während diesen verhängnißvollen Jahren mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Königreiches von dem Erdboden verschwand, und daß — zufolge der Berichte mehrerer Augenzeugen — man selbst noch nach geschlossenem Frieden, in den ersten zwei Jahren, durch manche Gegenden Englands einen ganzen Tag reisen konnte, ohne auch nur einer einzigen lebenden Seele zu begegnen. — Stephan hatte alle Anlagen und Eigenschaften eines trefflichen Regenten. Hätte er auf rechtmäßigem Wege eine Königskrone erlangt, so würde Stephans Regierung glücklich und segensvoll für seine Völker gewesen

seyn, und Er Selbst auf geschichtliche Würdigung und Anerkennung die gerechtesten und gegründetsten Ansprüche gehabt haben. — Als Privatmann war Stephan ungemein liebenswürdig, sanft, gütig, nachgiebig und herablassend, von Rachsucht entfernt, zum Verzeihen geneigt, ein Freund seiner Freunde; und wenn er trotz seines guten Herzens dennoch bisweilen Ungerechtigkeiten beging, so muß dies ungleich mehr dem oft unwiderstehlichen Drange seiner Lage, und den wilden gebieterischen Zeitumständen, als seinem Charakter zur Last gelegt werden. — Mit Stephan erlosch der letzte männliche Zweig der Familie des Eroberers, und mit Heinrich Plantagenet bestieg nun das Haus Anjou den Thron von England.

Erklärung.

bestimmte Ansicht und ein begründetes Urtheil Pflicht für Jeden ist, so werden wir die bedeutenderen Zeitfragen vom katholischen Standpuncte aus auch erörtern, und wenn wir auch weit von der Anmaßung entfernt sind, leitende Artikel schreiben zu wollen, wenigstens das Recht in Anspruch nehmen, eine katholische Stimme geltend zu machen, so weit dieses immer in unsern Kräften steht. Ueber diese Erörterungen und Zeitfragen erlauben wir uns jedoch noch zwei Dinge zu bemerken.

Es gibt wenige religiöse Erscheinungen, die nicht irgendwie mit der Politik zusammenhängen, und kein politisches Factum von Bedeutung, das sich nicht in letzter Instanz auf ein religiöses Princip zurückführen ließe. Damit ist uns der Weg, den wir einzuhalten haben, schon vorgezeichnet. Der „Katholik" als Kirchenzeitung wird sich zwar nicht officiell mit Politik befassen, wohl aber alle jene politischen Fragen, die irgend ein kirchliches Interesse berühren, im Lichte der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit zu würdigen versuchen. Vielleicht gelingt es uns dadurch den Mangel katholischer Zeitungen weniger fühlbar zu machen, denn nicht auf die tausend Kleinigkeiten, die der Tag bringt und wieder verschlingt, nicht auf die unzähligen Artikel kommt es an, die wie Ameisen in den politischen Blättern herumwimmeln, sondern auf eine katholische Ansicht über hervortretende Charaktere und Ereignisse, die alle diese Einzelheiten zu einem Bilde verarbeitet und darstellt. Alle diese Erörterungen werden im Geiste der Kirche, also conservativ gehalten sein.

Das Zweite ist Folgendes. Täuscht uns nicht Alles, so naht die Zeit heran und ist zum Theil schon da, in welcher der Staat die seither gegen die Kirche eingehaltene Bahn zu verlassen und ihr die Hand wieder zu reichen sucht. Wir verkennen nun durchaus nicht die hier und da auftauchenden Indicien vom Gegentheile, allein im Allgemeinen glauben wir im Rechte zu seyn und werden daher überall der Versöhnung da ehrlich entgegenkommen, wo sie uns aufrichtig angeboten scheint. Im entgegengesetzten Falle werden wir thun, was in Deutschland eben gethan werden kann, und gelingt es uns nur irgendwo die Ueberzeugung zu wecken, daß die Kirche nicht die Feindin des Staates, sondern seine natürliche wohlmeinendste Freundin sey, daß der gemeinschaftliche Feind, der beide zu verschlingen sucht, sein Lager an einem ganz andern Orte aufgeschlagen hat, so wird vielleicht dieses schon dazu beitragen, der Kirche eine bessere Zukunft anzubahnen.

Was unser Verhältniß zu den von der Kirche abgerissenen Confessionen betrifft, so wollen wir diese ihre eigenen Wege wandeln lassen und haben weder Zeit, noch Lust, noch Raum, einen unfruchtbaren Kampf mit denselben heraufzubeschwören. Allein eben so wenig werden wir den Angriffen derselben aus dem Wege gehen, und uns dabei stets von dem Grundsatze leiten lassen: die reine unverhüllte Darstellung der Wahrheit sey die beste Polemik. Sehr freuen sollte es uns dagegen, wenn wir recht viele katholische Regungen und Lebenskeime aus den akatholischen Confessionen zu melden hätten.

Ist die Zeit uns günstig und bietet sie viele interessante Erscheinungen dar, so wird auch der „Katholik" an Interesse zunehmen. Eines jedoch wird nie aufhören, der Gegenstand unserer theuersten Pflege und Sorgfalt zu seyn, die heilige Angelegenheit der katho-

lischen Missionen. Wir werden daher, um den Gegenstand nicht zu sehr zu zersplittern und dem Leser die Uebersicht zu erleichtern, jede Woche dem „Katholiken" eine eigene, nur der Missionssache gewidmete Beilage unter dem Titel:

Neueste Nachrichten aus den katholischen Missionen

beigeben und jedenfalls dadurch uns eben so sehr einer Pflicht gegen die Sache als das größere Publicum zu entledigen.

Dieß ist etwa das äussere Gerüst, das wir im Vertrauen auf Gott, von unsern Freunden unterstützt und im Besitze nicht unbedeutender Hülfsmittel mit Ruhe und Würde, mit Ernst und Besonnenheit auszubauen uns bestreben werden. Was unsere Gesinnung betrifft, so wäre es unpassend, darüber viele Worte zu verlieren. Möge dieselbe sich in dem Blatte selbst bewähren! Vorläufig nur so viel, daß der Nachfolger nie von dem Wege abweichen wird, den seine würdigen, hochverehrten Vorgänger im Katholiken angebahnt haben, und sein Wahlspruch stets der bleiben wird!

Christianus mihi nomen,
Catholicus cognomen.

Mainz. Die Redaction.

Dem Vorstehenden erlauben sich die Unterzeichneten in Bezug auf äussere Ausstattung und Erscheinungsweise das Nachfolgende noch beizufugen:

1) Der „Katholik" erscheint von nun an als Tagblatt dreimal wöchentlich einen halben Bogen stark im größten Quartformat.

2) Jeden Sonntag werden die „Neuesten Nachrichten aus den katholischen Missionen" als ständige Beilage beigegeben.

3) Die übrigen Beilagen richten sich nach dem vorhandenen Stoffe. In der Regel wird deren alle vierzehn Tage eine, im Laufe des Monats also zwei erscheinen.

4) Dem „Katholiken" wird jeden Monat ein eigenes Literaturblatt zur Anzeige und Recension neuer, namentlich auf die Zeitereignisse sich beziehender Schriften beigegeben.

5) Die Versendung findet auf dem Wege des Buchhandels alle 14 Tage, in brochirten Heften; mit der Post in einzelnen Nummern statt. Alle Postbestellungen bittet man bei dem zunächstgelegenen Postamte zu machen.

6) Trotz dieser Erweiterung, der schönen Ausstattung und des Umstandes, daß dem „Katholiken" ein ganz neues Blatt: „Die neuesten Nachrichten aus den katholischen Missionen" als Beilage beigegeben wird, bleibt der seitherige geringe Preis von **acht Gulden rheinisch oder fünf Rthlr.** derselbe.

7) Alle Zusendungen bittet man an „die Redaction des Katholiken" entweder direct, oder durch die Verlagshandlung, **beide in Mainz**, zu machen.

Mainz, Dezember 1843.

Kirchheim, Schott & Thielmann.



Digitized by Google




Digitized by Google



